Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71

von Karl Tanera



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oscar Beck München

8. 9. 1919

Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71

Von

Karl Tanera
Hauptmann a. D.

Neue Ausgabe in einem Bande

Elfte Auflage
(31. bis 34. Tausend)

Mit einer Übersichtskarte



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1911

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Vorwort

Ist ein Vorwort denn wirklich nötig? Ich meine, wer von den Kameraden mit draußen war, oder wer gern etwas vom Feldzuge hört, der liest mit Freuden Episoden aus jener glücklichen Zeit, wenn es auch nur Skizzen sind, und wer kein Interesse daran hat, den besticht auch kein Vorwort; der braucht eben nicht hineinzusehen. Aber ich soll mich entschuldigen wegen so manches Streiches, den ich damals ausgeführt? War es wirklich so schlimm? Daß ein junger 21jähriger Leutnant oft eine tüchtige Portion Leichtsinn besitzt, weiß jedermann. Wenn es aber galt, war ich zur Hand, trotz jedem anderen, und daß ich hie und da über die Schnur schlug — nun es geschah einmal und reut mich nicht; hab manches dadurch erlebt und gesehen.

Ich bin zu kriegslustig, wendet man ein; nun ja, Soldatenblut macht auch langer Friede nicht ruhiger. Bin ja weit entfernt, für unser deutsches Vaterland das schwere Unglück eines Krieges zu wünschen, und bringe mit Freuden das Opfer, meine eigenen Wünsche dem großen Ganzen unterzuordnen, aber wenn hie und da das selbstsüchtige Sehnen nach Gelegenheit zu ernster Kriegstätigkeit durchklingt, so ist dies doch natürlich bei einem Soldaten. Der Friede ist für das Reich das höchste Gut; für einen Offizier aber ist der Krieg die Lebensluft, in der er gedeiht. So bitte ich denn in dieser Beziehung um Nachsicht.

Was aber mein Büchlein betrifft, so hat es ein ehrliches Gesicht und wird auch ohne Militärpaß und Überweisungsnationale, d. h. ohne ein eigentliches Vorwort, seinen Weg finden.

Im April 1887

Tanera, Hauptmann.

Vorbemerkung des Verlegers

Der Verfasser der „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers", Hauptmann Karl Tanera, ist am 4. Oktober 1904 im 56. Lebensjahre unerwartet rasch aus seinem tätigen Leben abberufen worden. Nicht nur ein tapferer und ausgezeichneter Soldat, der seinem Beruf mit ganzer Seele angehörte, sondern auch ein deutscher Patriot von echtem Schrot und Korn ist mit ihm vom Schauplatz abgetreten. Erfüllt von warmer Begeisterung für deutsche Ehre und deutsche Größe hat Hauptmann Tanera, nachdem er nicht mehr imstande war, mit dem Schwerte für diese seine Ideale einzutreten, seine rastlos tätige Feder in deren Dienst gestellt. Zahlreiche Schriften, die zu Deutschlands Ehre verfaßt sind, tragen seinen Namen. Das Werk aber, durch das er zuerst und am nachhaltigsten die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, sind die „Ernsten und heiteren Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Feldzug 1870/71". In diesem Werke ist es dem heimgegangenen Verfasser gelungen, nicht nur sich selbst und der eigenen jugendlichen Kampfeslust und Vaterlandsbegeisterung, sondern ebensosehr der heldenmütigen Tapferkeit und Tüchtigkeit des ganzen deutschen Heeres ein leuchtendes Denkmal zu errichten, durch das auch er selbst fortleben wird.

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil:

Vom Ausmarsch (29. Juli 1870) bis Ende November (Châteaudun und Varize)

Zweiter Teil:

Vom 2. Dezember 1870 (Schlacht bei Loigny) bis zur Heimkehr (27. Juli 1873)

Erster Teil

Vom Ausmarsch (29. Juli 1870) bis Ende November (Châteaudun und Varize)



I.

Nach Frankreich.

Seit einigen Tagen hatten sich die Wolken am politischen Himmel wieder verzogen, und man hörte von nichts anderem mehr sprechen als von der glücklich abgewendeten Kriegsgefahr. Für uns hieß es nun freilich von neuem Rekruten drillen, Garnisonsdienst üben, Parade marschieren, während wir in unseren Träumen schon in dem schönen Frankreich gewesen waren und uns alle möglichen kriegerischen Ehren vorgemalt hatten. Und wir durften unserem Mißmut über diese Wendung nicht einmal laut Luft machen, wollten wir nicht in den Ruf noch sehr jugendlicher Leichtfüße gelangen. Daher beabsichtigten wir zu dreien, einen Ausflug nach Oberammergau zu machen, die Passionsspiele zu sehen. Gesagt, getan; drei Tage paradefrei*) waren rasch erbeten, und eines schönen Morgens saßen wir lustig im Postwagen, der uns den Algäuer Alpen entlang nach Füssen bringen sollte. Mit zwanzig Jahren hält keine Trübsal lange an; am allerwenigsten bei einem neubeförderten Leutnant.

Am Abend dieses ersten Reisetages kam plötzlich ein Telegraphenbeamter in das Wirtshaus, in dem wir wohnten, und brachte die überraschende Nachricht, es gebe doch Krieg, der König von Preußen sei vom französischen Gesandten in Ems beleidigt worden.

*) Wurde früher in Bayern statt kleinem Urlaub gegeben.

Wie uns diese Worte in die Glieder fuhren, als ob plötzlich Feuer in den Adern rollte!

„Was? Krieg? Erzählen Sie genauer!"

Der Beamte berichtete eingehend, wir hörten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und dann wurde debattiert, wie die Sachen eigentlich ständen. Dort in den Voralpen war man nicht so sehr kriegslustig: einzelne stark partikularistisch angehauchte Bürger, die sich im Wirtshaus eingefunden hatten, wollten höchstens von einer bewaffneten Neutralität etwas wissen. Wir Soldaten zweifelten aber keinen Moment, daß es Krieg geben werde, und daß wir auch ein Wort mitsprechen dürften, denn erstens glaubt man gern, was man wünscht, und zweitens — und dies war die Hauptsache — kannten wir unseren edlen König besser als jene Leute, deren tägliche Zeitungskost der übelbeleumundete „Volksbote" und das noch schlimmere „Vaterland" bildeten.

„Wie meint ihr? Fahren wir sofort nach Kempten zurück?"

„Natürlich. Mit der Post morgen früh kämen wir zu spät."

„Herr Wirt! Sofort einen Wagen nach Kempten. Was kostet er?"

„Fünfzehn Gulden."

„Gleichgültig! Nur schnell anspannen."

Eine halbe Stunde später saßen wir im Wagen, und früh gegen drei Uhr befanden wir uns wieder in unserer Garnison. Um die Passionsspiele sind wir gekommen.

Ich will nichts von der nun folgenden Woche erzählen. Gearbeitet wurde Tag und Nacht, aber man wurde nicht müde, denn man tat alles in gehobener, freudigster Stimmung, und in einer solchen überwindet man leicht die größten Schwierigkeiten.

Am 29. Juli vormittags zehn Uhr wurde das Bataillon im Kasernenhof versammelt. Unser Oberstleutnant Schmidt durfte stolz sein auf seine Jäger, denn frohe, siegesgewisse Zu-

versicht und unbedingtes Vertrauen zu seiner Person sprach aus allen Gesichtern. Er wußte aber auch, daß er sich auf diese Jäger verlassen durfte. In harter Friedensschule hatte er sie gestählt, und durch gerechte Strenge, aber auch wohlwollende Behandlung hatte er ihre Herzen erobert. Einen Kommandeur wie unseren gibt es auch nicht oft. Es ist hier nicht der Platz, ihn zu zeichnen. Wenn man aber hört, daß am 1. Dezember, also zu einer Zeit, wo uns der Krieg schon tüchtig hart gemacht, manchen Jägern die Tränen nahe standen, als sich der zum Oberst und Kommandeur eines Infanterie-Regiments beförderte Oberstleutnant vom Bataillon verabschiedete, daß, wenn man einen ritterlichen, unendlich verehrten Führer bezeichnen wollte, stets „unser Alter" erwähnt wurde, daß noch jetzt in den Dörfern, wo die Jäger damals rekrutierten, sein Name immer wieder genannt wird, dann begreift man, wie dieser Mann es verstand, sich die Liebe und Hochachtung seiner Untergebenen zu erwerben. Wir bedauerten an ihm nur eines, daß er nämlich immer höher und höher stieg und deshalb nicht mehr unser Kommandeur bleiben konnte. Wir hätten ihn so gern behalten.

Die Ansprache, die er damals im Kasernenhof hielt, war so, wie sie eben von ihm nicht anders sein konnte, kurz, kräftig, feurig, begeisternd. Jeder dachte bei sich: „Du täuschst dich nicht. Wo du uns hinschickst, gehn wir hin. Du sollst an deinen Jägern Freude erleben."

Was wir damals im stillen geschworen wir haben's gehalten. Der alte Schmidt hat Ehre eingelegt mit seinen „ersten Jägern".*)

Mittags 12 Uhr 55 fuhren wir ab. Die Musik spielte die Wacht am Rhein, die Bürger riefen uns Abschiedsgrüße nach, schöne Mädchen winkten ein Lebewohl, und mancher Kuß wurde noch schnell geraubt und ebenso schnell verziehen, der unter anderen Verhältnissen übel genug aufgenommen worden wäre.

*) Es ist vom ersten bayerischen Jägerbataillon die Rede.

Am andern Morgen verließen wir, durch die ununterbrochene Nachtfahrt tüchtig zusammengerüttelt, in Meckesheim zwischen Bruchsal und Heidelberg die Bahn, und gleich darauf ließ uns der anstrengende Marsch über Wiesloch bis an den Rhein die ersten Strapazen des Feldzuges kosten. Mir selbst schadete die große Hitze wenig. Ich war jung und kräftig, und vor allem elektrisierte mich der Anblick des ehrwürdigen Speierer Domes, dem wir uns ja mit jedem Schritte mehr näherten. Speier aber war damals meine Heimat; dort hoffte ich bestimmt, meine Eltern und meine Schwester, die ich fast ein Jahr nicht mehr gesehen hatte, begrüßen zu können, und dieser frohe Gedanke half mir, alle Müdigkeit zu überwinden.

Gerade gegenüber von Speier wurde das Biwak bezogen; vor uns glänzte der herrliche Rhein, und drüben spiegelten sich in seinen Fluten die Kuppeln und Türme des alten Kaiserdomes, den die untergehende Sonne mit feurigem Golde herrlich umstrahlte.

Kaum hatten wir es uns etwas bequem gemacht, so erhielt ich die Nachricht, meine Angehörigen seien gekommen. Wirklich sah ich schon von fern Vater und Mutter winken, und die kleine Schwester kam, so schnell sie konnte, auf mich zugelaufen, als sie mich erkannt hatte. Es war ein unvergeßliches Wiedersehen. Aber nur zu kurz währte es, denn bald mußten alle Zivilpersonen das Biwak verlassen.

Am andern Tage marschierte das Bataillon an der Tete der Brigade durch Speier hindurch gegen Westen. Mein Zug bildete die Spitze, und selten schritt ich mit mehr Stolz vor meinen Jägern her als damals, wo ich — zum ersten Male als Leutnant — meine Heimatstadt mit meinem Bataillone passierte und wußte, daß die Augen der während des Durchmarsches Kopf an Kopf versammelten Einwohnerschaft uns mit ganz besonderem Interesse musterten. Natürlich wurde ich alle Augenblicke erkannt, und freundliche Rufe, Blicke und Kußhändchen in Menge gaben mir das Geleite. Von unserm Quartier aus durfte ich noch einmal nach Speier zurückkehren, um den

letzten Abschied vom Elternhause zu nehmen. Dann kam ich erst wieder in die Heimat, als man mich, abgemagert fast zum Gerippe, beinahe ohnmächtig infolge von Schmerz und Kälte, mit zerschmettertem Arm am 8. Januar 1871 zurückbrachte, um meine Wunden zu heilen.

Am 4. August marschierten wir, noch ehe der Tag anbrach, aus dem Lager von Germersheim ab. Bald vernahm man von Weißenburg her den Kanonendonner der Schlacht. Dies wirkte wie mächtige Magnete, und immer mehr steigerte sich unser Tempo, bis wir fast im Laufschritt vorwärts eilten. Es half aber alles nichts; wir kamen zu spät. Es war nun einmal so, die preußisch-bayerische Waffenbrüderschaft sollte an dem glorreichen Tag von Weißenburg ihre Bluttaufe empfangen, ohne daß wir dabei waren. Unsere glücklicheren Kameraden vom II. bayerischen Korps beneideten wir nicht wenig, daß sie noch dazu unter den Augen des Oberkommandierenden der dritten Armee, des Kronprinzen selbst, dem alle süddeutschen Herzen, und so auch die unsrigen, im Nu zugeflogen waren – sich schon ihre ersten Kriegslorbeeren pflücken durften. Sie hatten in Verbindung mit dem XI. und V. preußischen Korps den Feind so tüchtig geklopft, daß für uns mit dem besten Willen keine Arbeit mehr übrig blieb, und wir nolens volens unsere Geduld eben zügeln mußten.

Wir waren daher nicht in der rosigsten Laune, als wir am Abend des 4. August bei Langenkandel ein recht matschiges und unfreundliches Biwak beziehen mußten. Dazu regnete es flott weiter, obwohl uns das Wasser schon längst direkt auf der Haut am Körper hinab in die Stiefel lief und dort lustig quatschte. Trotz alledem habe ich gut geschlafen und auch nicht stark gefroren, denn durch die Fürsorge der Einwohner der umliegenden Dörfer hatten wir weit mehr Stroh erhalten, als uns reglementsmäßig gebührte, weshalb man sich ein ganz annehmbares Lager bereiten konnte. Die guten Leute waren überhaupt in einer Art freigebig, wie ich es in keiner anderen Gegend Deutschlands wiederfand. Sie hatten freilich auch am meisten

Grund, sich über unsere Anwesenheit zu freuen, denn neun Kilometer entfernt stand der Feind, und hätten wir diesen hereingelassen, so wäre es den braven Pfälzern wohl recht schlimm ergangen. Am Morgen des 5. August stand längst alles fix und fertig bereit, ehe der Abmarschbefehl eintraf. Man konnte es kaum erwarten, bis man antreten durfte, um sich dem gestrigen Schlachtfelde zu nähern, und im stillen hoffte wohl jeder, es könne sich der Gegner vielleicht noch einmal stellen und uns auch zum Handkuß zulassen.

Von der Höhe von Schwaighofen erblickten wir zuerst Weißenburg und seine Umgebung. Also hier hatte die Schlacht gespielt! Mit gehobener Stimmung betrat man das schöne, jetzt doppelt interessante Gelände. Da bogen wir um eine Straßenecke und erblickten plötzlich in einem großen Garten etwa 500 gefangene Franzosen vor uns. Sie wurden von den zehnten bayerischen Jägern bewacht. Es waren meist Turkos. Mit welcher Neugierde unsere Leute sie betrachteten, kann man sich denken.

„Dös san amol schwarze Teifel," meinte ein altbayerischer Jäger, „und G'sichter hamm s' wia d'Affen. San denn dös aa Menschen?"

Manche ähnliche Äußerung wurde laut, und wir hatten Mühe, unsere Leute weiterzubringen, so sehr waren sie in das Beschauen der Gefangenen vertieft. Damals kamen uns die fremdartigen Käuze komisch genug vor. Später aber, in mancher heißen Schlacht, haben wir doch gelernt, sie recht zu achten, denn Tapferkeit konnte man den arabischen Truppen der Franzosen gewiß nicht absprechen. Nun begeisterte ein Zuruf, der von vorne kam, in einem Augenblick die ganze Kolonne.

„Wir kommen an die Grenze."

Plötzlich erklang es wieder aus Tausenden von Männerkehlen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall."

und flott im Gleichtritt ging es vorwärts gegen Altenstadt. Dicht vor dem ersten Hause dieses Dorfes stand der französische Grenzpfahl. „**Hurra, hurra, hurra!**"

So marschierten wir an ihm vorbei, schwenkten die Helme und jubelten laut, und es tönte wieder mächtig durch die Reihen:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Dort zu unserer Linken ergänzte er, der Vater Rhein, und daß er deutsch bleibe und ihn kein Franzmann anders als gefangen überschreite, dafür wollten wir schon sorgen und haben auch redlich dafür gesorgt.

Daß auf der gleichen Straße, wo wir die Grenze passierten, erst vor kurzem auch preußische Truppen sie überschritten hatten, darauf deuteten die am Wege zerstreuten zahlreichen Hülsen von Patronenpaketen. Es waren offenbar Bataillone und Regimenter, die tags zuvor dem Geschützfeuer der Schlacht von Weißenburg entgegenschritten. Das angesichts der französischen Grenzpfähle erschallende schrille Kommando: „Bataillon soll chargieren, geladen!" davon stammten die Patronenhülsen — mag manchem Tapfern, der da zum erstenmal in den Ernst des Kampfes ging, lange in den Ohren nachgeklungen haben.

In Altenstadt herrschte das Durcheinander, welches wir später noch oft genug in den Dörfern sahen, die auf einem Schlachtfelde oder in der nächsten Nähe eines solchen lagen. In den meisten Gebäuden befanden sich Verwundete, und fast überall hingen weiße Fahnen mit dem roten Kreuz über den Häusern, um sie als Lazarette zu kennzeichnen und vor Einquartierung und Requisitionen zu bewahren. Einen Vorzug aber besaß Altenstadt vor vielen Orten, nämlich ein bildschönes Judenmädchen, das aus einem halbgeöffneten Fenster heraussah, unwillkürlich alle Blicke auf sich zog und allgemeine Bewunderung erregte. Vielleicht hat Makart seine Judith nach diesem entzückenden Kopfe gemalt!*)

*) 31 Jahre nach dem Krieg erfuhr ich bei einem Besuch der Schlachtfelder ihren Namen und hörte, daß ihre Schönheit damals weithin bekannt war. Der Verfasser.

Bald darauf trat uns der furchtbare Ernst des Krieges zum ersten Male direkt vor Augen. Wir erblickten mehrere Opfer des gestrigen Kampfes, für deren Beerdigung man noch keine Zeit gefunden hatte. Es waren Siebenundvierziger, die achtzehn Stunden vorher so heldenmütig gegen das Schloß auf dem Gaisberg vorgegangen waren. Der Anblick des ersten Toten auf dem Schlachtfelde berührt schaurig. Wenn das weit aufgerissene Auge starr in die Höhe schaut, die krampfhaft zusammengeballten Hände gewaltsam den Schmerz in der durchschossenen Brust zurückdrängen zu wollen scheinen, dann meint man, man müsse und könne helfen, oder man möchte doch das schreckliche Bild verhüllen und den Toten der Ruhe der Erde übergeben. Allein man hat keine Zeit. Wir haben Wichtigeres zu tun; wir müssen fort, das Aufräumen des Schlachtfeldes ist die Sache anderer Abteilungen; wir aber wollen den Feind aufsuchen, und da darf keine Minute versäumt werden.

Nach anstrengendem Marsche unter fortwährendem Regen kamen wir nachmittags nach Ingolsheim. Südöstlich dieses Dorfes marschierten wir auf Kartoffelfeldern — nein, in einer undefinierbaren Sauce — in Bereitschaftsstellung auf, und bald darauf hieß es, hier werde biwakiert. Es war so.

Aber was war das für ein Biwak!

Von oben goß es wie mit Gießkannen, unten quatschte es, und dazu mußte man immer Angst haben, daß die Stiefel stecken blieben, und in der Mitte rieselte es über den Körper herunter, als ob man zu Hause im Douchebad säße. Zu allem war kein Trinkwasser zu haben; die Brunnen waren so ausgepumpt, daß sie keinen Tropfen mehr gaben und den kleinen Bach hatten die Kavallerie-, Artillerie- und Trainpferde so zugerichtet, daß er wie wahrer Morast aussah. Nur im Hofe der Mairie befand sich noch ein nicht ganz ausgeleerter Brunnen. Dort standen aber Posten und ließen niemanden hinzu, weil dessen Wasser für die Verwundeten aufbewahrt werden mußte. Uns blieb daher nichts anderes übrig, als unsere todmüden Jäger noch eine Stunde weit zum Wasser-

holen zu entsenden, und dabei goß es wie zum Hohn ununterbrochen fort.

Nun kam noch das Schönste. Als wir nach Stroh fragten, erfuhren wir, daß es kein Hälmchen mehr gäbe. Alles gestern noch vorhandene hatten die in der vergangenen Nacht hier biwakierenden Preußen des V. und XI. Korps requiriert und bei dem fortwährenden Regen auch in einer Art verbraucht, daß nur breiartige Reste noch zu finden waren, und selbst auf diese hatten die schon eher angekommenen Truppen Beschlag gelegt. Ähnlich ging es uns mit dem Brennholz. Wir hatten zwar Äste genug von den zahlreichen Obstbäumen abgeschlagen. Die brannten aber miserabel und verbreiteten mehr Qualm als Hitze. Das den Tag über im Brotbeutel mitgetragene Brot war ein lieblich duftender Matsch geworden, und selbst meine Schokolade, die noch von Muttern herstammte, zeigte viel Neigung, aus dem Leim zu gehen und zu zerfließen.

Trotz dieser verschiedenen kleinen Unannehmlichkeiten waren wir lustig und guter Dinge. Das Gefühl, in Frankreich zu sein, die Freude über den Sieg unserer Kameraden und die Hoffnung, bald ebenfalls Lorbeeren erwerben zu können, halfen über alles hinweg, und außerdem bot manche komische Situation Stoff genug zum Scherzen und Lachen. So erinnere ich mich noch deutlich, wie einer unserer Landwehrleutnants der Länge nach in den Schmutz fiel und untröstlich war, daß seine schöne Uniform nun für den ganzen Feldzug verdorben sei.

Die Nacht über saßen wir um ein mühsam erhaltenes Biwakfeuer. Zwar hatte ein guter Glühwein hinreichend für die nötige Bettschwere gesorgt, aber das Bett selbst war zu wenig verführerisch, als daß wir uns ihm anvertraut hätten. So plauderten wir fort und waren trotz allem vergnügt und heiter: denn der erste Teil unserer Träume hatte sich ja erfüllt, wir waren im Feindesland — in Frankreich.

II.

Der Tag von Wörth, der 6. August 1870.

„Wer wettet, daß wir heute ins Feuer kommen?"

„Heute? Keine Idee! Erstens sind die Franzosen nach der vorgestrigen Schlappe bei Weißenburg ausgerissen, was Zeug hält; zweitens ist unser Armeekorps heute das letzte in der Marschordnung, und drittens habe ich von unserem gestrigen Biwakpunsch einen solchen Katzenjammer bekommen, daß ich gar nicht zum Kämpfen, sondern nur zum Schlafen aufgelegt bin. Wenn ich aber fehle, kann von einem Gefecht keine Rede sein."

„Das ist freilich ein wichtiger Grund, auf den der Kronprinz und unser verehrter Gegner Mac Mahon wohl Rücksicht nehmen werden. Übrigens beruhige dich nur. Wenn dir auch jetzt die Gelegenheit fehlen würde, ein Chassepotgeschoß zu schlucken, ganz versäumen tust du sie gewiß nicht. Ich wenigstens wette, was du willst, daß sie dich auf deine dicke Fettschwarte hinaufschießen." — „Und dich auf deinen Schnabel."

„Gut, dann hat jeder von uns seinen Teil. Übrigens glaube ich doch fest, daß es heute für uns etwas zu tun gibt."

„Keine Rede davon. Gestern meinten die Herren vom Divisionsstab, daß man erst am 7. August wieder auf den Feind zu stoßen erwarte."

„Ich glaube es nicht. Wollen wir doch eine Flasche Champagner wetten."

„Meinetwegen. Vorausgesetzt, daß du sie besorgst, denn ich mag nicht herumsuchen, bis ich eine finde."

„Eingeschlagen, es gilt. Kommt es heute zum Gefecht, dann zahlst du; kracht es nicht, so zahle ich."

So unterhielten wir uns am Morgen des 6. August, als wir zwischen unseren Zügen auf der Landstraße von Ingolsheim nach Wörth in einem fast bodenlosen Schmutze dahinwateten. Wir — das waren nämlich zwei junge Leutnants des 1. bayer.

Jägerbataillons, von denen der eine, ein Graf Reigersberg, dick und rund, und der andere, meine Wenigkeit, schlank und dürr war.

Marschieren konnte man die Bewegungen, die unsere Jäger und wir an jenem Tage machten, eigentlich nicht nennen. Es war ein Patschen im wahrsten Sinne des Wortes. Seit einigen Tagen regnete es nämlich ununterbrochen; im gestrigen Biwak hatte es zur Abwechslung die ganze Nacht gegossen, was vom Himmel herunterkonnte, und jetzt war Jupiter pluvius so freundlich und schüttete tränkeimerweise seine Sauce auf uns arme Erdenwürmer herab. Ganz parademäßig sahen wir deshalb nicht aus. Auch das weiche, glatte Lager auf dem Lehmbrei im Biwak bei Ingolsheim hatte nicht dazu beigetragen, die neuen Uniformen zu verbessern. Allein trotzdem machten wir einen ganz stattlichen Eindruck, und ich bin überzeugt, manches hübsche Mädchen hätte sich nicht gescheut, an jenem Tage einem oder dem anderen von uns schmutzigen Burschen einen freundlichen Händedruck und — wenn es gerade niemand gesehen hätte — vielleicht auch ein verstohlenes Küßchen zu geben. Das kam daher, daß frohe Siegeszuversicht aus unseren Augen leuchtete, und daß das stolze Bewußtsein, im Feindeslande vorzudringen, die Brust hob, und dies sich im Mienenspiel und in den Bewegungen aller so deutlich ausdrückte, daß man darüber gern die Lehmflecken an der Uniform und den Stiefeln vergaß.

Es ist wirklich etwas Eigenes um ein solches Gefühl vollständigen Vertrauens in die höhere Führung und unzweifelhaften Glaubens an den Sieg. Wir selbst hatten ja bei Weißenburg nicht mitgekämpft. Trotzdem aber war der Siegestaumel auch in uns gefahren, und wenn jemand geäußert hätte, wir könnten am Ende auch eine Schlappe erleiden, so wäre er achselzuckend bedauert worden, denn einem Menschen, der nichts begreift, kann man ja nicht helfen. Das aber begriff damals schon jeder gemeine Mann, geschweige die Unteroffiziere und Offiziere, daß es dieses Mal anders zugehe als 1866, daß wir jetzt zielbewußt geführt würden, daß es keine Rücksichten auf politische Verhältnisse gäbe, und daß wir nicht eher ruhen würden, als bis die

Franzmänner vollständig geschlagen seien und de- und wehmütig um Gnade bitten müßten. Gehoben durch ein solches Bewußtsein, ertrug man auch die Strapazen gern und ließ sich durch das unaufhörliche Regnen den guten Humor nicht verderben.

Trotzdem kann ich nicht behaupten, daß mir mein Frühstück an jenem Morgen gut geschmeckt. Damals wußte man noch nichts von „imprägnierten" wasserdichten Brotbeuteln. Mein Bursche trug meine Atzung in einem umhängbaren Reisetäschchen, das sich noch vor vierzehn Tagen recht vornehm ausgenommen hatte, aber jetzt aussah wie eine Ballettänzerin, die am Abend vorher das Publikum entzückt, am nächsten Morgen aber ohne Schminke, ohne Farbe, ohne Perücke, ohne künstliches Gebiß, ohne ꝛc. ꝛc. nichts anderes darstellt als eine gesetzte Jungfrau von etwa 45 Jahren.

In diesem Täschchen gaben sich allmählich verschiedene Gießbäche ein Rendezvous. Mein getreuer Sancho — d. h. so darf ich ihn eigentlich nicht nennen, sonst meint man am Ende, daß ich selbst ein Don Quixote de la Mancha gewesen sei — schloß nun folgerichtig, daß mein Stück Brot besser bei dem seinen im Brotbeutel aufbewahrt wäre, resp. daß es praktischer sei, nur ein großes Stück für uns beide statt zwei kleine mitzunehmen, weil letztere schneller durchweicht würden wie ersteres. Dies hätte ganz schön sein können, wenn nicht die Hartnäckigkeit des Regens auch mit dem einen großen Stück fertig geworden wäre. Nun kam noch dazu, daß mein Bursche das Brot unter allen Utensilien, die außerdem auch noch im Brotbeutel herumschwammen, verbarg, damit es möglichst gedeckt sei. Bei den letzteren befand sich aber die damals noch für notwendig gehaltene, später freilich als überflüssig erkannte Wichsschachtel. Der Inhalt derselben gab nun dem Drängen des Regenwassers nach, verwandelte sich zuerst in Brei, dann in eine dünnflüssige Sauce, spazierte aus dem Holzschächtelchen heraus, begab sich auf den Brotbrei und ging bald mit diesem eine zwar verbotene, dennoch aber nicht minder innige Vereinigung ein. Mein guter Schwaninger, d. h. mein Bursche, behielt zwar die schlechteste,

äußere Masse unseres Teiges für sich und gab mir die innere Hälfte. Sie schmeckte aber doch mehr wie lieblich nach Stiefelwichse, und es gehörte wirklich ein gründlicher Hunger dazu, um das Zeug hinunterzuwürgen, und ein guter Magen, um es zu vertragen. Wir haben es aber vertragen und befanden uns den Umständen gemäß ganz wohl.

Vor uns lag das Dorf Schönenburg.

„Schwaninger, dort kannst du vielleicht bei einer Verpflegsabteilung einen Laib frischen Brotes kaufen."

„Werd's versuchen, Herr Leutnant."

Damals trugen die Burschen kein Gewehr, sondern nur ihr und ihrer Herren Gepäck. Daher konnten sie leichter einmal die Kolonne verlassen und nach Lebensmitteln Umschau halten.

An jenem Morgen wurde aber nichts aus dem schönen Plan.

Ehe wir nämlich das Höft – so nannte der Gefreite Mögele jeden französischen Ort von Londonville, dem miserabelsten Neste der Perche, bis inklusive Paris – erreicht hatten, mußten wir westlich abbiegen und auf einem unbeschreibbaren Feldwege gegen Keffenach zusteuern.

Unten wurde es jetzt noch schlechter, und es kostete oft Mühe, die Stiefel von ihrer Zuneigung zu dem Lehmmatsch abzubringen; oben aber besserte es sich zusehends; Jupiter hatte, wie es schien, keine Stalleimer mehr zum Schütten und nahm nun Gießkannen, und schließlich wurde ihm auch dies zu langweilig; da hörte er ganz auf.

Vergnügt ob einer solchen Änderung des Wetters stiefelten wir vorwärts und erreichten bald die Höhe östlich Keffenach.

„Oho, was ist denn los? Der Ordonnanzoffizier reitet ja, daß nur die Funken – diese zwar nicht, aber der Schmutz — so davonfliegen!"

„Ausschreiten!" ruft es von vorn.

„Was gibt's denn?"

„Weiß nicht."

Trotzdem man nichts Außergewöhnliches sah und hörte, ergriff aber doch die Kolonne eine gewaltige Aufregung. Umsonst

läßt man ja die Leute auf einem grundlosen Wege nicht ein so eiliges Tempo einschlagen.

„Dort von rechts donnert's," rief plötzlich ein Jäger.

„Esel," antwortete ein Kamerad desselben „Donnern tut's, aber nicht am Himmel droben, sondern herunten auf der Erde. Kanonen sind's, die du gehört hast. Dort vorn geht's los."

Vor uns regnete es noch. Dies dämpfte den Schall. Jetzt vernahmen wir das Geräusch deutlicher. Wahrhaftig, das ist Geschützfeuer! Kein Zweifel war möglich.

Da brauchte es keine Aufmunterung mehr, schneller zu gehen. Jeder Mann schien zu wachsen, das Plaudern hörte auf, man lauschte, man streckte sich und suchte über die Köpfe der vorderen Leute hinwegzusehen, man haschte nach einem aufklärenden Worte vorbeireitender Ordonnanzoffiziere, und alles drängte vorwärts, unaufhaltsam vorwärts.

Zum guten Glücke waren wir Jäger an der Spitze der Brigade. Durfte dieselbe noch eingreifen, so waren wir die ersten. Im Nu hatte jedermann begriffen, daß die höchste Eile nötig sei. Unser Oberstleutnant hielt keine Rede. Er sagte nur: „Da vorn ist eine heftige Schlacht im Gange. Wenn wir eilen, kommen wir vielleicht noch rechtzeitig zum Eingreifen."

Der Mann kannte seine Jäger. Jetzt wurde nicht mehr marschiert, sondern gerannt. Bald hatte sich zwischen uns und dem nach uns folgenden Infanterie-Regiment ein tüchtiger Abstand gebildet, denn so wie die Jäger konnten die Infanteristen doch nicht laufen. Sie waren auch nicht vom alten Schmidt erzogen worden. Früher hatte man uns allen und mir besonders oft vorgeworfen, wir machten an die Lungen der Leute zu große Anstrengungen. Es ist wahr, ich habe als Turn- und Fechtlehrer der Unteroffiziere viel von meinen Schülern verlangt, aber sie leisteten es doch gern, denn es waren ja Jäger des Bataillons Schmidt, und die hätten alle den Teufel aus der Hölle geholt, wenn der „Alte" es verlangte. Noch kurz vor dem Ausmarsche bin ich ja mit sämtlichen Unteroffizieren des Bataillons von Kempten über Kottern nach Kempten zurück,

bergauf, bergab in einem Laufschritt in der Dauer von 48 Minuten gelaufen, und kein Mann trat aus, nicht einmal der kleine Korporal Fuchs, obwohl schon damals sich sein später gut entwickeltes Bäuchlein ansetzte.

Jetzt kam uns diese harte Friedensschule sehr zustatten, denn von Müdigkeit war keine Rede. Hätten nicht der Oberstleutnant und die neben und hinter ihm reitenden Offiziere das Tempo angegeben, so wären wir wahrscheinlich alle vorwärts durchgegangen, um nur rasch, so rasch als möglich an die Kerls zu kommen und sie recht gründlich zu zausen. Es war aber gut, daß die Herren die Geschwindigkeit allmählich etwas mäßigten, denn auf die Dauer hält eben der Körper nicht aus, wenn der Geist auch noch so heftig drängt.

Der Kanonendonner vor uns wurde immer mächtiger; der Regen hatte gänzlich aufgehört; klar und freundlich, beleuchtet von der hellstrahlenden Sonne lag das Gelände vor unsern Blicken. Jetzt konnte man schon Rauch= und Dampfwolken unterscheiden. Erstere schienen ferner zu sein und von brennenden Dörfern herzurühren. Letztere bezeichneten uns die Stellung einer mächtigen Artillerie, die auf den Höhen vorwärts Preuschdorf entwickelt war. Etwa um 4½ Uhr nachmittags kamen wir in der Gegend von Lampertsloch an. Hatten wir in den letzten Tagen die Nässe von außen nach innen durchgemacht, so ging es jetzt umgekehrt. Sonne und Luft waren vormittags bemüht gewesen, unsere durchweichten Uniformen zu trocknen. Das anstrengende Laufen hatte uns aber in solchen Schweiß gebracht, daß es wohl jedem Mann wie mir selbst erging, d. h. daß aufs neue keiner einen trockenen Faden mehr am Leibe hatte.

Auf der Höhe von Lampertsloch hörten wir zum ersten Male das Prasseln der Mitrailleusen. Jetzt marschierten wir um eine Waldecke herum.

„Dort schaut hin! Dort stehen sie!"

„Wer? Die Franzosen?"

„Das ist nicht möglich. Die schießen ja hinüber. Das müssen die Unseren sein."

Waren's auch, und zwar Preußen vom V. Korps, deren Geschütze von den Höhen zwischen Diefenbach hinüberleuchteten, daß die Flammen aus den brennenden Häusern von Fröschweiler und Elsaßhausen deutlich genug zeugten, wohin die Deutschen gezielt, und wohin sie auch getroffen.

„Das dort drüben sind Franzosen?"

„Nein, sind auch Deutsche, sonst würden sie ja die Artillerie vor uns in die Flanke fassen. Vom Feind können wir noch nichts sehen."

„Was sind denn dies für sonderbare kleine Rauchwolken hoch oben in der Luft?"

„Schrapnells. Wenn ihr die einmal so hoch seht, dann tun sie euch nichts mehr. Es sind aber französische Geschosse; die unseren krepieren nicht so hoch."

„Herr Leutnant! Dort sind Franzosen! Ich sehe deutlich rote Hosen."

Ich riß den Feldstecher heraus, blieb einen Moment stehen und sah hin. Dann rannte ich meinem Zuge nach.

„Sie haben recht, Rief, aber es sind Gefangene."

Ein Ordonnanzoffizier des Divisionsstabs sprengte auf unseren Oberstleutnant zu und meldete ihm etwas. Wir hatten gerade ein freies Feld links neben uns. Da tönte die Baßstimme unseres Kommandeurs so laut, daß ihn jeder einzelne Mann deutlich verstand: „Links um! In Kompaniekolonnen Front gegen das Dorf vor uns. Laufschritt marsch! Halt! Tornister ab! Feldkessel an die Mäntel schnallen, Mäntel umhängen! Von jeder Kompanie bleiben vier Mann als Tornisterwache zurück! Dazu der Stabssekondjäger*) und ein Korporal der vierten Kompanie. Die Kompanien treten dann wieder an der Straße an! So rasch machen als möglich!"

Das ging wie der Blitz. Da war keine Rede von sorgfältigem Ausrichten der Tornister ɛc., den Zopf hatten wir zu Hause gelassen; hier handelte es sich um kriegerische Leistungen,

*) Alte bayerische Bezeichnung für Stabssergeant der Jäger.

nicht um Gamaschendienst. In einer Minute waren wir fertig. Jeder Zug – die Kompanie hatte damals vier Züge – stellte einen Mann zur Wache. Ich wählte einen alten Landwehrjäger, dem der Atem auszugehen drohte. Er weinte beinahe, weil er nicht mit vor durfte, mußte aber gehorchen. Er hätte es auch nicht ausgehalten, denn gegen das, was jetzt kam, war der bisherige Eilmarsch eine wahre Spielerei.

„Laufschritt marsch!"

Wie das rasselte und lärmte! Die lose angehängten Feldkessel schlugen an die Säbel und Gewehre und machten die ohrenzerreißendste Musik. Wir hörten aber nichts als das Krachen der Geschütze. Wo das herdröhnte, da wollten wir hin und deshalb liefen wir in einem Laufschritt über Preuschdorf und Mitschdorf bis Görsdorf.

Plötzlich sahen wir hinüber auf die andere Seite des Sauertales, auf den Abhang östlich Fröschweiler. Da wimmelte es wie in einem durcheinander gerührten Ameisenhaufen. Bald erkannten wir aber, daß die dort hin und her Gehenden meist Preußen und Bayern waren und nur vereinzelnd gefangene Franzosen zurückgeführt wurden. Auf dem Abhange lagen aber Tote und Verwundete wie gesät, und auch hier erkannte man mehr Deutsche als Welsche. Vom Infanteriekampf sahen wir nichts mehr. Auch die große Batterie östlich von Wörth hatte aufgehört zu feuern. Aber jenseits der Sauer krachte es noch ganz anständig, wenn auch lange nicht mehr mit der Heftigkeit, wie noch vor einer Stunde.

„Zum Sturm kommen wir nicht. Aber vielleicht reicht es noch zur Verfolgung. Also weiter, Laufschritt marsch."

Einzelne alte Landwehrjäger, die an solche Riesenanstrengungen nicht mehr gewöhnt waren, mußten austreten. Was tut's? Wenn auch zwanzig der Schlag trifft, das schadet nicht. Kommen doch 980 noch an den Feind und tragen zu dem herrlichen Siege mit bei, den die glücklichen Korps, welche vor uns waren, erfochten. Wir rannten weiter. Links stand General

von Kirchbach mit seinem Stabe. Bei anderer Gelegenheit hätte ich ihn gern näher betrachtet. Jetzt war keine Zeit.

Von Görsdorf bogen wir rechts ab und liefen, nein stürzten den Ostabhang des Sauerbachtales hinab. Da lagen die ersten Toten; es waren bayerische Jäger vom 4. Bataillon und Infanteristen vom 1., 2. und 11. Infanterie- und Leib-Regiment. Ihr Anblick berührte uns nicht. Waren wir durch den Marsch über das Schlachtfeld von Weißenburg schon so abgehärtet? Nein, gewiß nicht. Aber wir hatten keine Zeit. Nicht allein die Schritte, auch die Gedanken waren nach vorwärts gerichtet. Da sah man nur flüchtig nach den toten Kameraden. Später konnte man sich vielleicht mehr um sie kümmern.

Unterdessen brach die Dämmerung ein. Jetzt kamen wir auf der Sohle des ziemlich breiten Wiesentales an. Die Sauer hemmte den Marsch. Dieser Bach ist sehr steil eingeschnitten und hat eine beträchtliche Tiefe. Sein dunkles Wasser sah heimtückisch genug aus. Die Kompanien waren in Kolonnen aufmarschiert.

„Dürfen wir hinüber!"

„Ja, aber vorsichtig. Von der ersten Division sind mehrere Leute ertrunken."

„Schwimmer vor!" rief der Hauptmann.

Das war mein Fall. Bin nicht umsonst am Rhein und während der Sommermonate sehr viel im Rhein aufgewachsen. Mit einem Satz war ich fast in die Mitte des kaum zehn Schritte breiten Baches gesprungen und stand sehr überrascht bis unter die Achseln im Wasser. Ich erreichte schnell das jenseitige Ufer. Der Bach konnte also überschritten werden.

„Säbelkuppeln und Patronentaschen herunter! Bajonette aufpflanzen und die Kuppeln dranhängen! Gebt acht, daß keine Patronen naß werden! Genau an der Stelle hinübergehen, wo ich herüber bin!" Die Leute folgten. Die nächsten Züge machten es an anderen Stellen ebenso. Nur wenige hatten das Glück, auf einer Notbrücke, die wir erst später entdeckten, trockenen Fußes über diesen unscheinbaren, aber sehr tiefen Bach

zu kommen. Mir war das Naßwerden einerlei. Der Schweiß hatte an und für sich meine Uniform vollständig von innen nach außen durchdrungen, und daß nun das Wasser von neuem den umgekehrten Weg machte, empfand ich nur angenehm. Ich hatte eben ein Bad genommen. Leider mußten wir bald darauf halten. Nach einiger Zeit traf der Befehl ein, daß das Bataillon nicht mehr zur Verfolgung verwendet würde. Es habe aber sämtliche Ärzte und Blessiertenträger zum Absuchen des Schlachtfeldes zu geben.

Daß wir jetzt gründlich schimpften, wird uns wohl niemand verargen. Den ganzen Tag waren wir auf wahren Schandwegen gelaufen wie die Spitzbuben; die letzten fünf Kilometer rannten wir, als ob das Seelenheil davon abhänge; ein sehr großer Teil des Bataillons mußte das unfreiwillige Bad in der Sauer nehmen, und nun war alles umsonst. Da soll denn doch gleich — ich durfte damals mehr sagen, als jetzt schreiben, denn ein 25 Jahre dauernder Friede hat uns ja wieder zivilisiert. Wie sehne ich mich nach jenem freilich nicht so salonfähigen Zustand! Rauh mag es im Kriege zugehen; manches kernige Wort, mancher derbe Ausdruck entfährt den Lippen, und doch gibt es keine Zeit, die so edle, so erhabene, so wahrhaft großartige Tugenden zeitigt, als gerade der Krieg. Da wachsen hohe Begeisterung, kühner Mut, aufopfernde Tapferkeit, treue Kameradschaft, selbstverleugnendes Pflichtgefühl, stolzes Nationalbewußtsein und unerschütterliche Liebe zu Fürst und Vaterland; kurz da werden Männer.

Wir stellten die Gewehre in Pyramiden, die Leute gruppierten sich zusammen, legten sich nieder, wir Offiziere folgten ihrem Beispiele, und nun wurde debattiert, wie es wohl zugegangen sein müsse. Das war jedermann klar, daß unsere III. Armee einen neuen, herrlichen Sieg erfochten, denn erstens konnte es ja gar nicht anders sein, und zweitens wären wir sonst nicht hier, mitten auf dem von den Franzosen geräumten Schlachtfelde.

Nach etwa einer halben Stunde hatten wir uns alle

vollständig erholt. Die zu unserer Brigade gehörigen Regimenter kamen auch allmählich herbei und lagerten sich ebenfalls im Sauerbachtal. Meine Uhr ging noch ganz gut trotz des Bades, das auch sie genommen. Sie zeigte einige Minuten nach sieben Uhr.

Es begann jetzt einer der schönsten Abende, die ich je erlebt, und wahrscheinlich werde ich keinen solchen mehr durchmachen. Dazu gehört Glück, und Fortuna wechselt gern mit ihren Günstlingen. Die Luft war so klar, wie es stets nach langer Regenzeit der Fall ist; die Temperatur hatte sich angenehm abgekühlt, und als die Sonne hinter der forêt de Langensoulzbach verschwand, übernahm der aufgehende Mond ihre Rolle und streute sein magisches Licht über das weite Tal und dessen dunkle Waldränder aus. Anfangs vereinzelnd, dann zahlreicher wurden Biwakfeuer angezündet und glänzten wie rotglühende Leuchtkäfer, die sich auf den Abhängen am saftigen Grün erlabten. Je dunkler der Himmel wurde, desto mehr hoben sich die aus den brennenden Dörfern Fröschweiler, Elsaßhausen und Eberbach in die Höhe steigenden Flammen vom Hintergrunde ab und warfen schaurige Streiflichter auf ihre Umgebung. Im Tale selbst hörte man nichts mehr von Kampf- und Kriegsgetöse. Nur aus den Wäldern schallten noch einzelne Schüsse herunter. Mancher rasende Turko hat, obgleich selbst schwer verwundet, noch den ihm nahenden Sanitätssoldaten erschossen, weil es dem wilden Kabylen undenkbar war, daß ein Feind anders zu ihm kommen könne, als mit der Absicht, alles, was noch atmete, völlig zu töten und grausam zu martern. Was wußten diese armen schwarzen Teufel von einem Genfer Vertrag, von Völkerrecht, von Barmherzigkeit und Milde gegen Besiegte! Davon hatten ihre französischen Lehrmeister ihnen nichts erzählt. Sie wären sonst vielleicht zu zahm geworden und hätten nicht so scheußlich in Deutschland gehaust, als man es von seiten der an der Spitze der Zivilisation marschierenden großen Nation hoffte und wünschte, und wovon sie ja auch nur durch einen kleinen Zufall abgehalten

wurden, den nämlich, daß sie und nicht wir die Schläge bekamen. Mancher unschuldige Araber wurde bei dieser Gelegenheit als Meuchelmörder durch sofortiges Erschießen bestraft, der jetzt Vater und Mutter, Frau und Kind ernähren würde, hätte man ihn vor dem Kriege richtig belehrt, wie er sich zu benehmen habe, wenn ihn das Unglück träfe, verwundet und gefangen zu werden.

Plötzlich begann beim V. preußischen Armeekorps eine Regimentsmusik die „Wacht am Rhein" zu spielen. Es dauerte nicht lange, da folgten hier und dort, auf der Höhe und im Tale, überall, wo deutsche Truppen lagen, die Musiken diesem schönen Beispiel, und mächtig drangen die Akkorde der herrlichen Melodie von dem eroberten Schlachtfelde hinauf zu dem sternenbesäten Nachthimmel und verkündeten tausendfach „Sieg", „Sieg", „Sieg!"

Dann reihte sich das „Heil unserm König Heil!" daran als Huldigung der Truppen für ihren obersten Kriegsherrn, und den Schluß bildete „das Gebet" als Dank für den Lenker der Schlachten, daß er die Wage des Geschicks dahin geneigt, wo das Recht lag, auf die Seite der Deutschen, auf unsere Seite. Ich muß gestehen, in keiner Kirche, bei keinem Gottesdienste hat mich je eine so andächtige Stimmung ergriffen, als damals mitten auf dem blutigen Schlachtfelde, in freier Natur, als wir mit entblößtem Haupte den ernsten Tönen des Gebets lauschten, das auch unsere Musik mit wahrer Begeisterung vorzüglich blies.

Unsere Ruhepause dauerte nicht lange. Gegen ³/₄8 Uhr abends traf der Befehl ein, bis westlich Fröschweiler vorzurücken, um für dringende Fälle zur Hand zu sein. Wir erstiegen die Höhe, auf der wenige Stunden vorher der heißeste Kampf der ganzen Schlacht gewütet. Von Toten und Verwundeten sahen wir nicht sehr viel; die Dunkelheit verhüllte das Nebengelände mit dichtem Schleier, und den Weg, auf welchem wir marschierten, hatte man schon vorher frei gemacht. Desto mehr vernahmen wir, denn unsere Leute hatten aufgehört zu singen, weil sie ihre Aufmerksamkeit auf die Straße richten mußten, um nicht zu

fallen. Schaurig genug klangen all die Schmerzensschreie und Bitten um Hilfe, die hier deutsch, französisch und arabisch durch die Nacht hallten. Wir hatten keine Zeit zu helfen. Es war auch nicht unsere Aufgabe. Überdies zeigten die vielen in den Weinbergen und in den Wäldern mit Laternen und Fackeln herumsuchenden Ärzte und Mannschaften, daß alles geschehe, was möglich war.

Fürchterlich sah es in Fröschweiler aus. Die Flammen wurden zwar nach und nach gelöscht. Allein hier konnte sich das Elend des Krieges nicht in der dunklen Nacht verbergen. Zu jedem Fenster hinein sah man bei mehr oder minder mangelhafter Beleuchtung Ärzte ihres Amtes walten, und ununterbrochen begegneten der marschierenden Kolonne Sanitätssoldaten, die Schwerverwundete auf blutigen Bahren vom Schlachtfelde hereinbrachten und sie in den an und für sich schon überfüllten Häusern unterzubringen suchten. Dazwischen liefen rat- und tatlos die armen Einwohner des zerschossenen Dorfes herum und suchten die Ihrigen zusammen, die sie seit Beginn der Schlacht nicht mehr gesehen und jetzt verbrannt und gestorben wähnten. Andere schleppten auf Befehl der Chefärzte Tote aus dem Ort hinaus, um Platz für neue Verwundete zu schaffen.*) Wir waren recht froh, als wir den jenseitigen Rand erreichten und uns bald wieder auf freiem Feld befanden. Dicht vorwärts Fröschweiler wurde von neuem in Bereitschaftsstellung aufmarschiert, und wir warteten, ob wir nicht doch noch zur Verfolgung verwendet würden. Es war aber auch diese Hoffnung vergebens. Gegen 10 Uhr abends erhielten wir Befehl, zu unseren Tornistern zurückzumarschieren und dort zu biwakieren.

*) Erst in der letzten Zeit kam mir die „Fröschweiler Chronik" (Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870 (von Pfarrer Karl Klein) nunmehr 31. Auflage, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München) in die Hand. Dieses Buch rief mir alle die schaurigen Szenen, die ich damals in jenem armen Dorfe gesehen und miterlebt, neu ins Gedächtnis. Wer sich ein klares Bild hierüber machen will, lese dieses naturwahre Werk.

Von neuem ging's durch Fröschweiler hindurch. Dann wandten wir uns aber rechts und marschierten über Wörth und Diefenbach auf den an der Landstraße zwischen Preuschdorf und Lampertsloch gelegenen Biwakplatz. Unser Bataillonsquartiermeister, so nannte man damals die Zahlmeister, ein bei jeder Gelegenheit gewandter, tüchtiger und schneidiger Mann, hatte reichlich für Stroh gesorgt, so daß wir uns, als wir gegen 12½ Uhr nachts ankamen, direkt aufs Ohr legen konnten. Ich kramte zwar noch vorher einige in der Bedientetasche doch etwas trocken gebliebene Stücke Wäsche heraus, zog mich dann ohne große Scheu vor den um mich herumliegenden Jägern so weit aus, daß ich schließlich nur noch meine eigene Haut als Kleidung trug, ließ mich von meinem getreuen Schwaninger tüchtig abreiben, hüllte mich in die frisch sein sollende Wäsche und krabbelte dann in mein von dem Burschen ausgezeichnet hergerichtetes Strohlager. Bald darauf war ich selig entschlummert und schlief den Schlaf nicht des Gerechten, das will ich nicht behaupten, aber den Schlaf eines todmüden jungen Menschen, dem weder körperliche noch seelische Leiden den Schlummer rauben, und der unter freiem Sternenhimmel so gut liegt wie auf der schönen Roßhaarmatratze zu Hause bei Muttern.

III.

Chardogne.

Glaubt ihr wirklich, daß sie beim Lager von Châlons Front machen werden?"

„Wir wollen es hoffen. Wenn der Marschall Mac Mahon uns den Weg nach Paris ganz frei lassen wollte, so bin ich überzeugt, hätte er die neue Armee nicht bei Châlons, sondern hinter den Forts von Paris organisiert."

„Du kannst recht haben. Übrigens sollen die Franzosen stehen bleiben, wo sie mögen, wenn sie nur überhaupt stehen bleiben. Es wäre geradezu entsetzlich, wenn die Schlachten um Metz sie schon so mürbe gemacht hätten, daß sie an den Frieden dächten."

„O, habe keine Angst. Fehler können sie nach Tausenden begehen. Daß aber die Franzosen jetzt schon die Flinte ins Korn werfen, halte ich für unmöglich."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen marschierten wir am 25. August 1870 von Loissey über Silmont gegen Bar=le=Duc vor. Auf einer großen, schönen Wiese bei Silmont wurde gehalten, und die ganze Division formierte ein offenes Viereck, in dessen Mitte man einen Feldaltar errichtete. Es galt den Namens= und Geburtstag unseres Königs, Ludwig von Bayern, in einfach militärischer Weise zu feiern. An Stelle des Flaggenschmuckes der heimatlichen Städte im Festgewande waren die Fahnen der Regimenter enthüllt, und stolz blickten von ihren Stangen herab die bayerischen Löwen auf die umliegenden Ortschaften im feindlichen Lande. Nach der Messe hielt der Feldgeistliche eine kurze Ansprache, dann spielten Musikkorps der Division die Nationalhymne und das „Te deum laudamus" und unter dem Donner der heute ohne Granaten feuernden Geschütze wurde das Gebet für den König gesprochen. Es war eine erhebende Szene, diese Feldmesse mitten in Frankreich während des großen Krieges. Nach Beendigung derselben wurde der Marsch fortgesetzt. Über Longueville gelangten wir in kurzer Zeit nach Bar=le=Duc, einem reizenden und allerliebst gelegenen Städtchen. Als wir durch die Hauptstraße defilierten, hatten wir die Freude, an unserem so sehr geliebten General von der Tann vorbeimarschieren zu dürfen. Wer ihn nicht gesehen hat, diesen echten Kavalier, diese ritterliche Erscheinung, den großen Feldherrn und unübertroffenen Menschenfreund, der kann die Begeisterung nicht verstehen, die das ganze I. bayerische Armeekorps für seinen heldenhaften Führer hegte. Wir aber kannten ihn, und deshalb wäre jeder von uns ohne Besinnen direkt

gegen eine Granaten und Kartätschen speiende Batterie vorgegangen, wenn er es verlangt hätte. Jeder streckte sich, wie er konnte, als der alte Herr den Vorbeimarsch abnahm, und jeder fühlte sich in vollstem Maße belohnt, da er an dem Blick des Feldherrn erkannte, daß derselbe mit unserer Haltung zufrieden war.

Nach Bar-le-Duc kamen wir durch Fain und Verney und erreichten gegen Mittag Chardogne, das Ziel unseres heutigen Marsches. Ich kam mit zwei Kameraden, dem Generalstabshauptmann von Xylander und dem Leutnant Baron Aufseß, zu einem Bauern namens Matthieu ins Quartier, wo wir verhältnismäßig gut untergebracht waren.

Am nächsten Morgen erfuhren wir zu unserer großen Freude, daß Rasttag sein solle, um das Aufschließen der rückwärtigen Armeekorps abzuwarten.

Am Vormittag machte ich einen Spaziergang durch das Dorf und begegnete einem Sekondjäger*) unserer Kompanie, der aber nicht zu meinem Zuge gehörte. Auf mein Befragen, wie er und seine Korporalschaft untergebracht seien, entgegnete er: „Ausgezeichnet, Herr Leutnant. Wir sind in einem Hofe acht Minuten vom Dorfe, bei einer reichen, jungen Witwe. Außer den Knechten sind einige blitzsaubere Mädchen draußen, die für uns sorgen, als ob wir Landsleute wären. Nur schade, daß wir kein Französisch verstehen." — „Ist die Witwe ebenfalls hübsch?" — „Jawohl, Herr Leutnant, und höchstens zweiundzwanzig Jahre alt. Der Herr Leutnant sollten in den Hof ins Quartier gehen. Es ist sicher dort besser als im Dorfe." — „Gibt es denn noch Platz?" — „O, genug. Ich sah ein leeres Zimmer, das ein sehr gutes Unterkommen für den Herrn Leutnant bietet."

Die Sache leuchtete mir ein. Ich ahnte ein lustiges Abenteuer, und auf ein solches mich einzulassen, war ich damals jeden Augenblick mit Freuden bereit. Einem vorübergehenden

*) Frühere Bezeichnung für Sergeant.

Jäger erteilte ich den Befehl, den Koffer durch meinen Burschen packen zu lassen und letzterem zu sagen, daß er sich zum Umziehen in ein anderes Quartier bereit halte. Ich selbst begab mich mit dem Sekondjäger direkt in den Hof. Der Unteroffizier hatte nicht übertrieben. Das Quartier war sehr gut, und die Frau des Hauses jung, hübsch und liebenswürdig. Rasch hatte ich ihr begreiflich gemacht, daß das Dorf überfüllt sei und ich daher noch auf ihren Hof ins Quartier käme. Sie nahm diese Nachricht freundlich auf und wies mir das durch den Sekondjäger mir theoretisch schon bekannte Zimmer an. Kaum hatte ich mich in demselben eingerichtet, so brachte mir Madame — doch ihr Name tut ja nichts zur Sache — Käse, frische Butter, Brot, Honig und eine Flasche vortrefflichen Landwein. Das Reizendste an allem war aber die graziöse Art, mit der sie mir die Speisen anbot und den Wein kredenzte. Nach fünf Minuten stand denn auch mein kaum einundzwanzigjähriges Leutnantsherz tatsächlich in hellen Flammen. Da ich behauptete, es schmecke alles noch einmal so gut, wenn meine Wirtin an dem Imbiß teilnehme, so blieb sie bei mir, und wir plauderten und scherzten, als ob wir schon jahrelang die besten Freunde seien. Wiederholt hatte ich ihren Versuch, in die Küche zu gehen, da sie für das Mittagsessen für mich und meine Leute sorgen müsse, siegreich bekämpft. Nun aber ließ sie sich nicht mehr halten, versprach jedoch, wenn sie alle Anordnungen getroffen hätte, wiederzukommen. Und wirklich, nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, wollte es mir gar nicht mehr recht gefallen. Jeden Augenblick horchte ich auf, ob sie nicht zurückkehre, und als ich vom Fenster aus sah, daß sie in den Garten gegangen war, um eine schöne Melone zu schneiden, folgte ich ihr unverwandt mit den Blicken. — Endlich kam die hübsche Französin wieder und traf die Arrangements für unseren Mittagstisch. Natürlich erklärte ich auf das bestimmteste, nichts anzunehmen, wenn sie nicht selbst die Honneurs mache und mit mir esse. Widerstrebend gab sie nach, indem sie meinte, man dürfe den Feind nicht reizen und müsse eben gute

Miene zum bösen Spiel machen. Ihre Miene blieb übrigens auch während des ganzen Essens eine recht gute. Wir unterhielten uns ausgezeichnet. Ich hoffe, es verdächtigt meinen Patriotismus nicht, wenn ich das Geständnis ablege, daß unsere Gespräche nur wenig erkennen ließen, daß sie zwischen einem deutschen Offizier und einer patriotischen Französin geführt wurden. Hätte uns jemand belauscht, so hätte er wohl den Eindruck erhalten müssen, daß da irgend ein junger Mensch irgend einem jungen weiblichen Wesen Artigkeiten sage, aber von gegenseitigen feindlichen Äußerungen hätte er nichts vernommen. Ich war eben ein junger Springinsfeld von Leutnant und Madame Amelie -- ich erfuhr endlich ihren Vornamen die Liebenswürdigkeit selbst. Fast hätte ich Zeit und alles vergessen. Da schlug glücklicher= oder unglücklicherweise eine alte große Wanduhr ³⁄₄2 Uhr. Siedendheiß fiel es mir ein, daß ich um 2 Uhr beim Appell im Dorfe sein mußte. Auch Madame Amelie schien, wenn ich mich nicht täuschte, über diese Mitteilung nicht sehr erfreut.

Es ist mir kaum jemals ein Dienst so langsam vergangen wie damals jener Appell in Chardogne. Und dazu kam noch der traurige Umstand, daß der Hauptmann den Rasttag benützte, alles nachzusehen, was überhaupt nachsehbar war. Sogar die unglückseligen Verbandzeuge, die eisernen Rationen und die im Tornister mitzuführenden Patronen wurden revidiert. Endlich, es war schon vier Uhr, hieß es: „Ich danke, meine Herren. Nun, wie sind Sie denn untergebracht?" „So ziemlich", entgegnete ich. „Es läßt sich aushalten." „Wenn die Herren zu mir kommen wollen; ich habe ein recht hübsches Zimmer und auch an Wein wird es nicht fehlen." „Danke sehr, Herr Hauptmann. Ich will heute einmal gründlich ausschlafen und recht bald zu Bette gehen. Vorher werde ich wahrscheinlich noch einige Briefe schreiben." — „Wie Sie wollen. Die anderen Herren kommen?" -- „Sehr gern", antworteten meine Kameraden. - „Wegen des morgigen Abmarsches ist noch nichts bekannt. Eine Stunde nach der ‚Marschbereitschaft'

wird Generalmarsch geschlagen. Wir treten hier, wo der Appell stattfand, an. Guten Tag, meine Herren." „Guten Tag, Herr Hauptmann."

Endlich waren wir entlassen. Nicht ohne große Mühe nahm ich möglichst unbefangen Abschied von den Kameraden und schritt meinem entzückenden Quartier zu. Solange ich bemerkt werden konnte, zwang ich mich zu langsamem Gehen. Dann aber eilte ich, als ob ein Leben davon abhänge, dem Hofe zu, und wenige Minuten später war ich wieder bei ihr, bei der allerliebsten Madame Amelie. Sie schien auch nicht böse zu sein, daß ich wieder da war, und dies machte mich nicht wenig stolz. Nach einiger Zeit brachte sie den Kaffee, folgte meinen Bitten, ihn mit mir in Gesellschaft zu nehmen, und bald plauderten wir lustig und vergnügt miteinander wie alte Bekannte. Sie erzählte ihre Geschichte, daß ihr Mann so und so lange tot sei und so weiter. Dann kamen wir sogar auf das Kapitel der Politik, und da erfuhr ich denn, welch wirklich klassische Geschichten man dem guten französischen Landvolke gerade über uns Bayern vor dem Kriege weisgemacht hatte.

„Ihr seid ja nur gezwungen mitgegangen, und wir wissen genau, daß Ihr nach der ersten von uns gewonnenen Schlacht zu uns übergetreten wäret."

Alle Gegenreden halfen nichts, sie wußte immer neue wunderbare Dinge. Schließlich meinte sie: „Jetzt natürlich dürft ihr dies nicht mehr eingestehen, denn sonst würden die Preußen euch den Garaus machen. Aber ich glaube sicher, daß wir bald noch Verbündete werden, denn bei Châlons werden die Preußen doch geschlagen, und dann sind die Bayern froh, wenn wir sie noch aufnehmen."

Was war da zu machen? Eine Bekehrung und Umänderung ihrer Ansichten erschien unmöglich. Ich hatte auch gar keine Lust zu solchen fruchtlosen Versuchen und bemühte mich, sie von dem Thema abzubringen. War zwar schwer genug, aber es gelang doch, nachdem ich anfing, ihr einige Artigkeiten über ihre schönen Augen zu sagen. Dieselben verdienten dies auch.

Während des lebhaften vorherigen Gespräches hatten sie einen wahrhaft sengenden Glanz angenommen, und man merkte es der Dame an, daß auch sie sich freute, auf mich Eindruck gemacht zu haben. Bald plauderten wir wieder von dem und jenem. Allmählich aber wurde der junge Leutnant kühner und ließ zuerst verblümt und dann deutlicher den tollen Wunsch durchblicken, zur Besiegelung der Freundschaft einen — Kuß zu bekommen. Es war eine umständliche Geschichte, bis ich ihr das alte deutsche Sprichwort „Einen Kuß in Ehren darf niemand verwehren" richtig übersetzt hatte. Sie wollte die Wahrheit desselben gar nicht einsehen. Dann wurde die Erwähnung aller möglichen wirklichen oder auch nicht ganz so vorhandenen Sitten, wie z. B. „Das Küssen an Ostern in Rußland" zu Hilfe gezogen. So leicht gibt eben ein Soldat einen einmal erlangten Vorteil nicht auf, und schon schien auch sie nicht mehr so entschieden zu widerstreben, — als plötzlich mein Bursche in das Zimmer stürzte und rief: „Herr Leutnant, im Dorfe bläst es Generalmarsch."

Wir, Madame Amelie und ich, waren wie der Blitz in die Höhe gefahren. Ich fand nicht gleich Worte.

„Es pressiert, Herr Leutnant. Vielleicht werden wir überfallen."

„Was? Ich glaube, du bist nicht recht bei Trost?"

„Da hören der Herr Leutnant nur selbst."

Wahrhaftig, da blies auch der ebenfalls im Hof einquartierte Hornist den Generalmarsch. „Zum Teufel! was kann dies nur sein? Feind ist ja weit und breit keiner in der Nähe." — Das Signal wurde wiederholt. Eine Täuschung war unmöglich.

„Da, Hans, hast du den Kofferschlüssel. Wirf nur alles hinein und schau, daß du nachkommst."

„Adieu, Madame Amelie. Ich muß fort. Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein! Wenn ich auf französischer Erde fallen werde, dann denken Sie hie und da an mich."

„Nun adieu. Muß ich wirklich ohne Kuß gehen?"

Sie sagte nichts. Aber ihre Augen sprachen „nein".

Da umarmte ich sie, küßte sie, gürtete rasch meinen Säbel um, setzte den Helm auf und eilte zur Türe. Als ich noch einmal umsah, winkte mir Madame Amelie einen letzten Gruß zu. Sie hatte mein Ungestüm also nicht übel genommen. Im Gegenteil! Sie meinte traurig: „Oh la guerre", als ob sie bedaure, daß ich fort mußte. Ich war wieder ganz Soldat und antwortete nur: „Ah oui. A la guerre, comme à la guerre. Adieu ma chère Madame Amelie. Au revoir." Mit wenigen Sätzen sprang ich die Treppe hinunter. Vor der Türe standen schon die Jäger bereit. „Laufschritt marsch." In einigen Minuten waren wir auf dem Alarmplatz. Fünf Minuten später, es schlug gerade sechs Uhr, marschierte das Bataillon ab, wieder in der Richtung auf Bar-le-Duc, wo wir gestern hergekommen waren. Als ich den Hof seitwärts der Straße liegen sah, sandte ich in Gedanken noch einmal meine Grüße hinüber und murmelte noch ein leises „au revoir". Freilich wird es wohl vergebens gewesen sein, denn bis jetzt — zweiunddreißig Jahre später — habe ich weder Chardogne, noch die liebenswürdige Madame Amelie wiedergesehen.

Wir hatten an jenem Tage noch manche unliebsame Überraschung. Vor allem wußten wir gar nicht, wo wir hinmarschierten, und warum wir so plötzlich und so geheimnisvoll aufbrechen mußten. Nach zwei Stunden kamen wir wieder durch Bar-le-Duc.

Während bei unserem ersten Durchmarsche das Städtchen wie ausgestorben erschien, standen jetzt die Einwohner Kopf an Kopf zur Seite der Straße und ließen uns alle möglichen hämischen Redensarten hören: „Vous voulez à Paris? Mais c'est par là!" Dabei deutete der Kerl nach der Richtung, wo wir herkamen. „Bon voyage à Berlin, mais dépêchez-vous donc!" rief ein anderer; ein dritter schrie: „Tous les Prussiens sont battus, tous seront perdus".

Unsere Lage war recht unheimlich. Daß es bei Metz schlecht gegangen sein müsse, war uns allen kaum mehr zweifelhaft. Der ganzen Truppe hatte sich eine düstere Stimmung bemächtigt. Kein Wunder, daß ein alter Jäger sich im Ärger etwas vergaß und einem besonders eifrig und laut spottenden Franzosenbengel einen Kolbenstoß gab, daß derselbe bewußtlos zusammenstürzte.

Immer weiter ging es zurück. Plötzlich, es war schon ganz dunkel geworden, bogen wir nördlich ab. „Aha", dachte jeder, „es geht gegen Metz. Nun, wir werden die Preußen schon heraushauen! — Wenn wir nur noch rechtzeitig kommen!" So dachte man und marschierte unverdrossen weiter. Wir passierten Naives, Rigmont, Vilotte, Ville devant Belrain und Nicey. Der Marsch war unangenehm, weil eine sehr starke Dunkelheit herrschte und immerfort Stockungen eintraten. Mehrmals fuhr uns Artillerie vor, und wir mußten ausweichen, auch mitunter ein Geschütz, das sich im weichen Schlamme der Straße festgefahren hatte, flottmachen helfen. Endlich wurde gehalten. „Die Herren Offiziere!" — Selten folgten wir dem wohlbekannten Befehl so rasch wie damals, weil wir mit Bestimmtheit erwarteten, jetzt endlich Aufklärungen zu erhalten. Dieselben ließen auch nicht lange auf sich warten. „Meine Herren," begann der Kommandeur, „teilen Sie den Leuten mit, daß es sich in den nächsten Tagen darum handelt, in Eilmärschen nach Norden zu marschieren. Der Marschall Mac Mahon ist mit der Armee von Châlons aus dem Lager von Mourmelon aufgebrochen, rückt über Rethel vor und will die in Metz zernierte Armee Bazaines befreien. Wir werden ihm den Weg verlegen und ihn angreifen, wo wir ihn finden. In wenigen Tagen werden wir diese Entsatzarmee erreicht haben, und dann soll uns die Gelegenheit zu ehr- und siegreichen Kämpfen nicht entgehen. Bei Metz steht alles sehr gut!" —

Wie elektrisches Feuer zündeten diese Worte. Die nächsten Jäger hatten sie gehört, und mit Blitzeseile ging es vor- und rückwärts, daß wir gegen Mac Mahon rückten, ihn angreifen

würden und bei Metz alles gut gehe. — War das ein Jubel! Alle Müdigkeit, aller Mißmut verschwand; wir Offiziere beglückwünschten uns gegenseitig, die Leute jauchzten; kurz, plötzlich war Leben in die ganze Kolonne gekommen, und am liebsten wären wir gleich weitermarschiert, um noch diese Nacht möglichst nahe an den Feind zu kommen. Wir mußten aber über eine Stunde warten, weil der Übergang der Artillerie vor uns über einen Fluß einige Stockung hervorrief. Endlich ging es weiter. Wir kamen noch durch Pierrefitte und langten etwa zwei Uhr nachts in Longchamp an.

Hier wurden wir einquartiert, aber wie! Alle fünf Offiziere unserer Kompanie, zwölf Mann und zwei Pferde kamen in ein schmutziges, kleines, einstöckiges Bauernhäuschen. Es war nur von dem alten Ehepaar Anclot bewohnt. Zwei solche Gestalten wie diese sieht man selten. Hexen vom Blocksberg hätten sie sicher für Verwandte gehalten. Dazu die Stimme des Weibes! Im höchsten, spitzigsten Ton, den ein Mensch hervorbringen kann, kreischte und schimpfte und fluchte sie die ganze Nacht, lief von der Stube, in der wir saßen, in die der Mannschaften, schürte das Feuer im cheminée, geiferte über uns weg und war nicht eher zu beruhigen, als bis ich ihr drohte, ich würde sie in ihren eigenen Schweinestall sperren. Freilich hätte ich es nicht getan, denn dies vom Schmutz triefende, alte Weib nur anzurühren und in den Hof zu führen, wäre mir unmöglich gewesen. Was mir aber als der höchste Hohn des Schicksals erschien, war der: dieses Scheusal hieß auch „Amelie“. Vor wenigen Stunden bei Madame Amelie G. in Chardogne einquartiert, und jetzt bei dieser Madame Amelie Anclot! Hui, mich schauert es noch, wenn ich daran denke. Dazu ihr Mann! Der hatte das Podagra und den Husten. Dabei spuckte er ununterbrochen Kautabak auf den Boden. Man erspare mir seine weitere Schilderung. In dieser Hölle hielten wir, um ein schwaches Feuer sitzend, bis früh acht Uhr aus. Dann ging es wieder weiter nach Dombäsle bei Verdun. Abends wurde biwakiert. Gott sei Dank, ich bekam nie mehr ein Quartier wie bei der

Amelie Anclot. Wenige Tage später hatten wir die Franzosen erreicht, und dann folgten Beaumont und Sedan.

Ob wohl Madame Amelie G. noch lebt und auch hie und da an unser kurzes Zusammensein und jenen bedeutungsschweren Aufbruch denkt?



IV.

Die erste Schlacht.



ir waren ja bei Wörth eigentlich auch dabei, denn wir standen dort während des Kampfes in erster Reserve und wurden nachher noch ein Stück zur Verfolgung verwendet. Aber man hatte doch nicht das Gefühl, daß man wirklich die Feuertaufe erhalten; denn wenn auch damals einige verlorene Granaten über uns hinweggesaust waren, so erlitt doch unser Bataillon keine Verluste, — und die gehören einmal dazu, wie das Wasser zur kirchlichen Taufe, sonst ist sie eben nicht echt. Morgen aber sollten wir gründlich daran kommen.

Jeder großen kriegerischen Aktion gehen Gerüchte voraus, von denen kein Mensch weiß, wo sie herkommen. Sie sind eben da und verbreiten sich bis zu den jüngsten Soldaten; meistens haben sie wenigstens einigen Grund, und darum erzählt sie jeder nach; der eine glaubt sie, der andere nicht, man spricht davon, schließlich wetten einige junge Offiziere dafür und dagegen, und man wartet ab, was kommt; man kann ja sonst doch nichts machen. Nur der Train dahinten soll nie etwas ahnen. Ich weiß nicht, ob das wahr ist; ich befand mich Gott sei Dank nie dabei.

So war es auch in unserm großen Biwak bei Sommerance.

„Ihr werdet sehen, morgen kommen wir zum Handkuß," meinte unser Adjutant. „Die Franzosen können nicht mehr

weit sein, denn in zwei Tagemärschen wären wir ja schon in Belgien. Und verpaßt haben wir sie nicht. Da sollte doch unsere ganze Kavallerie der Henker holen, wenn so etwas möglich wäre."

„Ist auch nicht," gab ich meinen Teil dazu, „morgen krachen unsere Büchsen. Ich weiß es vom Hauptmann von Xylander."

„Der kann auch nicht mehr sagen, als er vermutet, denn Gewisses haben sie beim Brigadestab ebenfalls noch nicht erfahren."

Recht hat er aber doch gehabt, denn 24 Stunden später knatterten unsere Podewilsbüchsen so tüchtig, daß den Franzosen Hören und Sehen verging.

Jetzt fanden wir aber keine Zeit weiter zu plaudern, denn es gab heillos viel zu tun.

Vor und nach diesem 29. August haben wir oft biwakiert. Aber kein Lager ist mir in so schöner Erinnerung als jenes unübersehbare, gewaltige damals bei Sommerance.

Unsere Division biwakierte bei diesem Dorfe selbst, links von uns die 1. bayerische, neben dieser das V. preußische Korps; rechts vorwärts von uns die bayerische Kürassierbrigade; kurz, wo man hinsah, Soldaten, nichts als Soldaten.

Das war herrlich zu sehen, und wohl jedermann, nicht mich allein, überkam damals ein Gefühl unbedingten Vertrauens zu unserer oberen Führung, die es so gut verstand, uns auf dem Marsch auseinander zu halten, damit sich die Truppen nicht gegenseitig genierten, für das Gefecht aber alles zusammenzuballen, damit wir jeder auch noch so schweren Aufgabe gewachsen und immer, wenn irgend möglich, stärker als der zu schlagende Feind waren.

Später freilich, an der Loire, trat ein umgekehrtes Verhältnis ein. Da waren wir immer die schwächeren. Aber geklopft haben wir sie trotzdem — doch davon ein andermal.

Wir hatten uns schon so recht gemütlich eingerichtet, was man eben unter gemütlich im Biwak im Feindesland versteht.

Da kommt nicht, kaum daß die Truppen halten, schon der Zahlmeister mit seinem Brot=, Stroh=, Bier= und Lebensmittel=wagen, und keine Kasinoordonnanz ruft, ehe man noch recht den Säbel abgeschnallt hat, „der Herr Leutnant möchten doch an den Offizierstisch kommen, es sei schon angestochen". Aber etwas anderes hat man, das auch was wert ist, nämlich keine Bauern, die herumspionieren, ob nicht ein Soldat ein halbes Rübenblatt abtritt; keine Posten alle 100 m, die hier einen Kartoffelacker, dort ein Gemüsebeet zu schützen scheinen, und vor allem keine Augen, wenn zufällig ganz reife Äpfel oder Pflaumen einmal aus Versehen einem Mann in den Mund fallen. Es ist eben kriegsmäßig gemütlich, und das will mehr sagen als zopfmäßig gemütlich im Manöver.

Unsere Jäger hatten schon recht tüchtige Kartoffelladungen gefunden, Wasser war geholt worden, Holz lieferte der nahe Wald in Menge, Salz und Brot gaben die Tornisterbestände. Die Kochlöcher waren gegraben, kurz, alles war fertig; nur die Hauptsache, das Fleisch, fehlte.

Endlich kam unser Requisitionskommando zurück. Wir Jäger erhielten einen Prachtstier. Der Metzger stand bereit, ein Axthieb, und der Stier ging pleine carrière durch, rannte einen Jäger um, daß dem das Blut von der Stirne lief, und nahm seine Richtung gerade auf unsere Kompanie.

„Platz! ein Ochs kommt," schrie ein Mann.

„Das kann ein schönes Unglück geben," rief unser Hauptmann. „Moacht nirn," meinte der alte Gefreite Mögele, „dem wer'n mers glei zeign." Kaltblütig packte er seine Büchse, spannte den Hahn und zielte; paff, da lag der Stier und schlug nur noch einige Male mit den Füßen hinaus; dann war er tot. Der hinterdrein laufende Bataillonsmetzger und sein Gehilfe bekamen nicht gerade die zartesten Schmeichelworte zu hören, als sie ihren Stier abholen wollten, aber doch verzog sich das ihnen drohende Gewitter nach einigem Donner bald, denn der gute Schuß hatte alle Jäger, von den Offizieren bis zum Gemeinen herab, herzlich gefreut, und — jedermann hatte

Hunger. Sofort spannten sich etwa zehn Mann an die jetzt so zahme Bestie, sie wurde hinter die Wagen geschleppt, und bald brodelte sie, in etwa tausend Teile zerlegt, in den Feldkesseln der Leute. Dem umgeworfenen Jäger hatte es weiter nichts getan. Nur behauptete er, der Schädel brumme ihm tüchtig; das Loch im Kopfe mache aber nichts.

„Du, Tauera, der Hauptmann fragt, was wir heut' kriegen?"

„Nur warten. Kommt schon. Kannst ihm aber sagen, mein Bursche hätte wieder die Zunge des Stieres für uns erwischt. Sie wird bald gekocht sein. Habt ihr denn Wein?"

„Genug. Mach nur, daß du fertig wirst. Dort vornen haben wir uns gelagert."

Zu jener Zeit wurde mir noch hie und da die Sorge für den Tisch unserer Kompanieoffiziere anvertraut. Bald aber setzte man mich von diesem Ehrenamt ab, denn ich verstand zu wenig davon und überließ gern fähigeren Kräften diesen Posten.

Gegen drei Uhr war das Diner fertig. Suppe, Brot, Zunge, Ochsen- resp. Stierfleisch, Kartoffeln, Salz, Wein, nochmals Wein und dann wieder Wein. In meinem Tagebuche steht „viel Wein", und ist dies noch dazu unterstrichen. Was das heißen soll? — nun ich weiß es, und wer dabei war, auch. Am Abend — es war herrliches Wetter — spielte unsere Musik. Wir saßen beisammen und plauderten wieder von den Aussichten für morgen. Jetzt herrschte kein Zweifel mehr, daß es zur Schlacht kommen würde, denn man erfuhr Verschiedenes von dem mit den Befehlen für das 8. französische Korps abgefangenen Generalstabsoffizier, von Vorpostenscharmützeln usw.

Ziemlich spät begab man sich zur Ruhe. Trotzdem man sich mit Rotwein die nötige Bettschwere, d. h. in diesem Falle Ackerfurchenschwere angeschafft hatte, schlief man doch ziemlich aufgeregt, denn am Abend vor der Schlacht hat man an so mancherlei zu denken, was den Schlaf lange fernhält. Zuletzt aber schließen sich die Augen, denn ein gutes Gewissen ist noch lange kein vernünftiges Kopfkissen, wenn man auf Erd-

schollen liegt, aber es macht einen jungen Menschen sorgenlos, und das ist auch etwas wert.

In aller Frühe ging es los.

Es gibt ja immer Soldaten, die zum Verdruß ihrer Kameraden schon vor Sonnenaufgang im Biwak hin und her laufen, da einem auf die Beine treten, dort etwas herumwerfen, Feuer anzünden, ehe sie es sollen, einander zurufen, kurz, alles treiben, was diejenigen gründlich ärgert, die gern noch schlafen möchten. Heute aber gab es keine solchen. Denn ehe die Sonne langsam über den Wald östlich Sommerance heraufkroch, waren wir alle munter und warteten ungeduldig auf den Marschbefehl. Es dauerte noch ziemlich lange. Endlich 5½ Uhr setzte sich die Avantgarde in Marsch, leider die 4. Brigade. Wir folgten beim Gros. Aber unser Bataillon war wenigstens da an der Spitze. Es ging über St. Georges, Champigneulle, Verpel nach Buzancy.

Mein Freund Schmeckenbecher und ich marschierten nebeneinander zwischen unseren Zügen.

„Da schau einmal hin! Da stehen französische Quartierbezeichnungen an den Läden."

Richtig, genau wie wir hatten sie es auch gemacht, und auf den Fensterläden und den Türen konnte man mit Kreide angeschrieben lesen, daß am 27. August hier das 12. Regiment chasseurs à cheval und das 4. Regiment chasseurs d'Afrique übernachten sollten, hätten sie nicht die sächsischen Ulanen und Reiter des Generals von Pilsach unliebenswürdigerweise wieder fortgejagt.

Gleich hinter dem Städtchen marschierten wir an der aufgefahrenen Bagage eines preußischen Korps, ich glaube des 4., und einer, wahrscheinlich der 6., Kavalleriedivision vorbei. Da wimmelte es von bunten Uniformen. Am meisten gefielen unseren Jägern die roten Husaren, die wir hier zum ersten Male sahen. Es waren Zietensche. Später im Süden haben wir uns mit ihren Farbengenossen, den Blücherschen, recht angefreundet. Damals waren sie uns noch neu.

Dicht vor Buzancy marschierten wir selbst in Bereitschaftsstellung auf. Es wurde gehalten.

Ein mir bekannter Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Lobenhofer — als er verwundet wurde, kam ich an seine Stelle —, ritt vorüber.

„Was gibt's Neues?"

„Wir greifen an!"

„Bald?"

„Weiß nicht." — Fort war er.

Also wir greifen an! Aber wo und wann denn? Man sieht ja weit und breit nichts vom Feinde! Und doch war er da, keine zehn Kilometer vor uns. Wir in der Truppe wußten es damals nur noch nicht. In welcher Aufregung wir uns befanden, läßt sich gar nicht beschreiben. Es war aber auch zum Verzweifeln. Generalstabsoffiziere und Adjutanten ritten hin und her; dort vorn stand General von der Tann mit seinem Stabe, Ordonnanzoffiziere sausten weg und kamen zurück, aber keiner ließ etwas hören; sie hatten alle keine Zeit mehr, mit uns zu sprechen; wir wußten nichts, als „wir greifen an".

„An die Gewehre!"

O, unsere Leute standen schon an den Pyramiden. Vergingen sie ja gerade so wie wir selbst vor Ungeduld, vorwärts zu kommen und den Rothosen zu zeigen, wie bayerische Jäger schießen. Wir setzten uns in Marsch auf Sommauthe. Das Tempo wurde immer schärfer. Jeder drängte vor. Hinten die Regimenter mußten oft Laufschritt machen. Uns Jägern war dies einerlei. Da trabte ein preußisches Dragonerregiment an uns vorbei. Herrgott, daß wir nicht auch traben konnten! Jetzt jagte eine Batterie links vor.

„Was ist denn das!" „Die protzen ja ab?" Es war so; aber kein Schuß fiel. Wir marschierten weiter. Eigentlich war es jetzt ein wahrer Eilmarsch.

„Hört, hört, es schießt!"

Rechts vorn krachte es. Da kam auch Leben in die Batterie, die links vorwärts stand. Das rechte Flügelgeschütz

begann, die anderen folgten, wir sahen die Granaten in die Luft fliegen, dann verschwanden sie hinter einem Hügel, der uns jede Aussicht versperrte; wir wußten nicht, wohin; jedenfalls auf den Feind. Wir marschierten weiter. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man so direkt in die Schlacht geht. Man denkt schneller als sonst; man sieht und hört alles; jeder Sinn ist erregt, das Herz schlägt heftiger; die Pulse vibrieren, man möchte sich verdoppeln, um nur recht schnell überall zu sein und alles zu erfahren. Noch sahen wir nichts. Aber das Geschützfeuer wurde immer stärker, und nun klang es dumpf, als ob auch Gewehrschüsse vernehmbar würden. Meine gute Mutter sagte mir einst, als ich wieder einmal infolge einer Wette einen tollen Streich gemacht hatte und beinahe zugrunde gegangen wäre: „Du wirst es schon noch lernen, dich zu fürchten und dann Gott zu bitten, daß er dich behütet, wenn du einmal in eine Schlacht marschieren mußt und den Tod hundertfältig vor Augen siehst."

Sie hat sich aber geirrt. Gefürchtet habe ich mich damals ebensowenig wie jeder andere Kamerad, und an Gott habe ich — ich muß es bekennen — auch nicht sehr viel gedacht. Meine Gedanken waren von dem beherrscht, was ich vor mir sah.

Plötzlich kamen wir auf den Rand des Hügels, der uns so neidisch bisher jede Aussicht versperrte. Das ganze Schlachtfeld von Beaumont bis Thibaudine lag offen vor uns.

Welch ein Anblick!

Als ob man in einen Haufen von roten Ameisen mit einem Stocke herumgestochert hätte, so wimmelte dort unten, kaum zwei Kilometer vor uns, bunt durcheinander. Der Höhenrand rechts und links spie Feuer hinunter, und unten im Tal selbst von der Waldlisière aus krachte und knatterte es, daß man meinte, ein Hagelschlag prassele auf die Glasscheiben eines Gewächshauses und schlage alles kurz und klein. Jenseits auf einem langgestreckten Höhenzug stand die französische Artillerie und wetterte herüber, und bald galten ihre Grüße auch uns,

obwohl sie vorläufig weiter nichts bewirkten, als daß sie uns hier und da mit Sand und Schmutz überschütteten.

Jetzt hatten wir das Dorf Sommauthe passiert. Rechts an der Straße lag ein Felsblock. Auf diesem stand unser Feldgeistlicher. Über seinem schwarzen Talar hing eine silberne Stola. Mit einem Kruzifix erteilte er uns den Segen. Damals hatten wir den Priester sehr gern. Er ließ noch nicht merken, daß er sich später zu einem solchen Hetzer und Reichsfeind entwickeln werde, wie es der Fall wurde. Unsere Leute, wir selbst, alles befand sich in einer wahrhaft gehobenen Stimmung. Nie erklangen die Lieder unserer Jäger so frisch als gerade dort auf dem Wege von Sommauthe bis hinunter an den Wald.

„Unser König soll leben, Prinz Luitpold daneben; Generäl' und die Offizier'; lust'ge Bayern san wir!" hieß es vorn! „Haut sie auf die Chassepots!" scholl's von hinten vor, und dann kam wieder die alte, drollige Geschichte. „Kavallerie muß attachieren*), Infanterie gibt Salven ab, das ganze Jägerkorps rückt aus mit Sack und Pack!"

„Rechts heran. Platz machen!"

Unsere Divisionsartillerie trabte vor.

„Hurra Kanoniere!"

„Hurra Jäger! Heute gilt's!"

„Wear'n's eahne scho' zeig'n."

„Das ganze Jägerkorps rückt aus mit Sack und Pack!"

„Aufhören! Ruhe! Lad's G'wehr."

Jetzt wurde es ernst. Als ob jeder die Macht dieses Augenblickes zugleich empfunden hätte, herrschte sofort tiefe Stille. Nur die Gewehre rasselten, als die Zylinder auf- und zugeklappt wurden, und die Hähne knackten, wenn man sie in Ruhe setzte. Von der Schlacht sahen wir nichts mehr; desto mehr hörten wir. Man meinte damals, ärger könne es gar nicht zugehen, und doch kam es noch dicker bei Sedan, bei Orleans, Coulmiers, Loigny und Beaugency.

*) Fast in der ganzen deutschen Armee singt man in diesem Liede „attachieren" statt „attackieren".

Nun bogen wir in einen Waldweg ab. Er hatte genau die Richtung auf jene französische Schimmelbatterie, die wir schon vorhin von oben bemerkten.

An einer Lichtung passierten wir den ersten bayerischen Verbandplatz. Da walteten die Ärzte schon ihres schaurigen Amtes. Wir waren froh, daß uns der Wald bald wieder aufnahm. Nichts wirkt auf die Leute ungünstiger als der Anblick von Amputationen, wie sie dort gerade an einem Unteroffizier des 10. Regiments vorgenommen wurde.

Meine Kompanie war an der Tete.

Der Weg verbreiterte sich zu einer Lichtung.

„Herrgott! Was soll denn das heißen? Die weichen ja zurück!"

Sie waren in der Flanke gefaßt worden, die Zehner. Eine ganze feindliche Division, die 1. des 7. französischen Korps, hatte unsere Avantgarde von links gepackt und drohte sie vollständig aufzurollen.

„Meine Herren, halten Sie Ihre Züge fest geschlossen. Wir dringen durch." – Ich hatte unserem kleinen Hauptmann Zimmer eine so mächtige Stimme gar nicht zugetraut. Sonst klang sie immer so dünn. Wir sprangen zu unseren Jägern.

„Uns nach, Jäger. Fest beisammen bleiben. Laßt keinen Zehner zwischenherein. Wir müssen die heraushauen. Vorwärts Jäger, Laufschritt, vorwärts!"

Kein Mann blieb zurück. Wie eine feste Masse drang unsere Kompanie durch. Rechts von uns machten es die 2. und 1. ähnlich, die 4. folgte als zweites Treffen. Dies Beispiel wirkte. Viele Zehner, Offiziere und Soldaten, schlossen sich uns an. Aber vor ließen wir keinen. Nun wurde der Wald lichter.

„Ausschwärmen!" *)

Die Flügel kamen kaum hinaus, so drängte die Mitte vor. Alles war jetzt im hellen Lauf.

---

*) Die Kommandos stammen aus dem alten bayerischen Reglement.

„Bajonette aufpflanzen! Vorwärts, Jäger, vorwärts!" Und wie hielten sie aus, die braven Kerls! Für diesen Dauerlauf verzeih' ich ihnen all die Müh' und Plage, die mir das Algäuerphlegma in der Garnison so oft verursacht hatte.

Der Wald hörte auf. Eine etwa zweihundert Schritt breite Lichtung lag vor uns. Eine weiße Dampflinie bezeichnete den jenseitigen Rand. Dazwischen beleuchtete die Sonne rote Hosen. Dort standen sie also, die Herren Franzosen. Richtig, das sind Chassepots, die so drollig uns um die Ohren pfeifen.

Tut nichts. Werden schon aufhören.

Wir aber hörten nicht auf, nämlich zu laufen. Nicht einen Schuß gaben wir ab. „Vorwärts!" schrie der Hauptmann. „Vorwärts, Jäger!" riefen wir ihm nach, und hinaus ging's auf das freie Feld. Da stürzten freilich gleich einige nieder. Mußten wohl gestolpert sein! Waren's auch, aber nicht über Wurzeln; nur über ein ganz kleines Stückchen Blei.

„Hurra! Hurra!"

Wie das durch die Nerven drang!

„Hurra! Hurra!" schrie, nein brüllte die ganze Kompanie, und vorwärts ging's in *einem* Lauf, bis wir dort waren, mitten unter ihnen drin, daß sie meinen mußten, eine Wolke habe uns ausgespien zu ihrem Verderben.

Den Waldrand faßte ein kleiner Graben ein. Da lagen die vordersten drinnen. Ich sprang flott darüber weg. War noch ein junger Kerl damals und nicht umsonst von jeher ein gewandter Turner und Fechter. Hinter mir folgte mein rechter Flügelkorporal. Er hieß Bur und war ein braver, schneidiger Bursche. Weiß nicht, wo er jetzt steckt. Dann kamen unsere Jäger, und von den Franzosen riß der größte Teil aus, als wir dicht vor ihren Gewehrmündungen standen und sie nur hätten losdrücken dürfen, um noch manchen flotten Jäger dahinüber zu schicken, wo man zwar als treuer Soldat gut aufgenommen wird, aber doch nicht gern freiwillig hingeht.

Ein anderer Teil jedoch blieb stehen und wehrte sich redlich. Half ihnen aber nicht viel. Immer mehr Jäger und

dann auch Zehner kamen nach und glichen bald das Zahlenmißverhältnis so ziemlich aus. Noch jetzt höre ich, wie unser guter Oberleutnant von Zu-Rhein einen großen Burschen anschrie: „A bas les armes“, als dieser auf zwei Schritte auf ihn schießen wollte. Dem Kerl fiel das Gewehr aus der Hand, als ob es glühend geworden wäre.

Dem schmächtigen Franzmann, der es auf meinen armen Schädel abgesehen hatte, ging es nicht so gut. Er lag im Anschlag und zielte. Da rannte ihm der Jäger Moser das Bajonett so furchtbar in die Brust, daß der Fallende im Sturz seinen Feind mit sich riß, und letzterer lange brauchte, bis er sein krumm gebogenes Bajonett aus der Leiche wieder herausbrachte. Der Schuß war in die Höhe gegangen; mir hat er nichts getan. Einem französischen Feldwebel schlug ich den Säbel aus der Hand. Er bat um Pardon.

Wir hielten uns nicht zu lange auf. Was noch Widerstand leistete, wurde erschossen; es waren aber nur wenige; die Mehrzahl war gefangen oder floh, so rasch sie konnte. Jetzt knallten auch unsere Büchsen; nicht so hell und scharf wie die Chassepots, aber gut genug, um zu treffen, und dies ist ja doch die Hauptsache.

Etwas langsamer — denn schließlich geht ja sogar einer Lokomotive der Puster aus, geschweige denn einem Jäger, der nur eine Lunge im Leib hat, aber einen Tornister und noch mehr auf seinem Körper — jedoch immer noch schnell genug folgten wir den Fliehenden nach. Bald erreichten wir den jenseitigen Waldrand; dort hielten wir, und nun ging ein echtes, richtiges Scheibenschießen los auf die armen Kerls, die sich todmüde über die Felder hinwälzten. Viele blieben liegen: jetzt bedauere ich sie; damals dachte ich an nichts anderes, als daß meine Jäger gut treffen sollten, und sie trafen auch. —

Nicht lange währte unsere Pause. Als es aber nichts mehr zu schießen gab, drangen wir wieder vor, besonders weil die wegen der allmählich entstandenen Linksschwenkung etwas zurückgebliebenen anderen Kompanien auf gleiche Höhe mit uns kamen.

Jetzt sah ich auch unseren guten „Alten", Oberstleutnant Otto Schmidt, wieder, der zu Fuß mit geschwungenem Säbel vorausmarschierte, daß es nur so eine Freude war. Wer geglaubt hatte, der „Alte" sei alt, der hatte sich gründlich getäuscht. Wenn es galt, Strapazen zu ertragen, große Leistungen zu machen oder gar den Feind anzugreifen, dann war er jung; da tat's ihm keiner zuvor, und nur wenige waren ihm gleich.

Bald wurde wieder gehalten, und zwar mitten im freien Feld. Dort drüben, nördlich von dem Weiler Warniforêt, keine vierhundert Schritte vor uns, standen feindliche Batterien und empfingen uns mit Granaten.

Denen sollten unsere Podewilsbüchsen doch heimleuchten. Während wir flott hinüberknallten, entwickelte sich unsere 4. Kompanie links von uns und ging gegen das Gehöft vor. Sie wollte doch auch an den Feind kommen. Bisher hatten wir demselben aber keine Zeit gelassen, auf diese Kompanie zu warten. Unser Feuer erleichterte ihren Angriff. Nach und nach beruhigten sich auch die Lungen etwas mehr, und man konnte besser zielen. Trotzdem hielten die französischen Artilleristen famos stand. Ein Offizier auf einem Schimmel ritt immer hin und her. „Schießt ihn doch runter. Es scheint ein höherer Führer!"

Mehrere Schüsse fielen auf ihn, aber keiner traf.

„Kraus, her mit Ihrer Büchse."

„Hier, Herr Leutnant!"

Zweimal habe ich gezielt und wieder abgesetzt. Ich war meiner Sache nicht sicher. Das dritte Mal ließ ich's krachen. Da fuhr er mit den Armen in die Höhe; dann sank er aus dem Sattel; das Pferd lief ledig davon.

Meine Jäger schrieen Hurra. Damals freute mich der Schuß ungemein; später hab ich mir manchmal Vorwürfe darüber gemacht, denn es war nicht meine Sache.

Kurz darauf schien es, als ob die Batterie die Verwundung ihres Chefs rächen wollte. Daß er nur verwundet war, schließe ich daraus, daß wir seine Leiche nicht fanden, als wir

die Stellung später einnahmen. Nun sie rächten sich, denn von da an kamen viel mehr Granaten zu uns als vorher, schadeten uns aber trotzdem nicht viel.

Unterdessen hatte die 4. Kompanie einen tüchtigen Vorsprung erreicht.

Da winkte der „Alte" und sprang vor die Front.

„Auf, Jäger, vorwärts! Vorwärts!"

Von neuem ging die Jagd los; wir hatten ja wieder frische Kräfte.

Jetzt protzten die Franzosen auf und jagten davon. Flink machten sie ihre Sache, aber doch nicht flink genug, daß die 4. Kompanie nicht noch zwei Geschütze samt Bedienung und Bespannung erwischte und, da keiner der Kanoniere mehr Widerstand leistete, zu Gefangenen machte. Freilich waren wir auch gleich droben; aber die 4. Kompanie war dieses Mal die erste. Nun, wir gönnten es ihr, denn wir waren ja schon gründlich getauft worden, sie bisher aber noch nicht.

Der Feind kam bald außer Schußweite.

Nachdem hier das ganze Bataillon sich zusammengefunden hatte, und zwar allein, denn die anderen waren noch weit zurück, beglückwünschten wir uns gegenseitig und erzählten und fragten, wie es eben ein solcher Moment mit sich bringt.

Unser „Alter" — er wird mir verzeihen, daß ich ihn immer so nenne — strahlte vor Glück und Wonne. Ja, so hatte er sich seine Jäger gedacht, so hatte er sie erzogen, hart gegen Strapazen, ausdauernd in Mühseligkeiten, tapfer, schneidig, vorzüglich im Gefecht.

Da rief einer, ich weiß nicht, wer es war, ich glaube ein Gefreiter: „Unser Alter, der Herr Oberstleutnant Schmidt, lebe hoch," und das ganze Bataillon, der Stabshauptmann, sämtliche Offiziere, alle Jäger schrieen: „Hoch, hoch und nochmals hoch." — So von Herzen habe ich selten jemanden leben lassen als dort unseren lieben, guten Oberstleutnant. Er war aber auch gerührt bis zu Tränen; ja wahrhaftig, dem wetterharten Mann, dem wir lange nachgesagt hatten, er könne nicht einmal

lachen, liefen Tränen über die Wangen, und er genierte sich nicht, und wir verargten's ihm nicht, wir haben ihn darum nur um so mehr geehrt.

Er ist noch hoch gestiegen, bis auf die höchste Stufe, die ein Offizier im Frieden erreichen kann. Ob er aber je wieder ein solches Gefühl des Glückes und der inneren Befriedigung empfand wie damals? — Ich wünsche es ihm, aber ich glaube es nicht. Er hat auch seine Jäger nie vergessen.

Für uns war damit die Schlacht zu Ende.

Jetzt stellten wir unsere Züge zusammen und schauten, wer fehlte. Es gab doch ernstere Lücken, als man geglaubt. Immerhin hatten wir einen ganz außerordentlichen Erfolg verhältnismäßig **billig** erkauft.

Wir bekamen viel Lob und Lohn für diesen flotten Angriff der 1. bayerischen Jäger. Was uns aber doch am meisten freute, war, daß man auch höheren Orts unseren „Alten" erkannte und ihm die höchste militärische Auszeichnung Bayerns, den Max-**Josephs-Orden**, für **Beaumont** verlieh.

Die ganze Brigade versammelte sich allmählich in unserer Stellung. Dann marschierten wir nach la Besace. Dort wurde biwakiert. Vom Feinde erfuhren wir nichts mehr; unsere Kavallerie und die erste Division waren hinter ihm her. Wir durften ruhen; wir hatten es auch verdient. Während der Schlacht hatte es natürlich nichts zu essen gegeben; abends war Fasttag. Nur ein Kamerad, ich glaube unser guter Baumgärtner, fand einen riesigen Hafen mit Schmalz, und ein anderer entdeckte einen Sack Mehl. Daraus wurde ein Brei gekocht, leider ohne Salz, weil wir keines mehr besaßen. Er schmeckte aber doch, und als ein Unteroffizier mehrere glücklich aufgefundene Flaschen vorzüglichen Sekt beibrachte, fühlten wir uns wie der „Herrgott in Frankreich" und lachten und jubelten. Wir hatten ja die erste Schlacht hinter uns — den ersten Sieg.

V.

Autrecourt und Remilly am 31. August 1870.

In welch gehobener Stimmung wir den Abend des 30. August beschlossen, weiß ja der Leser aus dem vorigen Kapitel.

Als wir uns am 31. in aller Frühe aus dem freilich etwas spärlich zubemessenen Stroh herausmachten, betrachteten wir uns mit ganz anderen Gefühlen als an den früheren Morgen im Biwak. Wir waren ja jetzt Krieger, die eine Schlacht mitgemacht, einen gewaltigen Sieg miterrungen und mit Blut ihre Erfolge bezahlt hatten; kurz, wir waren kampferfahrene Feldsoldaten. Wie ein solcher Gedanke erhebt. Vom 31. August an fühlte ich mich trotz meiner jungen Jahre als gereifter Mann; ich wußte, daß ich mich mit voller Berechtigung älteren, erfahrenen Herren vom Zivil an die Seite stellen durfte, denn ich hatte etwas mitgemacht und, soviel in meinen schwachen Kräften lag, auch etwas geleistet. Gefühlt habe ich mich ebenfalls kolossal, als ich ein Jahr früher zum erstenmal mit dem Offizierssäbel an der Seite durch die Straßen Münchens stolzierte und bald rechts, bald links nach meinen nagelneuen goldenen Schuppenepauletten, wie wir sie damals trugen, schielte. Ja, ich war sogar unverfroren genug, an dem Tage, an welchem ich zum erstenmal die Offiziersuniform trug, zu meinen nachmaligen Schwiegereltern zu steigen und um meine Frau, damals noch einen unreifen Backfisch, anzuhalten, natürlich um mir elterlicherseits einen Korb zu holen. Allein jene Gefühle des neugebackenen Offiziers sind in keinem Vergleiche mit denen, die man nach der ersten durchlebten, siegreichen Schlacht empfindet. Es ist der gewaltigste Abschnitt in meinem Dasein gewesen; ich hatte den Ernst des Lebens erfahren und war von dem stolzen Bewußtsein durchdrungen, daß ich mich jetzt im wahrsten Sinne des Wortes einen Vaterlandsverteidiger, einen Kämpfer für Thron und Reich nennen durfte.

Diese gehobene Stimmung ließ es uns ganz übersehen, daß heute morgen beim Frühkaffee der Zucker fehlte. Der war eben ausgegangen, und da man weit und breit vergeblich nach einer Kuh gesucht hätte, so glänzte auch die Frühstücksmilch durch vollständige Abwesenheit. Wir tranken unseren Kaffee daher schwarz und lachten über das traurige Gesicht des Landwehrleutnants Linde, der als gründlich verwöhntes Muttersöhnchen das Frühstück für etwas zu frugal hielt. Als ich mich auf einen Augenblick von den Kameraden entfernte, um nach meinen Jägern zu sehen, kam einer meiner Unteroffiziere — wenn ich mich recht erinnere, war es der Korporal Kniele — mit sehr geheimnisvoller Miene auf mich zu, zog aus seinem Brotbeutel eine Flasche Champagner heraus, gab sie mir und meinte gutmütig: „Die habe ich gestern noch auf die Seite gebracht, damit der Herr Leutnant heute früh doch etwas zu trinken haben. Hätte ich sie nicht ausgeführt, so wäre sie auch von den Herren leer getrunken worden.“

Ich dankte ihm vergnügt, goß den Inhalt der Flasche sofort in einen Feldkessel, trank tüchtig und gab den Rest dem braven Unteroffizier zurück, damit er sich mit seinen Kameraden darein teile. Unser guter, langer Oberjäger (Feldwebel) Renner, der zufällig in der Nähe war, kam auch nicht zu kurz dabei, denn wenn er einmal etwas Geistiges an die Lippen brachte, so war er streng konservativ, indem er nicht so bald seine Haltung änderte.

Im Laufe der Nacht hatten sich die während der gestrigen Schlacht abseits gekommenen Patrouillen wieder eingefunden, so daß wir, als aufgebrochen wurde, so vollzählig als möglich abmarschieren konnten. Leider fehlte mein Zugsnachbar und lieber Kompaniekamerad, der Landwehrleutnant Stummvoll. Die Rothosen hatten ihn gestern durch die Hand geschossen, so daß er in ein Lazarett gebracht werden mußte. Von den Leuten, die ich in meinem Zuge verloren hatte, bedauerte ich am meisten den Jäger Rauch, denn er war ein unermüdlicher Spaßmacher gewesen, der selbst bei den größten Strapazen den guten Humor

behalten und seine ganze Umgebung aufgeheitert hatte. Er liegt bei Warniforêt begraben.

Etwas später trat die Division an, wir Jäger an der Spitze. Vor uns marschierte die 1. Division. Ohne besonderes Erlebnis gelangten wir bis Raucourt. Da wurde gehalten. In der Gegend von Remilly erklang Geschützfeuer.

„Aha! Die 1. Division hat sie schon wieder erwischt. Also heute bekommen die armen Kerls neue Schläge. Sie werden bald mürbe sein, wenn es noch einige Zeit so fortgeht.“

Es ist doch merkwürdig, wie man sich an alles schnell gewöhnt. Am 4. August, als wir bei Langenkandel in der Pfalz eintrafen und den Kanonendonner von Weißenburg hörten, am 6. August, wie wir dem Schlachtfelde von Wörth zurannten, und gestern vormittags, als wir die Höhen von Sommauthe hinabstürmten, hatte uns das vorwärts hörbare Geschützfeuer vollständig elektrisiert und in hochgradige Aufregung versetzt. Auch heute erregte es noch lebhaft die Nerven, aber doch nicht mehr so wie bisher. Später dagegen, als wir Tag für Tag das Krachen der Kanonen vernahmen, da berührte es uns nur noch so weit, als man aus dem Vor- und Zurückgehen des Getöses, aus der Richtung, woher es kam, und aus seiner Stärke einfach zu entnehmen suchte, wie die Gefechtslage stand. Im Anfange des Krieges hörten wenigstens wir jungen Offiziere und die Leute alles noch mit dem Gemüte, später aber nur noch mit dem Verstande. Wir haben ja auch zwei Arten von Krieg durchgemacht. Eine vornehme, ritterliche, einen Kampf zwischen Edelleuten; das war der Feldzug gegen die kaiserlich französische Armee, und dann eine wilde, grausame, ein mörderisches Ringen und Raufen, einen Vernichtungskrieg; das war das Niederwerfen des aufgestandenen Volkes im Süden von Paris, der Krieg aufs Messer gegen die Massen der Republik und die armen, betörten Landleute, welche glaubten, mit den Waffen in der Hand ihr Vaterland verteidigen zu müssen. Plötzlich erklang die tiefe Stimme des Kommandeurs:

„Leutnant Tanera.“

„Hier, Herr Oberstleutnant.“ *)

In wenigen Augenblicken stand ich an der Spitze des Bataillons an seiner Seite. Er begann:

„Die 1. Division ist in ein Gefecht bei Remilly und Bazeilles verwickelt. Die 2. folgt ihr als Reserve. Die Kavallerie hat gemeldet, daß sich größere feindliche Truppenkörper nicht mehr auf dem linken Maasufer befänden. Es können aber versprengte Patrouillen, selbst Kompanien sich noch in den Waldungen auf diesen Höhen herumtreiben. Nehmen Sie Ihren Zug mit sich, durchstreifen Sie das Bois de Cogneur, Bois du Chenois, das Dorf Autrecourt und ziehen Sie sich dann auf dem Höhenrand der Maas entlang gegen Remilly. Sie bilden die rechte Seitendeckung der Division. Kavallerie ist keine dort außen. Bei Remilly suchen Sie wieder zum Bataillon zu kommen. Haben Sie noch etwas zu fragen?“

„Nein, Herr Oberstleutnant.“

„Gut. Sie können sofort abgehen.“ Er nickte mir freundlich zu, ich machte Kehrt und holte meine Jäger. Oberstleutnant Schmidt wußte seine Leute zu fassen. Die Aufgabe war ernst und verantwortungsvoll. Dadurch, daß er mit deren Lösung nicht den rangältesten, sondern einen ganz jungen Leutnant betraute, mußte er ja dessen Ehrgeiz so anspornen, daß dieser, und wäre er noch so phlegmatisch gewesen, sicher seine ganze Kraft daran wendete, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Und wie gut verstand dieser Kommandeur zu besonderen Taten anzueifern! Er lobte fast nie. Aber man fühlte instinktartig, wenn er zufrieden war, und es gab für uns keine größere Freude, als durch ein zustimmendes Nicken des ernsten Mannes die Bestätigung zu erhalten, daß man seine Pflicht getan. Freilich war er schwer zu befriedigen, denn sein Grundsatz lautete: „Unmögliches verlangen, um Mögliches zu erreichen.“ Hie und da aber gelang es doch, den Beifall dieses strengen, dabei aber absolut gerechten und stets wohlwollenden Richters

*) Wir kannten die Formel: „Zu Befehl“ damals noch nicht.
Der Verfasser.

zu erhalten, und dann hätte keiner von uns Jägern mit irgendeinem reich belohnten Kameraden anderer Truppenteile getauscht, denn ein Kopfnicken von unserem „Alten" war weit schwerer zu verdienen, als wo anders eine ellenlange Belobung, und daher war es auch kostbarer als diese.

Als ich meinen Jägern bekannt machte, welch ehrenvoller Auftrag uns zuteil geworden, erfüllte sie das gleiche stolze Gefühl wie mich selbst, und hurtig kletterten wir den steilen Abhang hinauf, begleitet von manchem neidischen Blick der im Tal zurückgebliebenen Kameraden.

Droben kamen wir bald an den auf der Karte verzeichneten Wald. Er bestand wie alle Gehölze in jener Gegend aus mittelhohem Buchenwald mit dichtem Unterholz. Ich teilte meine Patrouillen ab, ließ den Zug ausschwärmen und vorsichtig, die Büchse schußbereit im Arm, drangen wir durch das Gestrüpp. Hier waren die Jäger in ihrem Element. Wie oft hatten wir bei Tag und Nacht in den Waldungen und auf den Bergen zu beiden Seiten der Iller herumgestreift und waren selbst bis auf die Felsenwände des Hochgebirges, z. B. auf dem Rottachberg und im oberen Wertachtal vorgedrungen. Das lohnte sich jetzt, denn ohne besondere Mühe, ohne laute Hilfen, ohne Pfeifen und andere Signale kamen wir vorwärts. Nur selten knackte ein dürrer Zweig und verriet die Anwesenheit von Menschen in dem sonst so ruhigen Wald. Plötzlich krachte vor meinem rechten Flügel ein Schuß; gleich darauf ein zweiter; ein dritter; dann war alles still. Die wohlgeschulten Jäger schienen sämtlich in Marmorstatuen verwandelt. Der Zeigefinger lag am Drücker, die Büchse glitt unhörbar ganz langsam etwas in die Höhe, um wenn nötig schnell am Backen zu liegen, das Auge suchte die Gebüsche zu durchdringen, und das Ohr lauschte auf die leisesten Töne. Nur das Zwitschern der Vögel wurde hörbar. Ich gab den mir zunächst Stehenden ein Zeichen, sich zu decken; geräuschlos kauerten sie sich nieder; die anderen machten dies nach, und ich selbst schlich mich dorthin, wo ich den Schuß vernommen. Schon nach einigen Schritten begegnete

ich dem vom rechten Flügel zu mir geschickten Jäger, der mir meldete, in einer geraden Schneuse, dreihundert Schritt vor unserer Front, sei eine fünf bis sechs Mann starke französische Patrouille gestanden, habe dreimal geschossen und sei dann gegen Osten ausgerissen; eine Patrouille von drei Jägern setzte ihnen nach.

Auf meinen Wink traten alle Jäger wieder an. Ich lobte den die rechte Gruppe führenden Korporal Zink, weil er nicht unnötig hatte schießen lassen, und hielt mich von da an aber doch mehr vor meinem rechten Flügel. Als wir die Stelle erreichten, wo die Franzosen gesehen worden waren, fanden wir ein noch lustig brennendes Biwakfeuer, in dessen Asche etwa vierzig Kartoffeln brieten. Natürlich steckten sich die nächsten Jäger die Taschen resp. Brotbeutel damit voll und eilten dann den anderen wieder nach.

Wir kamen nun auf einen in der Richtung gegen Autrecourt führenden Waldweg. Franzosen fanden wir keinen mehr, aber eine tüchtige Anzahl von Tornistern, Chassepotsgewehren, Käppis, Yatagans usw. Alles verriet, daß auch hier die flüchtigen Scharen gestern geschlagener Truppenteile hindurchgezogen und sich durch Wegwerfen aller möglichen Gegenstände so erleichtert hatten, daß sie schleunigst ihr Heil auf dem jenseitigen Maasufer suchen konnten. Gegen zwei Uhr erreichten wir den Ostrand des Bois du Chenois. Das Maastal, das Dorf Autrecourt und der Weiler Villers devant Mouzon lagen vor uns.

„Herr Leutnant, da unten in dem Parke sind Franzosen."

Ich guckte mit dem Feldstecher hinter einem Baume hervor und beobachtete den Park. Etwa dreißig bis vierzig in eine sonderbare, ganz schwarze Uniform gekleidete, mit einem Käppi ausgerüstete Gestalten bewegten sich dort herum. Hinter einem Bostett entdeckte ich eine rote Fahne. Nirgends aber konnte ich das Blitzen von Waffen bemerken.

„Von jener Ecke aus sieht man eine Fahne auf einem Schlosse." Ich folgte dem Jäger, der dies gemeldet, und erkannte bald eine große, weiße Fahne mit dem roten Genfer Kreuz.

„Aha, das ist ein französisches Feldspital.“ Schon wollte ich den Befehl erteilen, einfach vorzugehen, als von der, der französischen Patrouille nachgeschickten Jägerpatrouille ein Mann mit der Meldung ankam, die Franzosen seien, fünf Mann stark, soeben im Dorfe Autrecourt verschwunden.

Da war denn doch Vorsicht angezeigt.

Ich schickte von verschiedenen Seiten Patrouillen gegen den Ort, mit dem Befehl, bis auf etwa 100 Schritt an den Dorfrand und die Parkumfassung vorzubringen und von dort aus sorgsam zu beobachten. Falle kein Schuß, so wolle ich mit dem Reste des Zuges nachkommen und brauche daher, wenn nichts bemerkt werde, keine Meldung.

Es geschah, wie ich angeordnet. Alles blieb still. Nachdem ich wußte, daß meine Patrouillen wie die Füchse vor jedem Ausgange von Autrecourt lauerten, ging ich mit der ganzen Plänklerkette vor. Kaum erschienen meine Jäger auf einigen freien Wiesenabhängen, so wurde es im Parke lebendig, und ein Zug von ungefähr vierzig Mann, an der Spitze ein Fahnenträger mit einer roten Flagge, kam auf mich zu. Obwohl ich vielleicht noch sechshundert Meter von dem Parke entfernt war, erkannte ich doch gut, daß die Leute nichts Feindliches vorhatten, und ließ daher meine Jäger ruhig weiter avancieren. Ebenso machten es die schwarzen Gestalten. Plötzlich aber stoben dieselben auseinander wie eine Schar Spatzen, wenn man einen Stein unter sie hineinwirft, und ein großer Teil riß nach dem Park zu aus. Bald aber sammelten sie sich wieder und gingen von neuem geschlossen gegen mich vor. Ich bemerkte, daß sie unversehens eine meiner Patrouillen, die sich schon ganz in ihrer Flanke befand, entdeckt hatten. Wahrscheinlich waren mehrere der Herren sehr in Schrecken geraten, weil die Jäger, der Vorschrift gemäß, die Büchsen schußbereit im Arm getragen hatten.

Gleich darauf trat ein vornehm aussehender Herr auf mich zu. Ich ließ die Jäger halten, und auch die Fremden blieben stehen. Man sah jetzt deutlich, daß jeder das Genfer Kreuz am Arme trug. In einem mehr als holperigen Deutsch

suchte mir der Chef der ganzen Gesellschaft nunmehr zu erklären, daß ich eine belgische, freiwillige Lazarettabteilung vor mir sähe, die unter dem Schutze des Völkerrechts stehe und weder gefangen genommen noch sonst belästigt werden dürfe. Als ich nun in französischer Sprache ihm erwiderte, daß ich die darauf bezüglichen Vorschriften genau kenne, und er und seine Leute weder durch mich noch durch meine Jäger die geringste Belästigung erleiden würden, wurde er sehr freundlich, erzählte mir, daß ich der erste Deutsche sei, den er sehe, daß er sich die Gegner der Franzosen ganz anders vorgestellt habe, und fügte mehr dergleichen zweifelhafte Artigkeiten bei. Ich ließ durch Patrouillen das Dorf durchsuchen und begab mich selbst in das Schloß, um mich zu überzeugen, daß in demselben wirklich nur Verwundete untergebracht waren. Dort lernte ich in dem Schloßherrn einen sehr liebenswürdigen, feingebildeten Mann, Monsieur Pasquier, kennen, der mit zuvorkommendster Artigkeit alle Aufschlüsse gab, die ich verlangen mußte. Wir tauschten die Visitenkarten und dabei stellte sich heraus, daß er mit meinen Verwandten in Belgien näher bekannt war. Dies bildete die Ursache, daß ich später, als wir 1½ Jahre in Sedan in Garnison lagen, ihn öfters besuchte und manche hübsche Stunde im Kreise seiner Familie verlebte.

Da die Patrouillen zurückkehrten, ohne im Dorfe einen Feind gefunden zu haben, dagegen meldeten, daß sie gesehen hätten, wie die im Walde bemerkte französische Patrouille vermittels einer Furt die Maas überschritten und gegen Doncy ausgebogen sei, so hielt ich mich nicht länger mehr in Autrecourt auf, sondern erstieg mit meinen Jägern von neuem den Höhenzug und wandte mich nördlich gegen Villers devant Mouzon und Petite Remilly. In den zwischen diesen Orten gelegenen Waldungen fanden sich zwar wieder eine Menge von französischen Ausrüstungs- und Bewaffnungsstücken, aber keine Feinde vor.

Wir hatten das Bois de Dame durchstreift und kamen in die Ferme St. Pierre. Der im Tale sich hinziehende Weg führte von der Mühle von Petite Remilly durch einen tiefen und langen Hohlweg. Als ich wieder einmal mit dem Feld=

stecher scharf Umschau hielt, entdeckte ich an dem gegen Remilly gerichteten Ausgange des erwähnten Hohlwegs einen schweren Wagen, der mit einem Pferde bespannt war, während ein anderes neben diesem auf der Straße lag. Sofort ließ ich eine Patrouille nachsehen, was dort los sei. Bald darauf kam ein Jäger zurück und meldete: „Herr Leutnant. In dem Hohlwege steht Wagen an Wagen, einzelne noch bespannt, aber weit und breit ist kein Franzose zu sehen. Es ist ein feindlicher Train, den man dort stehen ließ."

Schnell stellte ich auf den Höhen Posten aus, schickte Patrouillen nach dem Dorfe Petite Remilly und in das Vorterrain und begab mich mit dem Rest meines Zuges hinunter auf die Straße zu dem gefundenen Train. Richtig, da standen sieben Wagen, welche, wie aus ihrer Aufschrift hervorging, den Train des 1. französischen Husarenregiments gebildet hatten. Durch irgendeinen Zufall war das eine Pferd des ersten Wagens gerade in dem Moment gestürzt und hatte den Fuß gebrochen, als jener im Begriff stand, den Hohlweg zu verlassen, während alle hinteren Wagen sich noch mitten in demselben befanden. Nun stockte die ganze Kolonne, kein Wagen konnte weder vor noch zurück; niemand hatte, wie es schien, sich Zeit genommen, mit Ruhe für Freimachung der Passage zu sorgen, sondern man erkannte deutlich, daß die Trainfahrer einfach die Stränge abgeschnitten und mit den Sattelpferden durchgegangen waren, während sie mehrere Handpferde, einige Maultiere und die Wagen ruhig im Hohlwege ihrem Schicksale überließen. Ich machte mich nun an eine Durchsicht des Inhaltes der Fourgons. Im ersten befanden sich die Offizierkoffer. Mehrere waren aufgesprengt, und die vorher darin befindlichen Gegenstände lagen durcheinander auf dem Wagen zerstreut. Wahrscheinlich hatten einzelne der fliehenden französischen Nachzügler doch Zeit gefunden, hier eine kleine Lese zu halten. Ich eignete mir mehrere der frei herumliegenden Visitenkarten an. Es stand darauf: „Le Prince de Bauffremont. Colonel du 1er Regiment de Hussards."

Außerdem steckte ich den hohen, blau-weiß-roten Reiher-

busch des Herrn Obersten als Andenken zu mir, und dieser schmückt noch jetzt mein Arbeitszimmer. Der nächste Wagen enthielt Schuhe, Brot, und zwar in Menge, und Wäsche. Nun ließ ich das verletzte Pferd tot schießen, den ersten Wagen auf die Seite werfen, das ganz gesunde, kräftige Handpferd des letzteren an den zweiten spannen und diesen aus dem Hohlweg herausziehen. Die nächsten Wagen enthielten nur Husarenuniformen, Akten und lauter Zeugs, das für uns keinerlei Wert hatte. Einige Maultiere ließ ich erschießen, weil wir sie doch nicht brauchen konnten, und ein fürchterlich gedrückter Schimmel teilte ebenfalls dies Los. Die Jäger warfen noch einige Offizierskoffer auf den Brotwagen, den ich mitzunehmen befahl, und nun machten wir uns auf den Weg nach Remilly. Hier kann ich gleich einfügen, daß später unsere ganze 4. Kompanie, welche auf Befehl der Division ebenfalls in die rechte Flanke entsendet worden war, auch auf diesen Train stieß und nach genauerer Durchsuchung noch eine Kasse mit einer riesigen Summe, ich glaube 90,000 Franks in Gold, vorfand. Das Geld wurde dem Armeekorps eingeliefert, teilweise aber dem Bataillon zurückgegeben. Von demselben erhielt jeder Mann, soviel ich mich erinnere, zwanzig Franks, jeder Verwundete vierzig und jeder Offizier zehn Franks als Andenken geschenkt. Ich habe mein Zehnfrankenstückchen an der Uhr bis nach Tivernon bei Toury, nördlich Orleans, getragen. Dort verlor ich es samt der Uhr, Kette und einigen anderen Andenken im Stalle des Maires, und als ich einige Stunden später am 13. November von Toury aus in das Dorf zurückreiten wollte, um mein Eigentum zu suchen, waren französische Küraßiere im Ort und schossen aus ihren plumpen Pistolen auf mich. Uhr und Zehnfrankstück habe ich nicht wiedergesehen.

Der dicke Percheronschimmel, den wir an den Wagen gespannt hatten, trabte mit dem schweren Fourgon so lustig an, daß ihn der ihn leitende Jäger kaum bändigen konnte. Wahrscheinlich hatte das arme Tier seit mehreren Tagen nichts zu fressen bekommen und meinte, es gehe jetzt in den Stall.

Die über die Höhe entsendete Patrouille kam mit der Meldung zurück, daß auf dem jenseitigen Abhang, keine tausend Meter von uns entfernt, unsere ganze Division biwakiere. Außerdem meldete meine Spitze, daß das Dorf Remilly sur Meuse von Abteilungen der 1. Division besetzt sei. Ich schickte nun Nachricht zu meinem Bataillon und erhielt den angenehmen Befehl, bei meiner Kompanie einzurücken. Triumphierend brachte ich meinen Wagen vor den Oberstleutnant und die um denselben versammelten Offiziere. Als ich durch meine Jäger einen Laib prächtigen, frischen Brotes nach dem anderen herunterreichen ließ, ertönte beim Bataillon ein wahres Freudengeschrei, denn seit gestern früh hatten wir keine Lebensmittel außer Fleisch empfangen, und gerade Brot war der erwünschteste Fund, der gemacht werden konnte. Nun hatten wir so viel davon, daß jeder Mann des ganzen Jägerbataillons überreich damit versehen werden konnte, obwohl mein Zug sich schon im voraus die Brotbeutel vollgesteckt hatte. Dann wurden die Stiefel verteilt, und das mich treffende Paar hat mir noch lange gute Dienste geleistet.

Unterdessen war der Quartiermeister mit Wein angekommen, und jetzt ging eine der lustigsten Szenen los, die ich erlebt. Es war etwa 1/2 7 Uhr abends geworden. Die auf dem Wagen mitgebrachten Offizierkoffer hatte man geöffnet und nach Karten, Briefen, die interessante Aufschlüsse geben konnten, usw. durchsucht. Auch durften wir nötige Wäschegegenstände uns aneignen; ich habe mich von dort mit außerordentlich feinen Taschentüchern versehen. Die französischen Uniformen usw. blieben aber unbeachtet liegen. Da bemächtigten sich einige Jäger derselben und liefen bald als französische Husarenoffiziere im Biwak herum. Nun wurde getanzt, und schließlich hatte eine ganze Anzahl von Jägern sich auf die drastischeste Weise maskiert. Da später die 4. Kompanie noch einige Koffer aus demselben Train mitbrachte, so wurde der Jubel allgemeiner, und zuletzt ging es zu wie auf einer Theaterredoute, nur fehlte die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts. Einen Jäger, ich glaube der 2. Kompanie,

habe ich noch am meisten in Erinnerung. Der spielte den groß=sprecherischen französischen Troupier so vorzüglich, daß wir alle herzlich lachen mußten. Ähnlich, aber auf eine weit feinere und mehr satirische Weise machte es unser Leutnant Baron Aufseß, der in der Uniform des französischen Obersten ganz reizend aussah.

Die übrigen Bataillone der Division hatten weder Brot noch sonst etwas erhalten, und natürlich kamen deren Leute zu uns Jägern, so daß wir bald den Mittelpunkt des ganzen Biwaks bildeten. Bis tief in die Nacht hinein wurde bei uns gelacht und gescherzt.

Keine achthundert Meter vor uns im Dorfe Remilly lagen die Verwundeten, welche man nach dem heutigen Gefecht dort untergebracht hatte. Auch mein Vetter Baron Donnersperg vom 4. Jägerbataillon war darunter. Ich wußte es nicht. Als ich ihn später besuchen wollte, war er schon tot; ich konnte nur sein Grab sehen.

So geht es im Kriege. Lust und Freude, Trauer und Tod dicht nebeneinander. Wie das Lied sagt: „Heute rot, morgen tot," so trifft es ein, und auch wir ahnten an jenem heiteren Abend bei Remilly noch nicht, daß wir 24 Stunden später um viele, viele liebe Kameraden trauern sollten, die wir in blutiger Schlacht verloren. Es ist aber gut, daß man nicht voraussieht, sonst würde die Stimmung aller, auch jener leiden, die wüßten, daß sie glücklich durchkommen, und ebenso ist es gut, wenn man möglichst lange den frohen Humor der Leute aufrecht erhält und sie nicht mit Hinweisen auf alle möglichen Zufälle einschüchtert. Dies erkannte auch unser Oberstleutnant, der überhaupt ein Feldsoldat war, wie es nicht leicht einen zweiten gibt, und darum drückte er immer eine Auge zu, wenn unsere Leute außer Dienst vielleicht etwas lustiger waren, als sie es nach der Ansicht manches hypochondrischen, alten Podagra=helden sein durften. Bei Remilly hat er auch etwas durch die Finger gesehen, und am anderen Tag bei Bazeilles und la Mon=celle haben ihm dafür seine Jäger wieder gezeigt, daß, wenn

es gilt, sie ihren Mann stellen wie die besten, und mit vollem Recht sprach man nach dem Kriege mit Vorliebe von den bayerischen Jägern, und unter diesen nicht zuletzt von denen des 1. Bataillons, des Bataillons Schmidt.

VI.

Die Schlacht bei Sedan am 1. September 1870.

Wollte man Schlachten mit Gebäuden und Anlagen vergleichen, so möchte ich den gewaltigen Kampf bei Sedan ein majestätisches Schloß, erbaut in ernstem, erhabenem Stile, angefüllt mit den herrlichsten Kunstwerken und umgeben von den prächtigsten Parks, nennen. Das Ringen an der Loire würde ich dagegen als ausgedehnte, großartige Bergwerke mit mächtigen Maschinen, die von der überlegenen Herrschaft des menschlichen Geistes zeugen, darstellen. An Sedan ist die Erinnerung eine sozusagen erhabene, stolze und freudige; an Loigny, Orleans und Beaugency mehr eine zwar befriedigende, aber eine schaurige. Nicht, daß es auch bei Sedan an schaurigen Szenen gefehlt hätte! O, es gab deren genug, und besonders wir, die wir bei Bazeilles, la Moncelle und auf den Höhen vorwärts Daigny kämpften, können manches Lied davon singen. Allein diese Momente erscheinen mir wie gruselige Bilder, etwa wie jene Höllendarstellungen z. B. von Rubens inmitten der wunderbaren Meisterwerke, die man ob ihrer begeisternden Schönheit nie vergißt, wie die Madonna della Sedia von Rafael, die Santa Maddalena von Tizian, die Kleopatra von Guido Reni und andere Kunstwerke von Perugino, Andrea del Sarto, Tintoretto usw. Viele solche meisterhaften Schöpfungen, herrliche, wie die soeben genannten, schaurige, wie Mazzolinis Ehebrecherin und andere, habe ich im Palazzo Pitti in Florenz gesehen, und so, wie dieser mächtige

Bau, so bleibt mir auch Sedan in Erinnerung, stolz vornehm, frei von gehaltlosem Schmuck, großartig erhaben.

Schon bei Tagesanbruch wurden wir munter. Der ereignisvolle Tag, der da kommen sollte, warf seine Schlagschatten voraus. Noch in der Nacht liefen die Berichte über das am vergangenen Nachmittag und Abend stattgehabte Gefecht der 4. und 9. Jäger ein, und wir erfuhren, daß Bazeilles und die Höhen dahinter von großen Massen französischer Truppen besetzt seien. In Bazeilles selbst würden wir Marineinfanterie finden. Daß diese Eliteregimenter nicht so leicht weichen dürften, war vorauszusehen.

Durch Adjutanten und Ordonnanzoffiziere erfuhren wir weiter, daß es sich heute für unseren Gegner um einen Kampf um Sein oder Nichtsein, um einen Vernichtungskampf handele. Wir sollten ihn bei Sedan nicht nur schlagen und besiegen, sondern ihn über die belgische Grenze drängen, damit vollständig vom Kriegsschauplatz vertreiben und auf immer unschädlich machen. Daß wir nicht nur dies erreichen, sondern ihn mit Mann und Maus gefangen nehmen würden, das ahnten wir am Morgen des 1. September noch nicht und wußten es auch noch nicht am Abend der Schlacht selbst. Aber wir wußten, daß die Aufgabe der Franzosen lautete, nach Metz durchzudringen und dort dem Marschall Bazaine die Hand zu reichen.

Die Straße von Sedan nach Metz führt über Bazeilles. Dieses und seine Umgebung sollten aber wir Bayern nehmen und so lange halten, bis es den Preußen vom V. und XI. Korps gelungen sei, dem Feind in den Rücken zu marschieren und ihm im Westen seiner Stellung ebenso den Weg zu verlegen, wie wir, unser II. Korps, die Garden, das preußische IV. Korps und die Sachsen es im Osten und Süden beabsichtigten, damit er keinen anderen Rückzug mehr habe als nach Norden, nach Belgien. Freilich konnten wir uns selbst sagen, daß unser Anteil an der bevorstehenden Schlacht der ernsteste werden dürfte, denn dem Anprall einer ganzen, zur Verzweiflung getriebenen Armee erfolgreich zu widerstehen, ist keine Kleinigkeit. Aber wir fühlten, daß wir den an

uns gestellten Anforderungen gewachsen seien, denn bei Wörth und Beaumont hatte das I. bayerische Armeekorps sich selbst und anderen gezeigt, was es leisten konnte, und zweitens war ja General von der Tann da, und wenn der etwas unternahm, so konnte es nicht fehlen, dafür war er ja „der Tann".

Von der gewaltigen, großartigen Anlage dieser Riesenschlacht, von der unfehlbaren Genauigkeit, mit der Moltke, der Meister der Strategie, alle Truppen für den Kampf rechtzeitig heranbrachte, hatten wir in der Truppe an jenem Tage noch keine Idee. Wir waren in dem engen Tale gegen Remilly marschiert ohne Ahnung, wo die anderen Armeekorps hingekommen. Allein wir wußten sicher, daß der alte General von Moltke mit seinem Generalstabe jedes Korps scharf im Auge behielt, keines allein einem übermächtigen Schlage preisgab, und daß, wenn es nötig würde, die Preußen zu unserer Unterstützung da waren, auch wenn wir sie vorher nicht sahen. So haben sie sich bei Sedan und an der Loire bewährt, und diese Erkenntnis trug viel dazu bei, daß die auf den Schlachtfeldern in Frankreich geschlossene Waffenbrüderschaft eine so innige wurde und es auch für alle Zukunft bleiben muß. Preußen und Bayern wissen ja jetzt, daß sie sich aufeinander verlassen dürfen. 1870/71 war der Prüfstein.

Die Nebel lagen noch im Tal, in welchem wir biwakiert hatten, als wir die Feuer löschten, umhängten und bald darauf marschbereit auf den Befehl zum Antreten warteten. Die Stimmung, welche vom höchsten Offizier bis zum jüngsten Jäger herab die ganze Truppe beseelte, war vorzüglich. Ernst und ruhig wurden alle Vorbereitungen getroffen. Die Mannschaften schnallten die Riemen fester, jeder blies noch einmal durch den Zündkanal, damit der Luft habe; dieser lockerte die damals in der Papierpatrone befestigten Zündhütchen, damit sie leicht auf das Piston gesetzt werden konnten; ein anderer probierte die Schlagfeder des Hahnes; ein dritter machte das Seitengewehr lose, um es leicht aus der Scheide ziehen zu können. Wir Offiziere orientierten uns auf den Karten, machten die Revolver

schußbereit, und mancher gab für alle Fälle einem Kameraden, der vielleicht glücklicher sein konnte, noch einige Aufträge. Ich war mit meinen wenigen Anordnungen schnell fertig. Mit meinem besten Freunde, dem Leutnant Schmeckenbecher, hatte ich ja schon längst ausgemacht, wie wir uns gegenseitig verhalten wollten. Jeder besaß die Adresse der Angehörigen des anderen, um im Notfall denselben eine etwaige Trauerbotschaft senden zu können. Außerdem hatte jeder die Verpflichtung übernommen, alle für die Hinterlassenen des Gefallenen teueren Andenken zu sich zu nehmen, um sie bei Gelegenheit in die Hände der Berechtigten auszuliefern. Wir hatten also jetzt nichts zu tun, als mit dem eigenen Gewissen ins reine zu kommen, um, wenn es denn sein sollte, vor den höheren Richter hintreten zu können. Selbst diese Sorge bekümmerte uns aber wenig, denn jeder vertraute fest darauf, daß ein braver Soldat, der in Erfüllung seiner Pflicht gefallen, im Jenseits kein Kerbholz findet, auf dem ihm vergangene kleine Sünden aufnotiert sind. Das auf dem Schlachtfeld vergossene Blut löscht ja alles aus, was von früher her etwa noch auf der Seele brennt. Das ist ein alter Soldatenglaube. Sogar den Fall, daß wir beide zugleich der schönen Welt Lebewohl sagen müßten, hatten wir bedacht und trugen Notizen bei uns, an wen irgendein fernerer Kamerad die Nachricht schicken könnte, daß wir bis zum Schluß treu unsere Pflicht erfüllt. Wir haben dieselben nicht gebraucht, denn Schmeckenbecher war einer der sehr wenigen bayerischen Offiziere, die bei jedem Gefecht des Tannschen Korps in erster Linie dabei waren, einer der Braven, die sich den Militär-Verdienstorden, das Mecklenburger Verdienstkreuz und das eiserne Kreuz erwarben, und einer der Glücklichen, die doch unverwundet nach Hause kamen. Erst 20 Jahre später erlag der Arme einer heimtückischen Krankheit. Mein zerschmetterter Arm aber war keine so starke Verletzung, daß es mir ans Leben gegangen wäre. Ich bin nicht einmal ein Krüppel geworden, denn ich besitze das verwundete Glied noch, und wenn der Arm auch krumm und zu kurz ist, so tut er doch seinen Dienst.

Früh 4½ Uhr erschütterten die ersten Kanonenschüsse die Luft. Sie kamen von unserer Korpsartillerie, die auf den Höhen westlich Remilly aufgefahren war und vom gestrigen Gefecht her die Entfernung nach Bazeilles genau kannte. Deshalb konnte sie schon jetzt das Feuer eröffnen, obwohl das ganze Maastal noch in dichten Nebel gehüllt war.

Etwa um 5 Uhr durften wir antreten. Wir bildeten die Spitze der 2. Division. Auf Pontonbrücken, die in der Nacht hergestellt worden, überschritten alle Bayern nordwestlich Remilly die Maas. Die 1. Division brach noch bei völliger Dunkelheit auf. Manche Leute trugen Laternen an den Gewehren um die Spitzen der Kompanien zu kennzeichnen. Kein Stern erstrahlte an dem bewölkten Himmel. Wir folgten beim ersten Morgengrauen. Immer noch verbarg uns der Nebel das Gelände vor uns. Auf einer Wiese mußten wir halten und in Bereitschaftsstellung aufmarschieren.

Vor uns rasselte das Infanteriefeuer mit voller Wucht, und die Geschütze donnerten den Baß. Wir wußten nun, daß die 1. Division in Bazeilles eingedrungen sei.

Beim Bataillon herrschte erwartungsvolle Stille.

Ein Adjutant sprengt herbei und überbringt unserem Kommandeur einen Befehl.

Der drehte sich herum, und markig klingt seine sonore Stimme über das mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschende Bataillon hin: „Kinder!" — Seit Beaumont nannte er seine Jäger „Kinder". — „Jetzt gilt's! Daß ihr leistet, was menschenmöglich, weiß ich. Haltet euch wie bei Beaumont, damit ich wieder so stolz auf euch sein kann, wie dort. Vorwärts! für König und Vaterland! Vorwärts!" — So ungefähr waren seine Worte, und wie er sie sprach, das ging zu Herzen.

„Hätte nie gedacht, daß der ernste, fast finstere Mann so begeistern könnte, wie er es durch sein Wort und Beispiel vermag." — So äußerte sich ein Landwehrleutnant, der ihn noch wenig kannte, gegen mich, und so war es auch. Wenn er es für nötig hielt, wußte er so zu entflammen, daß man mit Freuden

dem fast sicheren Tode entgegenging, denn er verstand es, soldatisches Ehrgefühl, Tapferkeit und das Verlangen, seine Pflicht und noch weit mehr als diese im höchsten Maße zu erfüllen, so zu erregen, wie kein anderer. Er war eben Feldsoldat vom Scheitel bis zur Zehe.

Geschlossen marschierte das Bataillon vor. Plötzlich und zwar ganz außerordentlich schnell, fiel der Nebel. Die ganze prächtige Landschaft lag vollkommen klar vor unseren Blicken.

Wie da ein jeder sich streckte, um zu sehen, was los sei.

Nun überschritten wir die Eisenbahn und wandten uns gegen den herrlichen, den Norden von Bazeilles bildenden Park des Schlosses Monvillers. Immer noch blieb das Bataillon geschlossen. Was bei diesem Marsch wohl jeder gedacht haben mag? Ich glaube nicht viel. Man war so erregt; man hatte so viel zu sehen; das nunmehr geradezu rasende Geschütz- und Mitrailleusenfeuer, das fürchterliche Prasseln der Gewehrsalven betäubte und nahm die Sinne in Anspruch. Wahrscheinlich reichte das Denken bei den meisten Leuten in diesem Momente nur zu einem „Wie Gott will!"

Wir überschritten die große Chaussee von Carignan nach Sedan.

„Obacht! Da stürzt ein Ast herunter!"

Eine Granate hatte ihn abgeschlagen; wir hatten sie gar nicht gehört, der Lärm war zu groß.

Hinter uns jagte die Batterie Sigmund vor, um auf einer Höhe östlich la Moncelle neben einer schon dort stehenden Batterie der 1. Division aufzufahren.

„In Kompaniekolonnen auseinander gezogen! 4. und 2. Kompanie erstes Treffen! Richtung auf die Parkecke dicht nördlich Bazeilles!"

Die vorderen Kompanien gingen im Laufschritt vor. Wir, 3. und 1., folgten im zweiten Treffen.

„Donnerwetter! Der ganze Park ist ja von Franzosen besetzt. Wie das blitzt und kracht!"

Hupp — die erste Granate schlug ein, dumpf und dröh-

nend. Sie schadete nicht, weil sie nicht krepierte. - Da kam die zweite.

„Achtung! Auf die Seite! Sie raucht!"

Ratsch! fuhr sie auseinander; Blitze schlagen nach allen Seiten; Dampf fährt in die Höhe; ein Jäger stürzt aufs Gesicht, wirft sich noch einmal herum, streckt sich und ist tot; zwei anderen haben die Sprengstücke die Beine zerschmettert, und wieder andere trugen mehr oder minder schwere Wunden davon.

„Die Glieder schließen! Blessiertenträger vor! Vorwärts, Jäger! Laufschritt marsch!" Die hinteren Kompanien rasen den vorderen nach. Über die gefallenen Kameraden geht's hinweg; mancher stolpert über den Toten; tut nichts, der empfindet ja nichts mehr.

Jetzt greifen die vordersten Plänkler mit Hurra an. Sie haben sich nicht mit einem einleitenden Feuer aufgehalten. Haben es ja auch nicht bei Beaumont getan! Auch hier glückt der Anlauf. Alles drängt nach. Den Park umgibt ein etwa 1½ m tiefer Graben mit gemauerten Rändern. Der hält aber bayerische Jäger nicht auf. Einen Satz hinunter; zwei über die Grabensohle; die Hände werden drüben auf dem Rand aufgesetzt; ein Schwung; droben sind die Blauen mit den grünen Kragen, und jetzt geht's los. Warum reißen aber die Marinesoldaten auch nicht aus? Sie sind ja auf keinem Schiff, und hinter ihnen ist Platz genug zum Davonlaufen. Sie tun es jedoch nicht, sondern schießen, bis man dicht vor ihnen steht. Laden dürfen sie aber nicht mehr. -- Dem läßt der Kolben des flinken Jägers keine Zeit; sein Schädel war zerschmettert, ehe er die Kammer des Chassepotsgewehres geschlossen; jenem nahm ein bayerisches Bajonett die Lust zum Weiterkämpfen und das Leben dazu; bei einem dritten mußte das schnell aus dem Stiefel gezogene Messer nachhelfen, daß er die Büchse losließ, die er in Todesangst erfaßt, und jenem Marineleutnant, der einem Jäger das Gewehr aus der Hand geschlagen, ging auf ewig der Atem aus, als ihn der Hinterwäldler dafür würgte, als ob er selbst ein Wolfshund und der Franzose ein Fuchs sei.

In wenigen Minuten war der Parkrand unser.

Da erhielten die 4. und 2. Kompanie Richtung auf die Mitte von Bazeilles, die 3. und 1. aber auf la Moncelle, das sich nördlich an den Park anschloß. Wir sprangen über den Graben zurück und liefen im schärfsten Laufschritt dem Rande des Parkes entlang. Manches Geschoß pfiff uns anfangs noch um die Ohren. Dann kamen wir hinter eine Mauer.

„Halt! Ausschnaufen!"

„Die Kompanien sollen die äußersten Häuser von la Moncelle erreichen und von dort gegen die Höhen nördlich Bazeilles vorgehen!"

„Ja, da müssen wir aber über die Straße."

„Herr Hauptmann, dort droben, keine 600 Schritt vor uns, stehen mehrere französische Batterien."

„Ob die uns wohl beachten oder auf unsere Artillerie feuern?"

„Noch sehen sie uns nicht."

„Gut; im Laufschritt hinüber in jenes hohe Haus! Es scheint unbesetzt!"

Zugsweise rannten wir über den weiten Platz. Wir waren schnell, aber die Franzosen beinahe noch schneller. Kaum erschien die Spitze eines jeden Zuges auf der freien Straße, so orgelten sie los mit ihren verhaßten Mitrailleusen, die ja sonst nichts taugten, bei einer Gelegenheit, wie diese, aber sich nur zu praktisch bewiesen. Sie brauchten ja gar nicht zu zielen, nur auf den Platz zu halten und dann loszudrehen. Schlugen verschiedene Geschoße zu kurz auf, so prallten sie an dem harten Chausseeboden ab und brachten dem armen Kerl, dem sie dann in den Leib drangen, noch einige Lot Sand und Erde mit.

Bald erkannten unsere Leute, daß diese Passage keineswegs besonders gemütlich sei. Bei den ersten Zügen war es noch gegangen, da hatten, wie es schien, einige Geschütze der Franzosen noch nicht die richtige Entfernung gefunden. Für die hinteren wurde die Sache aber recht mißlich. Mein Zug war der vorletzte. Die Leute machten ängstliche Gesichter. Um sie aufzu=

muntern, ging ich im Schritt etwa auf die Mitte des freien Platzes vor, stellte mich auf und gab von dort aus das Kommando „Laufschritt marsch". Natürlich war eine einzelne Person den Franzosen ein viel zu unbedeutendes Ziel, um darauf zu schießen, und mein Stehen auf der Straße war also alles eher, als ein Bravourstück. Trotzdem eiferte es die Mannschaft, die in diesem Moment nicht weit dachte, an, und flott sauste der ganze Zug hinüber. Da konnte selbst der schwerfällige Jäger R. laufen wie ein Windhund, obwohl er sonst weitaus der faulste Kerl meiner ganzen Gesellschaft war. Ich hatte recht Glück. Einen einzigen Mann warfen die zwei in seinen Tornister gedrungenen Geschosse um, und er blieb liegen. Als aber die französische Geschützsalve aufgehört hatte, sprang er auf und war mit einigen Sätzen ebenfalls hinter dem schützenden Haus. Die Streifwunde, die er davongetragen, heilte auch bald, und somit hatte mich dieser Übergang keinen Mann gekostet.

Im ganzen lagen etwa zehn Mann auf dem Platze. Die waren freilich tot, denn keiner war von nur einem, manche aber von 15–20 Geschossen getroffen und vollständig durchlöchert.

Jetzt hieß es die äußersten, vor der Höhe liegenden Häuser zu erreichen. Mann für Mann sprangen wir von einer Ecke zur anderen. Wer uns dort beobachtete, hätte nie geglaubt, daß diese flinken Kerls Algäuer, aus den Pfronten, aus dem Hintelangertal und von der Hochalp seien. Keine Spur von dem Algäuer Phlegma; keine Idee von Plumpheit und Langweiligkeit. Vor wollten alle bis an ein gutes Plätzchen, von dem man ordentlich hinüberleuchten konnte, denn wie der Jäger Reichardt, ein echter Algäuer und einer meiner besten Burschen, so dachten wohl alle. Der aber meinte: „Wenn i nit a Plätzle find, wo i mi hinleage und auf ein Franzoseschädel nach'm andre ziele und abrucka ka, na freit mi die ganze Schlacht nit."

Nun, wir waren bald vorn und fanden solche Plätzchen in Menge. Jenseits des Tales, etwa 400 Schritte von uns entfernt, zog sich, ungefähr 20 m unterhalb des Höhenrandes, ein Feldweg entlang des Abhangs, und diesen hatten die fran-

zösischen Infanterieabteilungen besetzt, während auf der Höhe selbst ihre Artillerie stand und über die Köpfe der eigenen Schützen hinweg Granaten und Schrapnells zu uns herüberjagte. Wir Offiziere machten uns nie viel aus Granaten und fast nichts aus Schrapnells. Von ersteren krepierte kaum die Hälfte, und letztere zerknallten meist hoch oben in der Luft und schadeten dann nicht mehr viel. Auf unsere Leute machte es aber immer einen starken Eindruck, wenn so ein blockiges Ding recht plump aufschlug und Sand und Steine nach allen Seiten warf. Die kleinen unscheinbaren Chassepotpillen durfte man ganz anders fürchten. Der, der eine solche schlucken mußte, hörte vorher gar nichts. Plötzlich aber war es ihm, als ob ihm alle Gedärme aus dem Leibe gerissen würden; er sank um, und die fürchterlichsten Schmerzen verrieten ihm deutlich, daß er zu Tode getroffen. Andere fühlten nur einen leichten Stich. Dann aber, beim Aufatmen, drang ihnen Blut in den Mund; sie waren durch die Lunge geschossen. Wieder andere warf es um, wie wenn sie mitten im Laufe an eine unsichtbare Wand angerannt wären. Die aber, die das kleine Geschoß in die Stirne oder ins Herz traf, die stürzten zusammen, als ob sie gestolpert wären, und blieben liegen, ohne mehr ein Glied zu rühren. So starb hier unser Leutnant Ulmer einen Heldentod, wie ihn schöner kein Dichter ersinnen kann. Aus den einzelnen Boskets jagte die 1. Kompanie alles, was sich noch im südlichen Teile des Parkes von Monvillers befand. Mit Hurra ging es von Busch zu Busch. Zwischen dem Parkrande und einer der Straßen von Bazeilles befand sich ein breiter Graben. Ulmer war seinem Zuge etwa acht Schritte voraus. Er sah den Graben, nahm einen scharfen Anlauf und in gewaltigem Bogen, den Säbel hoch geschwungen, ein Hurra auf den Lippen, flog er hinüber. Mitten im Sprunge aber und mitten ins Herz traf ihn das kleine, mörderische Blei. Jenseits stürzte er zusammen; keine Muskel zuckte mehr; den Säbel streckte die festgeschlossene Faust noch gegen den Feind; der Mund blieb geöffnet, als wollte er noch einmal Hurra rufen, allein er war verstummt für immer.

So zu fallen, wie Ulmer, das ist schön, da stimmt der Spruch: „Dulce est pro patria mori.“

Für uns fing jetzt der schwerste Teil des Tages an. Die Franzosen verstärkten ihre Infanterielinie, und auch in unsere Schützenketten wurden allmählich das ganze 3. und 12. Regiment eingeschoben. Etwa um neun Uhr war unsere ganze Brigade in eine einzige Plänklerlinie aufgelöst und feuerte, was aus den Gewehren herausging, auf die etwa 360 Schritt entfernten Franzosen. Links neben uns wütete der Häuserkampf in Bazeilles selbst, in den die ganze 1. Division verwickelt war. Von uns nahmen nur noch Züge der 4. Kompanie daran teil. Glücklicherweise fuhren soeben die ersten Geschütze unserer Divisionsartillerie bei la Moncelle auf und nahmen die Stelle wieder ein, welche die schwache Batterie Sigmund, zerschmettert durch das Feuer von etwa sechs französischen Batterien, allein nicht mehr behaupten konnte. Dies befreite uns wenigstens einigermaßen von den ungehobelten Eisenbrocken der feindlichen Geschütze, denn letztere hatten jetzt genug zu tun, sich gegen unsere Artillerie zu wehren.

Wir rückten nun, dergestalt durch unsere Artillerie entlastet, sprungweise bis auf ungefähr 280 Schritt an den Feind heran und beschossen ihn dann von einem Graben aus unaufhörlich.

„Das ist doch zum Teufelholen,“ meinte mein Jäger Lang, der dicht neben mir lag und in größter Ruhe zielte und schoß, „jetzt leucht' ich schon dreimal auf den Kerl, dessen Käppi so hell glänzt, hin, und der markiert darauf gar nicht.“

„Geben Sie einmal mir die Büchse. Das sind ja höchstens 300 Schritt, den muß ich treffen.“

Ich legte vorsichtig auf, zielte, schoß — kein Zeichen, ob ich getroffen.

„Haben Sie die Kugel aufschlagen sehen?“

„Nein, Herr Leutnant!“

„Dann war's vielleicht zu hoch. Ich will jetzt tiefer halten.“

Ich schoß wieder! „Herr Leutnant. Das war zu kurz.“

„Glaub's gern. Denn ich hielt handbreit tiefer als vorher. Dann mußte aber der vorige Schuß sitzen. Geben Sie noch eine Patrone her.“

Ich schoß wieder. Umsonst.

„Bombensternhagelelement. Der scheint feuerfest. Es muß ein Offizier sein. Ein Mannschaftskäppi glänzt nicht. Probieren Sie es noch einmal, Lang. Ich will mit dem Feldstecher beobachten.“

Der Jäger schoß. Ich sah deutlich, daß die Kugel richtig eingeschlagen, aber der Franzose rührte sich nicht.

„Lang, ich hab's, der Mensch ist schon lange tot. Schießen Sie nur auf einen anderen.“

Noch am Abend nach der Schlacht lief der Jäger hinauf und sah nach. Dort fand er einen französischen Leutnant, dem der ganze Kopf von mindestens fünf bis sechs Kugeln vollständig durchlöchert war. Wir hatten also richtig getroffen, aber vom zweiten Schuß an war alles unnötig.

„Der Herr Hauptmann läßt dem Herrn Leutnant befehlen, mit dem 3. Zug rechts gegen Daigny vorzugehen, um den Anschluß der dorthin geschickten 1. Kompanie zu suchen.“

Ich pfiff; etwa sechs meiner Jäger hörten mich; diesen erteilte ich den Auftrag, sich nach einem von mir bezeichneten Hause zurückzuziehen und dies rechts und links den Leuten vom 3. Zug weiterzusagen. Einer nach dem andern fand sich hinter dem Hause ein, und nach etwa acht Minuten konnte ich mich mit ungefähr dreißig Mann auf den Weg machen. Die übrigen hatte der Befehl nicht erreicht; sie waren tot oder verwundet.

Vorsichtig drang ich vor. Ich kam nach Petite Moncelle, ohne auf die 1. Kompanie oder auf einen Feind zu stoßen. Es war etwa 1/2 2 Uhr geworden. Mein Humor fing an, recht schlecht zu werden. Wo steckte denn die 1. Kompanie? Mußte der Kuckuck schuld sein, daß gerade ich dieselbe suchen sollte, statt mit den Kameraden flott auf die Welschen zu knallen und sie schließlich mit Hurra über den Haufen zu rennen!

Wir plänkelten weiter. Hier und da machte sich einer oder der andere Jäger den Spaß, auf einige auf dem jenseitigen Rand des Tales erscheinende Franzosen zu feuern. Ich wehrte es ihnen nicht. Ich überschritt nun die Givonne und durchsuchte die Fonderie von Daigny und den Hof la Rapaille. Vergebens; kein Franzose und keine 1. Kompanie kamen in Sicht. Wir gelangten nach Daigny. Dort traf ich auf Sachsen, aber wieder nicht auf die 1. Kompanie. Ich drang weiter nach Haybes. Schon während des Zurücklegens dieses Weges hörte und sah ich, daß auf der Höhe von Daigny das in dieser Gegend bisher verstummte Gefecht von neuem entbrannte. Es ist gut, daß mich zu jener Zeit keine Kugel traf, denn ich habe laut und in mich hinein so abscheulich geflucht, daß Sankt Petrus mir mit Recht die Tür vor der Nase zugeschlagen hätte, wenn ich in diesem Humor vor der Himmelspforte erschienen wäre und Einlaß verlangt hätte.

Nun kam ich nach Haybes. Meine Spitze traf zufällig mit der eines sächsischen Bataillons vom Regiment Nr. 101 und mit Patrouillen des preußischen Gardejägerbataillons zusammen. Ich fragte einen Unteroffizier, wo sie hin sollten.

„Wir gehen zum Sturm gegen die Höhe vor."

Da kam ein sächsischer Leutnant.

„Herr Kamerad. Was ist los?"

„Wir sollen die Höhen nehmen. Es gibt einen allgemeinen Angriff."

Jetzt war es mit meiner Geduld zu Ende. „Der Teufel hole die ganze 1. Kompanie; ich mag sie nicht mehr suchen."

„Jäger! Die Sachsen stürmen die Höhe. Da tun wir mit."

„Hurra, Herr Leutnant! Da san wir gern dabei."

Ein sächsischer Stabsoffizier kam herangeritten.

„Herr Oberstleutnant. Ich sollte eine Kompanie meines Bataillons suchen und finde sie nicht. Bitte, Herr Oberstleutnant, lassen Sie mich mit meinen Jägern den Sturm Ihres Bataillons mitmachen. Mein Name ist Tanera!"

„Gerne, Herr Kamerad; mein Name ist von Schimpff."

„Tausend Dank, Herr Oberstleutnant. Wo darf ich mich anschließen?"

„Hier, links von dem Avantgardenzug."

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant. — Jäger, wir dürfen mit. Zeigt einmal den Sachsen und den preußischen Gardisten, wie bayerische Jäger vorgehen. Vorwärts!"

Das war ein Jubel. Im Nu hatten wir uns in einer Schützenkette neben der sächsischen Spitze entwickelt. Mein Oberjäger*) Renner riß den Säbel aus der Scheide und marschierte trotz seines Alters flott vor der linken Hälfte des Zuges, dem Sekondejäger Kißling gab ich die rechte, die Hornisten Mathes und Spät behielt ich bei mir, und nun erklommen wir die steilen Höhen so, wie wir es eben von unseren Alpen her gewohnt waren, leicht und schnell. Was für uns als Spielerei erschien, denn es gab nicht einmal Felswände, machte den Sachsen, die mit vorzüglicher Schneid vordrangen, doch kolossale Mühe. Auch die preußischen Gardejäger — prächtige, gewandte Burschen — und die Grenadiere vom preußischen Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiment, die dabei waren, konnten so schnell nicht mittun. In ihrer flachen Mark hatten sie eben keine Gelegenheit zu klettern, während wir ja schon dicht an der Stadt Kempten 160 Fuß hohe Felswände, an der Iller und in nächster Nähe der Garnison 3000 und 4000 Fuß hohe Berge erklimmen durften, wollten wir nur eine kleine Felddienstübung machen. Wie oft habe ich den 7000 Fuß hohen Stuiben als Nachmittagspartie erstiegen! Und den Grünten und Hauchenberg! Und den Marienberg und den Pfänder, das waren ja nur Spaziergänge. Gerade so erging es meinen Jägern. Eins, zwei, drei waren wir oben, und die ersten Schüsse, die dort knallten, kamen aus Podewilsbüchsen, und meine Jäger haben sie abgegeben, und darauf bin ich noch stolz. — Die anderen waren aber auch bald da, und kaum, daß sie recht ausgeschnauft hatten, ging's mit Hurra drauf los. Wir Jäger waren nicht die letzten: man darf es glauben, und die Sachsen haben es mir nachher auch bestätigt.

*) Damalige Bezeichnung für Feldwebel.

Wir kamen alle so schnell den Franzosen auf den Hals, daß diese gar nicht mehr feuerten. Das Gewitter, das hier auf sie einschlug, hatte ihnen ganz die Besinnung geraubt. Der größte Teil ergab sich; andere kniffen nach rückwärts aus, die Höhe war erobert.

Ich selbst hatte dabei riesiges Glück. Links neben mir erblickte ich den Rand eines kleinen Steinbruchs. Es gab dort mehrere solche nebeneinander. Als ich hinuntersah, wimmelte es da drinnen von Rothosen. Die armen Überraschten konnten nicht mehr heraus, denn der einzige Ausgang aus dem sehr tiefen Bruch führte gegen das Tal, also gegen unsere Seite. Sofort schickte ich eine Gruppe Jäger hinunter neben das Loch, um jeden niederzuschießen, der heraus wolle und Waffen trage. Meine anderen Jäger postierte ich oben an den Rand des Steinbruchs, und dann schrie ich hinunter: „A bas les armes!“

Einige wollten nicht gleich hören. Da streckten mehrere Jäger die Büchsen über den Rand, und sogleich bemühten sich verschiedene französische Offiziere, ihre Leute zur Vernunft zu bringen. Ich forderte die Umzingelten auf, sich zu ergeben, und sie erklärten sich hierzu bereit. Nun sah ich mich oben um, ob es noch etwas Besonderes für mich zu tun gäbe. Der eigentliche Kampf war aus, und an der Verfolgung der im schnellsten Tempo davonlaufenden Reste der hier gestandenen französischen Truppenteile mitzutun, hielt ich nicht für notwendig. Ich wendete mich zu meinen Gefangenen. Rasch erteilte ich einigen Jägern den Befehl, oben am Rande zu bleiben und auf die Gesellschaft im Steinbruche zu achten.

„Merkt ihr, daß sie gegen uns widerspenstig sind, dann knallt ihr hinein. Sonst aber nicht. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

Ich lief nun mit dem größten Teil des Zuges hinunter an den Ausgang. Dort hatte ich etwa ein Drittel meiner Jäger versammelt. Jetzt befahl ich den Franzosen, ohne Waffen vorzukommen, und langte mir sozusagen einen nach dem anderen heraus.

Das war eine Freude! Ich glaube, selbst unser General

von der Tann empfand, nachdem er die erste Schlacht von Orleans gewonnen, kein solches Gefühl des Stolzes, als ich damals, wie ich diesen Trupp von Gefangenen zusammenstellte und schließlich vier Offiziere und einundsiebzig Unteroffiziere und Gemeine zählte. Auch meine Jäger grinsten geradezu vor Vergnügen. Jetzt waren wir fertig. Wie eine geschlossene Kompanie standen die Franzosen da, umgeben nur von zwei Unteroffizieren, zwei Hornisten und einundzwanzig Jägern des 1. bayerischen Jägerbataillons als ihren Wächtern.

Ich schrieb mir nun die Namen meiner Leute auf, um über jeden Rechenschaft geben zu können, tauschte mit den französischen Offizieren die Visitenkarten und ließ ihnen ihre Säbel, die im Steinbruch lagen, zurückgeben. Die Offiziere und Mannschaften haben sich in jeder Art musterhaft betragen. Erstere mußten ihre Leute gut in der Hand gehabt haben, denn letztere zeigten auch als Gefangene ein durchaus anständiges Benehmen und gehorchten selbst jetzt noch ihren Vorgesetzten, die ich bat, sie in Reih und Glied zu ordnen, aufs Wort. Ich kann nur sagen, daß mir diese Franzosen Hochachtung abgerungen haben, denn sie zeigten sich im Unglück als Männer, die ein schweres Geschick mit Würde trugen. Die Namen der Offiziere lauteten: Capitaine Lacomer, Capitaine Langlois, Lieutnant Jaques Bolyert, Souslieutnant Edouard Bolyert. Letztere beiden waren Brüder. Alle gehörten, ebenso wie die Unteroffiziere und Mannschaften, dem 55. französischen Linienregiment an.

Nun begab ich mich wieder zu den Sachsen, um mich abzumelden. Ich fand bald den Oberstleutnant von Schimpff, der mir erlaubt hatte, den Sturm mitzumachen und bat ihn, mir auf einer Karte meine Teilnahme zu bestätigen, um mich bei meinem Bataillon ausweisen zu können. Er schüttelte mir die Hand und erging sich in den weitesten Lobeserhebungen über unser Verhalten. Auch andere sächsische und preußische Offiziere fügten Ausdrücke der Anerkennung bei. Dann gab mir der genannte Herr Oberstleutnant seine Visitenkarte, auf die er mit Bleistift freundliche Worte über uns geschrieben, und

erbat sich auch meine Karte. Ich gab sie ihm, aber leider muß er sie verloren haben. Dies schließe ich aus folgendem Umstande. 1875 erschien im Generalstabswerke die Darstellung der Schlacht bei Sedan. Natürlich las ich sie, wie gewiß jeder, der dabei war, mit fieberhafter Aufmerksamkeit durch. Da fand ich die Schilderung jenes Angriffes bei Haybes. Ob ich genannt bin? Seite 1254 steht die Bemerkung, daß sich beim Vorgehen des 1. und 3. Bataillons des Regiments Nr. 101 außer Gardejägern auch Teile der 3. Kompanie des 1. bayerischen Jägerbataillons anschlossen. Ich las weiter; die Buchstaben flogen nur so dahin. Da heißt es bei der Darstellung des Hauptsturmes Seite 1257 noch einmal: „Abteilungen des bayerischen 1. Jägerbataillons und preußische Gardejäger schlossen sich diesem Vorgehen an." Sonst ist nichts erwähnt. Oh, was hätte ich darum gegeben, wenn es hieße: „Abteilungen des bayerischen 1. Jägerbataillons unter Führung des Leutnants Tanera und preußische Gardejäger ꝛc." Mit Vergnügen hätte ich mir von den Franzosen zwei oder drei Finger abschießen lassen, wenn dafür mein Name an der erwähnten Stelle im Generalstabswerke stände. Manch anderer ist darin und hat auch nicht mehr Glück gehabt. Darum glaube ich, daß Herr von Schimpff meine Karte verlor und mich daher in seiner Gefechtsrelation nicht nennen konnte.

Mancher Leser mag mir ob des soeben geäußerten Wunsches Eitelkeit und weiß Gott noch was vorwerfen. Schadet nicht; ein Soldat kann etwas eitel sein, und ich bin wenigstens offen genug, es einzugestehen.

Ich verabschiedete mich aufs herzlichste von den Preußen und Sachsen und kehrte zu meinen Jägern und zu meinen Gefangenen zurück. Die Freude über den errungenen Erfolg wurde noch dadurch erhöht, daß mich diese ganze Episode nur einen einzigen, und zwar nur leicht Verwundeten gekostet hatte.

Unterdessen, es war etwa 4½ Uhr geworden, hatte auf der Nordseite von Sedan der Kampf aufgehört. Nur von Süden und Westen her erklang noch Geschützfeuer.

Ich trat daher ohne besondere Vorsichtsmaßregeln den Rückmarsch über Daigny nach la Moncelle an. Natürlich nahm ich alle Gefangenen mit, denn die gehörten ja uns Jägern.

Ohne jeden Anstand kam ich etwa um 5¼ Uhr wieder auf den freien Platz von la Moncelle, den wir heute vormittag unter der lieblichen Mitrailleusenbegrüßung passiert hatten. Jetzt herrschte auf demselben das denkbar bunteste Treiben. Unsere ganze Brigade war daselbst versammelt. Die Leute kochten so gut als möglich ab; die Kommandeurs und Kompaniechefs schrieben, mitunter in den gelungensten Stellungen, Gefechtsrelationen; die Oberjäger und Feldwebel stellten Verlustlisten auf, und die Leutnants plauderten und erzählten sich von den durchgemachten Szenen. Als ich mich bei meinem Hauptmann Zimmer melden wollte, erfuhr ich zu meinem größten Bedauern, daß er ziemlich schwer verwundet und schon zurücktransportiert worden sei. Mein alter Duzfreund, der Oberleutnant Freiherr von Zu Rhein, hatte die 3. Kompanie übernommen.

Ich erregte mit meinen Franzosen kein geringes Aufsehen. Von der Brigade waren fast keine Gefangenen gemacht worden. Um so freudiger nahm man die meinigen in Empfang. Ich meldete mich beim Oberstleutnant, übergab ihm die Karte des sächsischen Oberstleutnants und war nicht wenig stolz darauf, als er daraufhin mich und meine Jäger besonders belobte.

Die vier französischen Offiziere wurden aufgefordert, an unserem frugalen Mahle teilzunehmen; für die gefangenen Mannschaften sorgten unsere Leute und teilten kameradschaftlich mit denselben, was sie hatten. Es war freilich nicht sehr viel, aber die Franzosen sahen doch wenigstens den guten Willen.

Nun wurde gegenseitig erzählt. Ich erfuhr zu meinem tiefsten Leidwesen, daß wir schwere Verluste erlitten hatten. Auch unser lustiger Leutnant Baron Aufseß, der noch am Abend zuvor als französischer Husarenoberst uns so viel Spaß gemacht hatte, lag ziemlich schwer verwundet im Schlosse von la Moncelle. Ich lief schnell hinauf und besuchte ihn. Sein Fuß war so

stark zerschossen, daß Auffeß demnach den Dienst verlassen mußte, und wir dadurch einen unserer liebsten Kameraden aus dem Bataillon verloren. Dann besuchte ich meinen Kriegsschulfreund, den Leutnant Freiherrn von Gravenreuth, dem das Geschoß eine tiefe Rinne in den Schädelknochen gerissen, an welcher Verwundung er erst nach zehn Jahren elend genug zugrunde ging. Verschiedene andere Kameraden sah ich nicht mehr, weil man sie schon zurücktransportiert hatte. Ich begab mich wieder zum Bataillon, schrieb schnell eine Feldpostkarte mit der Nachricht, daß ich ungerupft wieder eine Schlacht mitgemacht, nach Hause und unterhielt mich dann längere Zeit mit den gefangenen Offizieren.

Von dem eigentlichen Ausgang der Schlacht wußten wir noch nicht viel. Daß wir bei Bazeilles, la Moncelle, Daigny und Haybes gesiegt und die Höhen vor uns erstürmt hatten, das war klar, denn dort oben standen ja unsere Geschütze hinter den Vorposten und blickten drohend gegen Sedan. Wie es aber westlich der Festung aussah, ahnten wir nicht. Jedenfalls mußte es auch dort gut stehen, sonst würde man uns schon holen und gegen Sedan vorgehen lassen. Überhaupt macht sich der Laie keinen Begriff davon, wie wenig ein innerhalb der Truppe stehender Offizier während einer Schlacht von deren Gang und von den einzelnen Episoden derselben erfährt. Man erfährt eigentlich nichts, als was man sieht, und das ist wenig. Im Manöver macht sich alles anders, weil man im voraus eingehender über alle Verhältnisse orientiert wird, weil es sich um kleinere Ausdehnungen und Zahlen handelt, und weil man ja oft genug kritisiert und dadurch im Laufenden erhalten wird. Später, als ich Ordonnanzoffizier geworden war, bekam ich einen ganz anderen Einblick in die allgemeine Lage. Als Zugführer wußte ich aber fast nichts, sondern vertraute einfach blindlings auf die höhere Leitung.

In dem kleinen Billardsaal eines unbedeutenden Kaffeehauses von la Moncelle brachten die Offiziere des Bataillons und die vier gefangenen französischen Kameraden die Nacht zu.

Ziemlich früh am nächsten Morgen waren wir wieder munter. Da lief eine Siegesbotschaft nach der andern ein.

„Die feindliche Armee ist ganz umzingelt," hieß es zuerst. „Wenn sie sich nicht ergibt, wird sie zusammenkanoniert."

„Der Kaiser Napoleon ist auch dabei."

„Nicht möglich!"

„Gewiß, er hat einen General zum König von Preußen geschickt und seinen Degen überreichen lassen."

„Die Garde und das V. und XI. Korps haben den Franzosen auch den Weg nach Belgien verlegt."

„Dann müssen sich ja alle ergeben."

So kam es auch. Noch im Laufe des Vormittags erfuhren wir, daß die ganze französische Armee die Waffen gestreckt und sich — den Kaiser an der Spitze — dem siegreichen deutschen Heere ergeben habe.

„Leser, der du nicht das Glück gehabt hast, bei Sedan mitzukämpfen, du kannst das Gefühl des berechtigten Stolzes nicht verstehen, das uns bei dieser Nachricht ergriff. Ihr aber, Kameraden, die ihr mit dabei waret, ihr wißt es noch, wie es uns damals die Brust durchdrang, uns, den Siegern von Sedan, und gewiß empfindet ihr es noch jetzt wonnig nach, wenn ihr euch mit mir an jene Stunde zurückerinnert!"

Am Vormittag des 2. September mußten wir eine ernste Aufgabe erfüllen. Wir trugen unsere Toten zusammen, brachten die noch gefundenen Verwundeten in die Feldlazarette und räumten, soweit es ging, das Schlachtfeld auf. Viele Gräber mußten gegraben werden. In die meisten kamen zehn bis zwanzig Gefallene von allen Truppenteilen durcheinander, wie es sich gerade traf. In einem aber zwischen la Moncelle und dem Parke nördlich Bazeilles liegen 500 beisammen, nur Bayern. Von diesem Grabe und dem später daraufgestellten Denkmal will ich ein andermal erzählen.*) Bei der Beerdigung des

*) Es steht jetzt auf dem Friedhof von Bazeilles, wo ich es 1895 wieder sah. Der Verfasser.

Leutnants Ulmer kam ich nach Bazeilles selbst. Herrgott, wie sah es da aus! Nichts als rauchende Ruinen, halb verbrannte Leichen, eingestürzte Mauern, zerschossene Bäume, fast gebratene Pferde und Kühe in den verschiedenen Ställen, breite Blutlachen, die entsetzlich rochen, glimmende Balken und überall Waffen und Ausrüstungsstücke und Tote. Kein Haus des Städtchens war verschont. Nur die außerhalb stehende Villa Beurmann hielt noch zusammen. Aber auch sie zeigte uns unzählige Spuren von Granaten und Infanteriegeschossen.

Bazeilles hat furchtbar gelitten. Nicht allein seine Häuser gingen zugrunde, sondern auch verschiedene seiner Bewohner, die nicht vor Beginn der Schlacht nach Sedan oder sonst wohin entflohen. In ihren Kellern wurden sie erstickt, oder sie verbrannten oder wurden von den einstürzenden Gewölben und Decken erschlagen. Manche beteiligten sich in blinder Wut auch am Kampfe gegen uns. Dann traf sie natürlich das Los, welches Zivilisten immer ereilt, die sich unberufenerweise am Kampfe von Truppen beteiligen, nämlich sofortiger Tod im Gefecht oder Erschießen nach der Schlacht. Ich könnte hier manche Szene erzählen; es ist nicht nötig. Es waren Ausbrüche eines wahnsinnigen Fanatismus, die sich aber an ihren Urhebern bitter rächten. Im nächsten Kriege sind die französischen Zivilisten vielleicht vernünftiger. Sie wissen, was ihnen blüht.

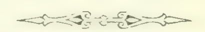
Unsere Gefangenen mußten wir gegen zehn Uhr vormittags abliefern. Ich glaube, die Offiziere trennten sich ungern von uns. Sie wußten nicht, welchem Schicksal sie entgegengingen, und wir hatten ihnen ihr herbes Los wenigstens nach Kräften erleichtert. Wir lagen noch eine Nacht in la Moncelle. Erst am nächsten Morgen marschierten wir auf der Westseite von Sedan nach Glaires, wo unser Armeekorps und das XI. preußische die Bewachung der auf der dortigen Insel eingeschlossenen französischen Armee übernehmen mußte.

Dies war meine Teilnahme an der bedeutendsten Schlacht des großen Krieges. Neunzehnmal stand ich während des Feldzuges im Feuer. Öfters machte ich an der Loire weit ernstere

Lagen durch, und doch denke ich gerade an Sedan, d. h. an den Park von Bazeilles, an la Moncelle und an Haybes, besonders gern zurück, denn in dieser Schlacht errang ich meinen schönsten, sozusagen greifbaren Erfolg durch die Gefangennahme von vier Offizieren und einundsiebzig Mannschaften des Feindes.

Dann bin ich stolz, gerade den Sieg miterfochten zu haben, der ein Kaiserreich zertrümmerte und der am meisten dazu beitrug, ein anderes zu schaffen, das neue Deutsche Reich,

„Deutschland
unter Kaiser Wilhelm, dem Großen".



VII.

Das Erschießen französischer Pferde am 9. September 1870.

Seit dem 3. September lagen wir im Biwak vor Glaires an dem Kanal, der den großen Maasbogen westlich von Sedan abschließt. Wir bewachten die armen Teufel, welche dort auf der Insel zusammengepfercht waren und traurig warteten, bis sie die Reihe traf, mit einem der großen Transporte nach Deutschland eskortiert zu werden. Seit sechs Tagen ging es ununterbrochen fort. Begleitkommandos trafen an der Brücke von Glaires ein, nahmen dort ihre Kolonne von je 2000 Gefangenen in Empfang, und dann wurde abmarschiert nach Pont à Mousson, nach Deutschland. Welch traurige Szenen habe ich an jener Brücke gesehen! Ein alter General nahm mit Tränen Abschied von seinem Stabe, welcher mit einem späteren Transport eskortiert werden sollte. Würdevoll und ernst reihte er sich dann der Kolonne an. Er wollte sich nicht von seinen Truppen trennen und lieber mit in die Gefangenschaft ziehen, als auf Ehrenwort frei sein und dann doch

untätig bei dem weiteren Kampfe Frankreichs zuschauen müssen. Das Bild rührte uns. Wir grüßten den alten Mann militärisch; er dankte mit Würde. Dort sagte ein Oberst den Resten seines Regiments ein letztes Lebewohl. Ziemlich theatralisch, so sind sie alle, aber er wußte die Leute zu packen, und was er sagte, war vernünftig. Der etwas in Phrasen gekleidete Inhalt lautete kurz: „Zeigt auch in der Gefangenschaft, daß ihr disziplinierte Soldaten, daß ihr Franzosen seid.“ Dann ein: „Vive la France!“ — die Soldaten liefen herbei, umdrängten sein Pferd, reichten ihm die Hand, und nur mit Mühe konnte er sich losreißen und dem aus Offizieren und ihren Burschen zusammengesetzten Transport nachreiten.

Noch viele, viele traurige und düstere Bilder erblickten wir dort. Nur wenig Exzesse durch Betrunkene kamen vor. Unsere Heiterkeit wurde durch die ernsten Szenen vor dem Lager der Gefangenen aber nur momentan unterbrochen. Wir hatten ja bei Wörth, bei Beaumont, bei Sedan mitgekämpft und mitgesiegt. Unser Korps mußte nur noch die überwundenen Franzosen eskortieren — und dann sollte es weitergehen in das schöne Frankreich hinein — nach Paris. Konnten da düstere Eindrücke haften bleiben? Gewiß nicht. Aber einer blieb doch. Seit sechs Tagen regnete es nämlich fast ununterbrochen. Mit allem Raffinement hatte ich bis jetzt wenigstens meine Taschen trocken erhalten. Da war ich in meinem Pseudozelt, aus Kartoffelkräutern und Obstbaumzweigen, etwas eingeschlafen, und als ich erwachte, hatte ich die Bescherung — in der Tasche. Ich kroch aus meinem Palast, der als Parkett einen immer dünner werdenden Brei aus Ackerboden, Regenwasser und sehr sporadisch auftretenden Strohhalmen besaß, um die Taschen umzudrehen und auszuleeren. Es war zu spät. Das Wasser hatte sich schon einen unterirdischen Weg nach meinen Stiefeln gesucht und quatschte dort lustig nach allen Tonarten. Je nun man trägt, was man nicht —

„Leutnant Tanera!“

„Hier, Herr Hauptmann!“

„Sie müssen sofort mit 48 Jägern nach Fresnoy marschieren. Dort melden Sie sich beim Major Ott. Sie sollen morgen vormittag die Erschießung von einigen hundert Pferden leiten!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Sekondejäger B., meinen Zug sofort antreten lassen. Wenn er beisammen ist, melden Sie es mir!"

Der Unteroffizier schrie unverzüglichst möglichst laut in der Richtung nach den Kochlöchern: „Der zweite Zug antreten!" Ich aber suchte meine sieben Sachen zusammen, pfiff meinem Burschen, ließ mir, da ich keinen Spiegel besaß, von demselben einen neuen Scheitel kämmen, damit wenigstens der Kopf anständig aussah und machte mich marschbereit. Nach 2½ Stunden stand ich mit meinen 48 Jägern beim Schloß Bellevue, wohin mich Major Ott nach einer eingehenden Instruktion von Fresnoy aus gesendet hatte. Wie sah es aber dort aus! Die Höhe, auf der das Schloß liegt, fiel nach Nordwesten steil ab und bildete halbkreisartig eine Wand, welche von Pferden nicht erstiegen werden konnte. Da unten war früher eine Wiese gewesen, jetzt aber befand sich dort der mir von meinem Biwakpalais her wohl bekannte Lehmbrei, jedoch noch in einer weit saftigeren Ausgabe. Da drinnen aber wimmelte, patschte, spritzte, stampfte, rannte, schrie, schlug und wogte es durcheinander, wie wenn es ein See von lebenden Körpern wäre, den ein mächtiger Orkan aufwühlte. Tausende von halb verhungerten Pferden waren in dem engen Raum zusammengetrieben und konnten nur mit Mühe in dem Winkel zwischen der Maas und der Höhenwand festgehalten werden. Es waren dies Pferde der noch vor zwölf Tagen so stolzen französischen Kavallerie und der Trainkolonnen. Tausende hatte man schon an die siegreiche Armee verteilt und an deutsche und belgische Händler verkauft; andere waren von schlauen französischen Bauern gestohlen worden, und ein sehr großer Teil lag erschossen oder verwundet und verendet auf dem Schlachtfeld herum. Was da unten sich befand, war truppweise und einzeln herrenlos durch die Biwaks

gerannt, hatte überall Schaden angerichtet und mußte daher in diesen absperrbaren Raum zusammengetrieben werden. Da man überdies in Erfahrung gebracht hatte, daß besonders die belgischen Händler die erworbenen Pferde möglichst schnell wieder an die Franzosen verkauften, die deutschen Händler aber schließlich ausblieben, weil sie kein Futter für ihre Tiere mehr aufbringen und erhalten konnten, so traf der Befehl ein, die bei den deutschen Truppen nicht mehr einstellbaren, aber noch militärtauglichen Beutepferde zu erschießen. Dies Los stand den armen Tieren dort unten bevor. Es mußte für sie eine wahre Erlösung sein. Seit neun bis zehn Tagen hatten sie keine richtige Nahrung und gar keine Pflege mehr erhalten. In der ersten Zeit fraßen sie die Feldfrüchte, das Gras von den Wiesen und was sie sonst noch finden konnten. Seit zwei bis drei Tagen war alles in Morast verwandelt, und die armen Tiere hatten nichts. Es war so weit gekommen, daß unter anderem die fast vier Tage ohne jede Hilfe im Geschirr stehenden Artilleriepferde des bei Torcy zusammengefahrenen Geschützparkes sich gegenseitig die Mähnen und Schwänze abnagten.

Am nächsten Morgen sollte unsere Henkersarbeit beginnen. Die Nacht war kalt, die Leute wollten wenigstens die Uniform trocknen, und dazu gehörte Feuer. Weit und breit kein Holz. Da entdeckte ein Jäger hinter dem zu Fresnoy gehörigen Wirtshaus an der Straße Sedan - Donchery einen Bauernwagen, der nur drei Räder hatte. Sofort wurde er herbeigeschleppt. Der Bauer kam gelaufen und wehrte sich, wie er konnte, um sein Eigentum, aber es half nichts. Einen dreiräderigen Wagen konnte man ja doch nicht gebrauchen — er wurde verbrannt. Das Holz desselben reichte aber nur einige Stunden. Als es zu Ende ging, war es erst Mitternacht. Wieder machten sich einige Jäger auf die Suche, und bald kamen sie mit einem halben Scheunentor daher. Dies gab mehr aus und reichte bis zum Morgen. Zuletzt brachte noch ein Gefreiter das vierte Rad des längst nicht mehr existierenden Wagens. Das schlaue Bäuerlein hatte es in der Scheune versteckt, damit der nun

unbrauchbare Wagen nicht von den deutschen Truppen für Transporte requiriert würde. Nun, das ist ja auch nicht geschehen, also erreichte der Bauer seinen Zweck.

Jetzt ging es an das Morden der armen Tiere. Da hier die nun gesprengte Eisenbahnbrücke der Bahn nach Mezières über die Maas führte, so war das Flußufer quaiartig gemauert. Ein Chevauleger zu Fuß und nach dessen Ablösung ein Husar fing jedesmal das nächste Pferd mit einem Strick ein, führte das schnaubende, zitternde Tier auf den Quai und hielt ihm ein Auge zu. Dann setzte ein Jäger das Gewehr dicht unter den Ohren des Rosses an, drückte ab, und der tote Körper fiel in die hier sehr tiefe Maas und trieb der belgischen Grenze zu. Bei der steinernen Brücke von Donchery war eine Pionierkompanie damit beschäftigt, das Anstauen der Kadaver zu verhüten. Die belgischen Behörden sollen sich sofort gegen diese ihnen durch die Maas geschickten Geschenke verwahrt haben. Aber um Epidemien zu verhüten, mußten die Tierleichen möglichst schnell aus der an und für sich schon genug verpesteten Umgegend von Sedan entfernt werden. Da hieß es eben: „Helf, was helfen mag."

Oft fiel ein Pferd nicht ganz getötet ins Wasser. Dann sandten einige speziell zu diesem Zwecke aufgestellte Jäger ihm mehrere Schüsse nach und beendeten damit die Leiden des armen Tieres. Bis zum Nachmittag hatten wir 254 Pferde erschossen. Dann wurden wir abgelöst. Ein Infanteriezug mußte die scheußliche Arbeit fortsetzen. — Welch prächtige Exemplare waren hier unter diesen Opfern eines unabwendbaren Verhängnisses vertreten! Edle arabische Hengste, früher Offizieren der Chasseurs d'Afrique gehörig, welche — weil Hengste — in die deutschen Regimenter nicht eingestellt werden durften; schwere Normannen der Centgardes; die selbst halb verhungert noch kaum zu bändigenden wilden Berberhengste von Spahis und afrikanischen Jägern; dann wieder geduldige mittelfranzösische Dragonerpferde: alles durcheinander, alles dem Tode geweiht, bald darauf erschossen und in den Wellen der Maas begraben. Eine eng-

lische Stute habe ich noch besonders in Erinnerung. Sie hatte einen Satteldruck. Darum jedenfalls war sie in kein deutsches Regiment eingestellt worden. Bei sorgfältiger Behandlung hätte das kleine Übel in drei bis vier Wochen heilen können, und dann war das Tier seine 800 bis 1000 Taler wert. - Ein Blitz, ein Knall, es lag in der Maas. Auch manches deutsche Gestüts- und Regimentsbrandzeichen kam zum Vorschein. Es waren die Träger derselben weniger tüchtige Rosse, welche ihren Platz einem wertvolleren und verwendbareren Feinde überlassen und nun den Opfertod sterben mußten. Auch die alte Liese meines Hauptmanns, die schon 1866 nicht mehr felddiensttauglich war, fand hier ihr trauriges Ende. Ein mächtiger Centgardesrappe, von da an „Sedan" genannt, trat an ihre Stelle.

Ich war recht froh, als ich das zuwidere und doch so verantwortungsvolle Geschäft, ohne Pech gehabt zu haben, einem anderen übergeben durfte.

Alle unangenehmen Empfindungen wurden aber ausgelöscht durch eine komische Episode, die wir kurz vor unserem Abmarsche noch mit ansahen. Dicht oberhalb der Erschießungsstelle hatten Pioniere im Laufe des Tages eine Pontonbrücke über die Maas geschlagen, um einen Teil der armen Pferde auf das andere Ufer zu bringen, weil dort noch grünes Futter für sie zu finden war. Jetzt begann ihre Überführung. Etwa 200 bis 300 wurden durch berittene Chevaulegers von der großen Masse abgesondert und gegen die Brücke gedrängt. Dicht geschlossen ritten dann sechs Kavalleristen voraus im Schritt über die Brücke, und dahinter schob und drückte die wilde Herde, welche das einladende Grün vor sich sah und möglichst schnell sich daran laben wollte. Dutzende wurden in die Fluten gestoßen und suchten dann schwimmend das Ufer zu erreichen. Die Aufgabe der vorausreitenden Chevaulegers war keine leichte. Hätten sie aber nicht die Tete gebildet, so wäre jedenfalls die ganze Schar im Galopp hinübergejagt, und dann „wehe der schwankenden Brücke!" Kaum hatten die Reiter das jenseitige Ufer erreicht und rasch Platz gemacht, so ging es an und für

sich in Carriere weiter, daß es nur so dröhnte und die Brücke, auf der noch der letzte Rest hinüberstürmte, nur so ächzte und krachte. Zwei solcher Herden waren schon übergesetzt; die dritte befand sich gerade im Anmarsch.

Da kam ein Engländer mit seinem Diener daher, beide auf sehr guten Pferden, sonst aber die reinsten Karikaturen, wie man sie malt. Der Herr war, wie ich später erfuhr, ein im Hauptquartier anwesender Korrespondent eines großen englischen Journales, in grauem Zylinder mit blauem, wallendem Schleier, in hellgrauem Jackett, gelben Reithosen, hohen Stiefeln, mit einem mächtigen Krimstecher, einer kolossalen Zigarrentasche und einem gewaltigen Skizzenbuch ausgerüstet; der Diener in bräunlicher Livree mit einer umfangreichen Proviantasche versehen und mit einem Regenschirm bewaffnet, den er jetzt, da es endlich zu regnen aufgehört hatte, wie einen Karabiner umgehängt trug. Beide wollten die Straße nach Donchery erreichen und daher an der Pontonbrücke vorbeireiten. Schon von weitem schrie und gestikulierte der Engländer und suchte auszudrücken, daß er vorbei wolle, ehe das neue Rudel über die Brücke drängte. Aber erstens verstanden ihn die Chevaulegers nicht, zweitens hatten sie ihn auch nicht verstehen wollen, denn der Engländer konnte ja einen anderen Weg suchen, und drittens war kein Mensch mehr imstande, die schnaubende, wilde Schar aufzuhalten. Die Kavalleristen hatte alle Mühe zu verhüten, daß sie nicht umgerissen oder in schnellere Gangart gedrängt wurden. Gerade als sie die Brücke betraten, und schon die ersten Pferde hinter ihnen auf diese gelangten, kam der Engländer mit seinem Diener auch an derselben an. Er hoffte, wie es schien, sich noch hindurchdrücken zu können, und trieb sein Pferd mitten in das Rudel, sein Diener dicht hinter ihm nach. In diesem Augenblick traten die Chevaulegers einige Schritte vor. Dadurch kam ein Stoß in die nachschiebende Masse der Pferde und die beiden Engländer wurden mitten im Gedränge der Rosse auf die Brücke geschoben und mitgerissen. Das englische Schimpfen und Fluchen der beiden, das Gepuste und Gewieher der Tiere, das Poltern

der Hufe auf der Brücke, das Gelächter und die Spottrufe der Jäger und Chevaulegers — es war wirklich kostbar. Zum Glück lief die Sache gut ab. Kaum machten drüben die vorreitenden Kavalleristen Platz, so ging es im schärfsten Galopp weiter, die guten Engländer, der Herr etwas ventre à selle, mitten darunter, ohne nach einer Seite ausweichen zu können. Flott geritten sind sie doch, das muß man ihnen lassen. – Als sich endlich das Rudel so zerstreut hatte, daß sie ihre Pferde verhalten und zurückwenden konnten, waren beider Zylinder verschwunden und unter den Hufen der nachfolgenden Pferde zur Unkenntlichkeit zerstampft. Auch der schöne Regenschirm fehlte. Wütend kehrte nach einiger Zeit der Englishman, gefolgt von seinem stumm nachtrabenden Diener, beide barhäuptig, zurück und versuchte nun halb deutsch, halb englisch seinem Unmut gegen den anwesenden Chevaulegerrittmeister Luft zu machen. Da kam er aber an den Unrechten. Der Rittmeister sagte ihm auf gut deutsch so entschieden die Meinung, daß der andere bald schwieg und, in seinen Bart grollend, mit seinem Sancho abzog. — Wie unsere Leute seine Worte nachmachten und was sie alles den beiden Helden dieser geradezu urkomischen Szene nachriefen, kann ich nicht wiedergeben. Es war echt altbayerisch und enthielt wenig Schmeichelhaftes. Gelacht haben aber der Rittmeister und ich, daß uns beinahe die Tränen in die Augen kamen.

So endete mein Kommando zum Erschießen der französischen Pferde.

VIII.

Von Sedan nach Paris. 11. bis 23. September 1870.

Endlich durften wir eine Gegend verlassen, in der wir so Großes miterlebt und mitgeschaffen, so Interessantes gesehen und so Düsteres kennen gelernt hatten, der wir aber schließlich doch mit Freuden den Rücken kehrten. Die Aufgabe, welche uns in den letzten acht Tagen

zufiel, war keine leichte. Die Truppenteile, die zum Gefangenentransport verwendet wurden, kamen noch am besten weg. Sie verließen wenigstens bald ein Gelände, das zuletzt überall von fürchterlich riechenden, giftigen Gasen erfüllt war und an zahllosen Stellen die schaurigsten Bilder des Verfalls menschlicher und tierischer Körper darbot. Wir aber, die wir das Aufräumen des Schlachtfeldes zu bewerkstelligen hatten, sahen nicht nur das Schreckliche, sondern wir mußten sogar uns unmittelbar damit befassen. Die unangenehme Szene des Erschießens von Hunderten von Pferden setzte sich noch mehrere Tage fort. Noch viel weniger beneidenswert war aber das Los der Kameraden, die mit ihren Leuten die Wälder und Felder absuchen und alle vorgefundenen Leichen möglichst rekognoszieren und dann beerdigen mußten. Noch vier und fünf Tage nach der Schlacht wurden die Reste von Gefallenen in dem dichten Bois de la Garenne oder in den Ruinen von Bazeilles und Balan gefunden. Tierkadaver lagen noch acht Tage nach dem Kampfe umher. Sie stammten meist von verwundeten Pferden, die sich noch einige Zeit mühsam herumgeschleppt, dann aus Ermattung irgendwo zusammengesunken und schließlich verendet waren. Wie es daher anfangs September um Sedan herum aussah, und vor allem, wie es roch, das kann man sich leicht ausmalen, wenn man bedenkt, daß dort allein an Pferden etwa 9000 Kadaver verscharrt wurden.

Am 10. September abends erfuhren wir, daß wir am nächsten Morgen abmarschieren dürften, um durch die Champagne und Brie den anderen deutschen Korps zu folgen und gegen Paris vorzugehen. Wir jungen Offiziere jubelten darüber aus vollstem Herzen. Mancher ältere Kamerad dagegen und viele Leute wären nach dem großen Siege von Sedan wohl gern nach Hause zurückgekehrt und hofften, daß mit dem Sturze der Dynastie der Bonapartes auch der Krieg beendet sei. Wir Jungen behielten aber recht und trafen lustig und fröhlich unsere Vorbereitungen zum Marsch durch die Champagne. Schon das Wort Champagne hatte unendlich Verlockendes. Daß wir dort

mancher Flasche des goldperlenden Schaumweines den Hals brechen könnten, durfte ja sicher erwartet werden, und unsere Hoffnung täuschte uns nicht. Am 11. heiterte sich auch das Wetter, welches in der letzten Zeit meist zwischen Regnen, Gießen und Schütten abgewechselt hatte, vollständig auf, und bei einem prächtigen Morgensonnenschein zogen wir auf der großen Straße über Cheveuges, Chehery, Chemery dahin in der Richtung auf Paris. Was lag schon für eine begeisternde Macht in dem Gedanken, daß man nach so großen Siegen immer weiter vordrang nach dem Herzen von Frankreich, nach seiner Hauptstadt, nach dem märchenhaften, zauberischen, für junge Offiziere so unendlich verlockenden Paris!

Das erste Quartier in Maire bei der Madame Chelin wirkte zwar etwas ernüchternd auf mich, denn es war rauchig und schlecht. Allein es nahm mir den guten Humor nicht, und am folgenden Tage marschierte ich so lustig wie vorher weiter über le Chêne und Neuville à Day nach Semuy. Hier erhielt ich den Befehl, zur Requisition nördlich der Aisne abzurücken und selbständig nach Attigny zu kommen. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich requirieren mußte. Man hatte mir bestimmten Auftrag erteilt, acht bis zehn Stück Rindvieh und möglichst viel Brot, Mehl, Hafer und Wein mitzubringen. Im ersten Dorfe, in das ich kam, ließ ich mir den Maire holen und stellte ihm in höflicher Weise mein Verlangen.

„Rien du tout."

Die Sache fing recht nett an.

„Korporal Zink, durchsuchen Sie einmal die Stallungen und Häuser!"

Der Unteroffizier zog mit acht Jägern ab.

„Und das Brot, Herr Maire?"

„Rien du tout."

„Und das Mehl?"

„Du tout."

„Und Wein?"

„Du tout, du tout."

Diese Flunkerei wurde mir denn doch zu viel. Ich fuhr den gestrengen Dorftyrannen plötzlich mit einem kernigen deutschen Fluch an, den er, wie es schien, recht gut verstand, und erklärte ihm, daß binnen einer halben Stunde die verlangten Gegenstände zur Stelle sein müßten, oder ich würde andere Saiten aufziehen.

Der Mann behauptete, sein Möglichstes tun zu wollen, und verschwand. Ich wartete geduldig etwa eine halbe Stunde. Während dieser Zeit kehrte mein abgeschickter Unteroffizier zurück, brachte aber nur einige Brotlaibe, etwas Mehl und ein kleines Fäßchen Wein mit. Diese Sachen reichten gerade aus, um meinen Zug zu versorgen. Für ein Bataillon waren sie aber genau so viel wert wie ein Schnapsgläschen voll Bier für einen halb verdursteten Münchener Korpsstudenten.

Mein Maire erschien nicht wieder. Als ich nach ihm schickte, erhielt ich den Bescheid, er sei vor einer halben Stunde nach dem Süden wegen dringender Geschäfte abgereist. Die Geschichte war mir denn doch zu bunt. Schon dachte ich daran, mehrere Bauern als Geiseln mitzunehmen, da fiel mir ein anderer Plan ein.

In der Nähe befand sich ein zweites Dorf. Ich marschierte mit meinen Jägern ruhig ab, rückte in dem Nachbardorf ein, ließ mir wieder den Maire holen und sprach mit diesem, aber sofort so scharf und deutlich, daß es ihm gar nicht einfiel, mir auch etwas vorzuflunkern, sondern er versprach sogleich fest und bestimmt, mir vier Stück Rindvieh, zehn Säcke Hafer, fünf Säcke Mehl und 300 Liter Wein zu liefern. Vorsichtigerweise behielt ich den Mann aber bei mir, damit ihm nicht auch etwa eine Geschäftsreise einfalle, und ließ durch Gemeindediener und beigezogene Bauern die geforderten Gegenstände herbeischaffen.

Nach etwa ¾ Stunden war alles samt dem für den Transport notwendigen Wagen zur Stelle. Jetzt kam mein Racheplan an die Reihe. Ich marschierte harmlos mit meinem Zuge und dem Requisitionswagen in der Richtung nach Attigny ab. In einem Walde, den ich schon vorher auf der Karte erkannt, wurde

aber gehalten, ein Wachtkommando von einem Unteroffizier und sechs Jägern mit dem Wagen und den abgelegten Tornistern zurückgelassen, und ich selbst marschierte mit meinem Zuge wieder gegen das erste Dorf zurück, natürlich mich immer im Walde haltend. In der Nähe unseres Zieles angekommen, teilte ich die Jäger in Patrouillen, gab einzelnen derselben den Befehl, so rasch als möglich die Dorfausgänge zu besetzen und niemanden hinaus zu lassen, bis das Signal „Sammeln" geblasen werde, und erteilte einem besonders gewandten Gefreiten und fünf Jägern den Auftrag, sofort in das Haus des Maires zu dringen und denselben, wenn er dort sei, auf den Kirchplatz zu führen. „Wenn es dabei für den Kerl hier und da einen tüchtigen Puff absetzt, so schadet das gerade nicht." Damit schloß ich meine Instruktion.

Nun eilten wir alle im schnellsten Laufschritt aus dem Walde heraus, liefen über die etwa 600 m breite freie Strecke, welche uns noch vom Dorfe trennte, und nach wenigen Minuten war dasselbe erreicht und, ehe ein Einwohner etwas verraten konnte, vollständig abgesperrt nach allen Seiten. Wie ich geahnt, war es auch. Es dauerte keine zehn Minuten, so brachte der Gefreite den von der Geschäftsreise schon zurückgekehrten Maire daher. Meinen letzten Satz der Instruktion schienen die Jäger am besten verstanden zu haben, denn der Mann machte ein jämmerliches Gesicht und wollte mit allen möglichen Klagen anfangen.

Er kam aber nicht zu Worte.

Der Ton, mit welchem ich ihn anfuhr, ließ ihn so furchtbar erschrecken, daß er zitternd dastand und von nun an vollständig sachlich nur die Anordnungen traf, die nötig waren, um die verlangten Tiere und Lebensmittel herbeizuschaffen. Ich hatte nämlich die Bemerkung fallen gelassen, daß es mir ein großes Vergnügen bereiten würde, einem widerspenstigen Maire einige Lot Blei zwischen die Rippen zu jagen. „Wenn Sie mir daher einen Spaß machen wollen," endete ich meine Erklärung, „so verharren Sie in Ihrer Widersetzlichkeit. Ich bin recht

neugierig zu sehen, wie sich ein französischer Maire benimmt, wenn er füsiliert wird. In einer Stunde wollen wir die Geschichte abmachen." Ich sah auf die Uhr und ging weg. Nun kam aber Leben in die bisher neugierig zuhörenden Bauern. Der Maire, welcher natürlicherweise zwischen den Jägern stehen bleiben mußte, erteilte alle möglichen Befehle, und nach kaum ¾ Stunden standen fünf Ochsen und Kühe, ein Wagen mit dreißig Säcken Hafer, ein zweiter Wagen mit zehn Säcken Mehl und einem 500 Liter enthaltenden Faß Rotwein und etwa vierzig Laib Brot zu meiner Verfügung. Eine Frau brachte mir selbst Brot, Butter und ausgezeichneten Käse, und alle meine Jäger bekamen ebenfalls Brot und Käse, sowie Wein in reichem Maße.

Nun überreichte ich dem wieder freigelassenen Maire den vorgeschriebenen Bon und erzählte ihm lachend, daß er, wenn er sich weiter geweigert hätte, etwas zu liefern, dennoch nicht füsiliert, wohl aber als Gefangener mitgeführt worden wäre. Er machte ein dummes Gesicht und verschwand, nachdem ich ihm noch wegen der schnellen Erledigung seiner Geschäftsreise gratuliert hatte. Ohne weiteren Aufenthalt kam ich nach zwei Stunden, nachdem ich unterwegs meine Wache und ihren Wagen mitgenommen hatte, in Attigny an und lieferte das Ergebnis meiner Requisition ab. Man war mit demselben zufrieden, und deshalb begab ich mich lustig in mein Quartier zu Monsieur Bauart-Morin und war daselbst auch recht gut untergebracht.

Am 13. September marschierten wir über Vaux en Champagne nach Pauvres und waren damit in die eigentliche Champagne pouilleuse gekommen. In dem ziemlich guten Quartier bei Madame Tourette merkte ich aber nichts von den lieben Tierchen, die einer ganzen Provinz den Namen verliehen.

Am nächsten Tage gelangten wir über Vignicourt nach Baine. Hier bekam ich von meinem Quartierherrn, einem Monsieur Lundy, sofort Champagner vorgesetzt. Daß ich das

erste Glas dieses schäumenden Weines, welches ich in der Champagne selbst erhielt, mit besonderem Bedacht trank, ist natürlich.

Der folgende Tag brachte mich in eines meiner besten Quartiere, in das freundliche Städtchen Ay, welches sich dicht bei Epernay befindet. Wir hatten unter anderen auch die von mancher Flaschenetikette her wohlbekannten Orte Sillery, Vercenay, Verzy passiert, konnten das nur $2^1/_3$ Kilometer seitwärts liegende Reims mit seiner prächtigen Kathedrale bewundern und waren freudigst überrascht, als wir hörten, daß der 16. September Rasttag sei.

Noch ehe wir die Leute auseinandergehen ließen, kam der Maire der Stadt und machte unserem Kommandeur folgenden Vorschlag: „Sie verbieten Ihren Soldaten, in unsere Weinberge zu gehen, sorgen, daß dieser Befehl genau befolgt wird, und dafür liefert die Stadt pro Mann und Tag zwei Flaschen Tissant und pro Offizier und Tag zwei Flaschen vom besten Champagner, den wir haben."

Da dieses Anerbieten nicht nur sehr angenehm war, sondern sogar in unserem Interesse lag, weil übermäßiges Essen von halbreifen Trauben Krankheiten hätte hervorrufen können, so nahm man dasselbe sehr gern an. Es wurde also das erwünschte Verbot erlassen, und außerdem verhinderten aufgestellte Posten eine etwaige Übertretung. Dafür schwelgte jeder Jäger in dem seltenen Genusse von täglich zwei Flaschen eines zwar nicht besonders wertvollen, aber doch recht trinkbaren Champagners, der Tissant genannt wird, und wir Offiziere — na, wir schwelgten auch, aber nicht bei Tissant, sondern bei dem edelsten Stoff, der in der Champagne wächst, und blieben nur ausnahmsweise bei den ausgemachten zwei Flaschen pro Kopf stehen. Mein Hausherr wenigstens — Monsieur Alfred Aubert, einer der reichsten Champagnerfabrikanten der Stadt — wollte, wie es scheint, der deutschen Armee einen der vergnügtesten Leutnants Seiner Majestät rauben, denn er machte alle Anstalten, mich in dem kostbaren Naß geradezu zu ertränken. Er war wirklich hervorragend liebenswürdig, führte mich durch seine ganz

kolossalen Keller und weihte mich in alle Geheimnisse der Fabrikation ein. Er ahnte wohl genau, daß er in mir nie einen Konkurrenten, wohl aber einen tüchtigen Konsumenten bekommen werde.

Am 17. marschierten wir weiter über Epernay, Bruny ꝛc. nach la Chapelle sur Orbais. Auf diesem Marsche kam eine lustige Szene nach der anderen vor. Es war drückend heiß. Unsere Leute hatten sich von dem Überfluß aus Ay mitgenommen, was sie nur tragen konnten. Aus allen Brotbeuteln spitzten die silber- und goldbedeckten Köpfe voller Champagnerflaschen heraus und außerdem waren viele Tornister zu unförmlicher Dicke angeschwollen, weil sich auch in sie manches Fläschchen verirrt hatte. Natürlich strotzten die Taschen der Offiziersburschen ebenfalls in viel versprechender Fülle! Aber, aber! In jeder solchen dunkelgrünen Flasche steckt ja ein kleiner Teufel; ich habe sein Stoßen öfter selbst empfunden. Diesen armen Kerls erschien nun die glühende Sonne, welche den im Champagnerlande dahinwandelnden Jägern und damit auch den kleinen Gefangenen tüchtig auf den Pelz brannte, zu verlockend; sie wollten hinaus, strengten ihre äußerste Kraft an, es gab einen kleinen Knall, und lustig entstiegen sie den zersprengten Fesseln und suchten sich durch Brotbeutel, Uniform und Hosen den Weg nach der freien Natur. Da gab es ein Lachen und Necken. Oft scherzte gerade der Hintermann über das Malheur des Vordermannes, da explodierte auch seine Flasche, und nun durfte er selbst für den Spott nicht sorgen. Am komischesten ging es beim ersten Halt zu. Weit und breit kein Schatten. Brachten nun die Leute ihre ganzen Flaschen aus dem Brotbeutel, wo diese noch etwas gegen die Sonnenglut geschützt waren, heraus, so explodierten sie ihnen in der Hand, und der Besitzer war der Mühe des Austrinkens enthoben. Der gute Offizierschampagner hatte Schütteln und Hitze etwas besser ertragen. Allein er rumorte auch gehörig, und es gelang bei keiner Flasche, sie ruhig zu öffnen. Wenn der Pfropfen nur von dem Draht befreit war, dann knallte er schon los und das edle Naß stieg wie aus

einem artesischen Brunnen in hohem Bogen heraus. Natürlich mußte man die Flasche sofort an den Mund nehmen und so schnell als möglich trinken, denn sonst war man nahe daran zu ersticken. Ein Kamerad machte tatsächlich einen Versuch zu einem solchen Unternehmen. Er brachte in der Eile die Flasche nicht nur an den Mund, sondern auch an die Nase. Der Wein drang ihm nun mit einer solchen Gewalt in den Kopf, daß er vollständig des Atems beraubt wurde und nur dadurch wieder zu sich gebracht werden konnte, daß ihn zwei Herren aufrichteten, während zwei andere mit ihren Fäusten auf seinem Rücken Generalmarsch schlugen. Allgemein hatte man erkannt, daß es nutzlos sei, die noch unversehrten Flaschen weiter mitzunehmen, denn bei der Hitze, die noch dazu von Stunde zu Stunde stärker wurde, mußten doch alle Flaschen bald explodiert sein. Also wurde lustig drauf losgetrunken, und bald bezeichneten etwa 2000 leere Flaschen, wo unser Bataillon gerastet. Wenn man aber glaubt, wir hätten deren ganzen Inhalt getrunken, so irrt man sehr. Der größte Teil desselben war ja beim Öffnen in die Luft geflogen. Dennoch erfaßte das ganze Bataillon eine sehr heitere Stimmung, und singend und jubelnd zogen wir in unser heute nicht gerade fürstliches Quartier ein.

Am 18. passierten wir das nette Städtchen Sezanne. Ich wurde zum Quartiermachen vorgeschickt, und es gelang mir, einen reizenden, kleinen Omnibus zu erwischen, in dem ich mit meinen Unteroffizieren stolz vorausfuhr, während das Bataillon sich in der Hitze vorwärts wälzte. Die Bezahlung des Kutschers war damals sehr einfach; sie bestand in einem Zettel, auf dessen einer Seite vielleicht noch der Rest eines Briefes aus der Heimat und auf der anderen die Worte standen:

„Bon für geleisteten Vorspann von Sezanne nach les Foulons.

1. bayer. Jägerbataillon

Tanera, Leutnant.“

Ob der Mann für diesen und ähnliche Wische nach dem

Kriege viel ausbezahlt bekam, bezweifle ich. Doch das war seine Sache.

Bisher hatten wir uns stets durch ein Gelände bewegt, das von den im Rücken der Armee zerstreuten Etappentruppen von allem, was nach Franktireur roch, gesäubert worden war. Jetzt sollte es anders werden, da wir südlich der großen Etappenstraße vormarschierten. Von nun an wurden auch Marschsicherungen gegeben, die bis dahin als unnötig erspart worden waren. Schon in der Nacht des 19. September erlebte ich ein Abenteuer, das wieder an kriegerische Zustände erinnerte. Ich mußte abends bei der Division in Beton=Bazoches den Befehl für den anderen Tag holen und requirierte mir zu diesem Zwecke in Chevru einen Einspänner. Der Fuhrmann war ein finsterer, mürrischer Kerl. Es herrschte schon ziemliche Dunkelheit, allein ich merkte mir aus der Karte die Richtung, und da ich den Polarstern deutlich sah, konnte ich mich ja nicht täuschen. Beim Hinwege fuhr der Franzose ganz richtig. Wir kamen nach etwa einer Stunde in Beton=Bazoches an: ich erhielt meinen Befehl und machte mich auf den Rückweg. Da schlug der Fuhrmann vor, einen näheren Weg zu fahren. Ich willigte ein und wir bogen nördlich von der großen Straße ab. Nach etwa einer Viertelstunde kamen wir in einen großen Wald. Hier änderte sich unsere Richtung und statt nordwestlich fuhren wir nordöstlich. Auf einer Waldlichtung, die mir einen weiteren Ausblick auf den Sternenhimmel ermöglichte, konnte ich mich vollständig von dieser Tatsache überzeugen. Außerdem waren wir auf diesem „näheren“ Wege jetzt schon etwa eine Stunde und zehn Minuten unterwegs, während wir auf der „weiteren“ Landstraße heimwärts nur wenig über eine Stunde gebraucht hatten. Ich war kurz entschlossen. Ich zog leise den Revolver aus der Tasche, nahm ihn so in die Hand, daß die Mündung auf den Kopf meines Fuhrmanns gerichtet war, spannte den Hahn und sprach in ganz ruhigem Tone:

„Wenn wir nicht in zehn Minuten vor der Mairie in Chevru stehen, jage ich Ihnen eine Kugel durch das Gehirn.“

Der Mensch fuhr zusammen, als ob er schon das Blei im Schädel spürte, riß sein Pferd, daß es beinahe zusammenbrach, kehrte um, peitschte auf sein armes Tier, daß es in schärfstem Galopp davonrannte, und nun jagten wir auf dem Wege zurück, auf dem wir gekommen. Ich sah bei dem Sternenlichte auf die Uhr und verhielt mich sonst vollständig ruhig. Der Wagen flog nur so dahin. Nach vielleicht acht Minuten waren wir auf der Landstraße, aber noch ziemlich weit von Chevru entfernt. Allein ich kannte von der Herfahrt, daß wir auf dem richtigen Wege seien. Wieder blickte ich auf die Uhr. Da hielt es den Fuhrmann nicht länger. In geradezu jammerwürdigem Tone flehte er, ich solle doch noch fünf Minuten zugeben, er habe sich im Walde nur verirrt und sei etwas abseits gekommen. Während er vorher kein Wort gesprochen hatte, war ich jetzt „mon bon, mon brave officier", alle Deutsche waren „bons garçons" rc. rc. Ich erwiderte ernst, ich wolle ihm noch fünf Minuten zugeben. Von neuem peitschte der Franzose seinen Schimmel, was er nur konnte. Das war kein Fahren mehr, das war ein wirkliches Sausen durch die Luft. Etwa sechs Minuten mochten vergangen sein, da standen wir wirklich vor der Mairie in Chevru. Ich ließ den Burschen zuerst aussteigen, dann folgte ich, immer noch den gespannten Revolver in der Hand, nach. Einen Bon gab ich ihm nicht, wohl aber den Rat, in Zukunft genauer auf den Weg zu achten, denn nicht jeder deutsche Offizier sei geneigt, ihm fünf Minuten zuzugeben, wie ich sie ihm gewährt. Ich bin überzeugt, daß der Kerl während der Fahrt Todesangst genug ausgestanden hat, und deshalb sah ich auch von einer Verhaftung ab. Ferner bestimmte mich der Umstand zur Nachsicht, daß mir daß arme Pferd, das schnaufend und schweißtriefend dastand, leid tat, und ich dasselbe nicht seines Pflegers berauben wollte. Bis jetzt bin ich in meinem Leben nie mehr in einem Wagen so schnell gefahren und werde auch kaum eine solche Tour noch einmal durchmachen.

Am 20. September kamen wir im Schlosse des Grafen

von Andrezel in eines jener Quartiere, die ein Kaufmann mit prima bezeichnen würde. Man fand alles, was man nach einem angestrengten Marsche nur wünschen kann, ein hübsches Zimmer, gutes Bad, ausgezeichnetes Diner, serviert von gewandten, galonnierten Lakaien, vorzügliche Weine und einen prächtigen Park für den Verdauungsbummel. Die dortige lustige Abendkneipe hatte sich auch gewaschen.

Am 21. dagegen kam ich, nachdem wir bei Corbeil die Seine überschritten hatten, westlich Lisses auf Vorposten, wodurch natürlicherweise jedes Schlafen unmöglich gemacht wurde.

Am 22. erreichten wir das durch die Oper von Ch. A. Adam wohlbekannte Longjumeau, und dort hörten wir wieder, und zwar die ganze Nacht hindurch, Kanonendonner, welcher von der Belagerung von Paris herrührte.

Hier sollten wir vorläufig bleiben, um als Reservekorps der Zernierungsarmee zu dienen und um das Wiedereintreffen unserer zu Gefangenentransporten kommandierten Bataillone usw., sowie die Ankunft der Ersatzmannschaften abzuwarten. Da man nie weiß, was die Zukunft bringt, so beschloß ich nach meinem alten Grundsatz: „Man muß die Gegenwart tüchtig beim Schopf nehmen" schon am folgenden Tage so weit vorzugehen, daß ich Paris wenigstens von ferne sehen könnte. Einige Kameraden waren der gleichen Ansicht, und so fuhren der Oberleutnant Golch, mein Freund Schmeckenbecher und ich am 23. September nachmittags in einem gemieteten kleinen Bauernwägelchen über Antony, Bourg=la=Reine nach Bagneux zu den äußersten Vorposten. Hätte unser Fuhrmann geahnt, daß er sich nunmehr im wirksamsten Bereich des Granatfeuers aus den Forts Bicêtre, Montrouge und Vanves befand, so wäre er wahrscheinlich um keinen Preis so weit vorgefahren. Wir selbst wußten es aber auch nicht und waren sehr überrascht, als beim Passieren eines Hofes ein dickes Ungetüm mit jenem charakteristischen Surren über uns hinflog und noch weit nach rückwärts durch die Luft drang, um hinten auf den Höhen bei Sceaux ein Ziel zu suchen.

Als wir um die Ecke eines Hauses von Bagneux in der Richtung nach Châtillon herumkamen, lag plötzlich das weite Häusermeer von Paris vor uns. Es war ein herrlicher Anblick. Die schon sehr tief stehende Abendsonne vergoldete die zahlreichen Kuppeln, Türme und Dächer magisch, und dazwischen erschienen die dunkelgrünen Flächen großer Parks wie wohltuende Ruhepunkte für das von all dem Schönen fast überangestrengte Auge des Beschauers. War es ein Wunder, daß wir ganz vergaßen, unter welchen Verhältnissen wir uns hier befanden, und keinerlei Rücksicht auf die eigene Deckung nahmen?

Patsch — schlugen plötzlich einige Chassepotsgeschosse neben uns auf die Steine einer Mauer auf.

„So so! Die Franzosen scheinen nicht erlauben zu wollen, daß man ihre Hauptstadt bewundert! Wo stecken denn die Burschen eigentlich?"

Neue Geschosse machten uns aufmerksam, und nun hörten wir auch den Knall der Schüsse und entdeckten bald, woher die gutgemeinten Grüße kamen.

Wir verbargen uns nun hinter einer Mauer, nicht aus Furcht, aber weil wir doch ein schlechtes Gewissen hatten, da wir den Ausflug ohne Erlaubnis unternommen und also bei einer Verwundung noch eine tüchtige Strafe dazu bekommen hätten. Die französischen Vorposten standen etwa 700 m von uns entfernt und wir konnten mit den Feldstechern ihre einzelnen Leute gut unterscheiden.

Die Kameraden der Vorpostentruppen, welche wir sprachen, schienen durch unseren Besuch recht wenig erbaut. Dies hatte seinen Grund darin, daß gerade fremde Offiziere, wie wir, die im Terrain vollständig unbekannt waren, durch unvorsichtiges Auftreten die französischen Vorposten zu fortwährendem Schießen reizten, und dies natürlich an den deutschen Vorposten hinausging. Wir folgten ihrem Ansuchen und begaben uns nun in eine Scheune, von der aus wir durch ein Fenster das herrliche Schauspiel der vor uns ausgebreiteten Stadt und das Treiben der zu ihrem Schutze entwickelten Truppen gut verfolgen konnten.

ohne selbst gesehen zu werden. Letztere bewegten sich recht ungeniert. Das Schweigen der deutschen Geschütze und Büchsen hatte sie kühn gemacht, weshalb sie sich überall ohne Scheu zeigten und dadurch uns deutlich ihre Stellung verrieten. Wir beobachteten sie mit den Feldstechern, bis die dichter werdende Dunkelheit alles verhüllte. Erst dann kehrten wir hochbefriedigt über den interessanten Ausflug nach Longjumeau zurück und waren auch so glücklich, von niemandem vermißt worden zu sein.

Jetzt hatten wir doch Paris gesehen und konnten, wenn es der Zufall fügte, daß wir bald in die Heimat zurückkehren sollten, erzählen, daß wir wenigstens bis zum Herzen des feindlichen Landes vorgedrungen waren und seine Hauptstadt erblickt hatten.

Damals ahnten wir noch nicht, daß die größere, schwierigere und weit ernstere Hälfte des Feldzuges noch vor uns lag. Wir meinten, Paris werde sich in wenigen Wochen ergeben, und wir würden dann noch vor Wintersanfang in unsere Garnison zurückkehren. Es kam anders. Im Winter 1870 auf 71 bluteten wir auf den Schlachtfeldern an der Loire, der Winter 1871 auf 72 fand uns in Sedan, und den Winter 1872 auf 73 brachten wir auf der schneebedeckten Hochfläche der Ardennen zu, um französisches Gebiet noch als Pfand in der Hand zu behalten, bis alle Friedensbedingungen dem Vertrage gemäß vollauf erfüllt waren.

Bis zum 28. September blieb ich in Longjumeau und machte mit denselben Kameraden, mit denen ich zum erstenmale Paris gesehen, auch noch einen Ausflug nach Versailles, der ebenfalls ausgezeichnet verlief. — Dann wurde ich zu jener interessanten Streife kommandiert, die ich jetzt eingehender darstellen will.

IX.

Der Streifzug durch die Wälder zwischen Longjumeau und Orleans.

Paris war seit etwa vierzehn Tagen zerniert. Zur teilweisen Verpflegung der Belagerungstruppen mußten im Anfang der Belagerung, bis der Eisenbahnverkehr nach Deutschland hergestellt war, notgedrungen ausgedehnte Requisitionen in der Umgegend der Hauptstadt gemacht werden. Natürlich mußte die zu diesem Behufe entsendete Kavallerie sich immer weiter ausdehnen, da in den Paris zunächst gelegenen Orten bald kein einziges Stück Rindvieh, kein Hammel, ja nicht einmal mehr Wein aufzutreiben war. Teils hatte man den Einwohnern schon alles abgenommen, teils aber verbargen dieselben ihre noch nicht abgelieferten Bestände in den zahlreichen größeren und kleineren Waldungen, in welchen sie vor der deutschen Kavallerie ziemlich sicher waren. Außerdem hatte sich das Landvolk vom ersten Schrecken, der dem Erscheinen des deutschen Heeres gefolgt war, erholt, und es zeigte sich immer mehr die feindselige Stimmung, welche uns später so viele Mühe verursachen sollte. Gambetta hatte durch seine Aufrufe überall im Süden von Paris den Anstoß zur Bildung von Franktireurbanden gegeben, die nun die Gegend unsicher machten, Hinterhalte stellten und insbesondere unsere Kavallerie anschossen, wo sie nur konnten. Dazu kam, daß die Gerüchte über das Auftreten eines im Süden der Loire sich bildenden Entsatzheeres immer lauter wurden und sich im Vertrauen hierauf vielfach auch schon der friedliche Bauer zu direktem Widerstand gegen die deutschen Reiter hinreißen ließ. Letztere, damals größtenteils noch ohne Karabiner ausgerüstet, waren oft in dem waldigen Gelände geradezu machtlos, und es ergab sich die unbedingte Notwendigkeit, auch Infanterie gegen Süden vorzuschicken. Es kam darauf an, sowohl den Franktireurs als auch den wider=

spenstigen Bauern bis in die hintersten Schlupfwinkel ihrer Waldungen zu folgen, tätlichen Widerstand zu brechen und vor allem den Bewohnern der dortigen Gegend zu zeigen, daß sie in keinem Schlupfwinkel sicher seien und jeder feindliche Akt, der von Zivilisten ausgeübt wurde, sichere Bestrafung finden würde. Wer war besser geeignet, die verborgensten Winkel in den dichten Waldungen zu durchforschen, als die Jäger? Vom Generalkommando des Armeekorps wurde zu diesem Behufe ein Streifdetachement von zwei Offizieren, einem Hornisten, zwei Unteroffizieren und 45 Jägern formiert. Die beiden ausgewählten Offiziere waren der Oberleutnant Freiherr von Schrenk, ein kleiner Mann, der keinen Feind und keinen Teufel fürchtete, aber leider das Unglück hatte, gleich anfangs unserer Streife zu stürzen und sich stark zu verletzen, und dann meine Wenigkeit.

Von den fünf Jägerbataillonen des Armeekorps gab jedes neun freiwillig sich meldende Jäger zu dem Detachement ab. Ebenso waren die Unteroffiziere und der Hornist aus den freiwillig zur Streife sich Meldenden ausgesucht. Was da für eine Gesellschaft zusammenkam, kann man sich denken. Natürlich hatten sich bei jedem Bataillon eine Menge von wahren Teufelskerlen gemeldet, und davon wurden die neun geeignetsten uns zugeteilt. Ich hatte mir die des 1. Jägerbataillons selbst ausgesucht. Von acht derselben war ich fest überzeugt, daß sie im Hochgebirge mehr gewildert, als sonst etwas gearbeitet hatten, daß sie sicher, wenn die Büchse nicht mehr ausreichte, mit Messer und Fäusten und Zähnen noch dem Gegner den Garaus gemacht hätten, und daß sie sich eher in Stücke zerreißen, als gefangen nehmen lassen würden. Ganz die gleichen Burschen bekamen wir von den anderen Jägerbataillonen, und als wir diese flotten Gesellen am 28. September früh musterten, durften wir mit unserem Häuflein zufrieden sein. Mit 48 so ausgesuchten bayerischen Jägern konnte man durch halb Frankreich ziehen, und kein einziger wäre lebend den Welschen in die Hand gefallen.

Meinen neunten Jäger des 1. Bataillons wählte ich aus einem anderen Grunde. Es war ein schmächtiges, fast zartes

Bürschlein namens Voetter, das bei Ausbruch des Krieges freiwillig eingetreten und mit dem letzten Ersatz nach Longjumeau nachgekommen war. Dieses kleine Jägerlein hatte sich auch zur Streife gemeldet. Es sah eigentlich possierlich aus. Die Stiefel waren ihm zu groß, die Uniform hing an ihm wie an einer Latte, der Helm saß ihm fast auf den Ohren, und der Tornister verdeckte rückwärts beinahe den halben Mann. Aus dem Auge aber blitzte Schneid. Dies bestach mich, und wie ich mich im Lesen aus den menschlichen Blicken fast nie getäuscht, so war es auch hier, das kleine „Voetterle" hat sich famos bewährt. Freilich bestimmte mich zur Wahl seiner Person am meisten der Umstand, daß er recht gut französisch sprach, wovon ich mir — und mit Recht — manchen Vorteil versprach.

Unser Befehl lautete: „Die Waldungen durchstreifen, Bewaffnete vertreiben, fangen und erschießen, Vieh requirieren und an die nächsten Truppen abgeben, uns, d. h. die deutsche Uniform, in den verborgensten Schlupfwinkeln zeigen und alles tun, was die Sicherheit der Armee gegen hinterlistige Überfälle erhöht."

Es wurden uns weder über die einzuschlagenden Wege, noch über die Dauer der Streife Vorschriften gegeben, und von einer Verpflegung war gar nicht die Rede, denn man dachte sich schon, daß ein solches Streifkommando nicht verhungert.

Am 28. marschierten wir ab und, was mir die Hauptsache war, ich wurde beritten gemacht. Am Abend stießen noch zwei Chevaulegers zu uns, die sich ebenfalls freiwillig gemeldet hatten und Ordonnanzdienste verrichten sollten.

Am ersten Tage kamen wir nach Perray bei Epinay.

Am folgenden Morgen durchstreiften wir die Wälder von Seguigny, fanden aber nichts; wir waren eben noch zu nahe bei der Armee selbst. Nachmittags aber trafen wir bei Brugères auf eine deutsche Trainabteilung, die uns einen Bauern übergab, der von Ulanen beim Zerstören einer deutschen Telegraphenlinie abgefaßt worden war.

Er wurde eingehend verhört, gestand alles zu und erklärte,

daß er es für seine Pflicht halte, den Deutschen zu schaden, soviel er könne.

„Sind Sie Soldat?"

„Nein, ich bin es auch nie gewesen."

„Wissen Sie, was mit Ihnen geschieht?"

„Nein."

„Sie werden erschossen."

„Dies ist mir einerlei. Ich sterbe für mein Vaterland. Wenn Sie mich freilassen, werde ich wieder Telegraphen zerstören." Dachte der Franzose, er werde uns durch die zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen den Tod rühren, so irrte er sehr. Ich erklärte ihm, da ich in der französischen Sprache gewandter war als der Führer der Streife, daß er jetzt erschossen würde, und fragte ihn, ob er noch einen Auftrag geben wolle.

„Nein."

„Wünschen Sie, daß man Ihre Angehörigen benachrichtigt, so nennen Sie mir Ihren Namen und Ihre Heimat."

„Ich habe weder Angehörige noch Heimat."

„Wollen Sie noch beten?"

„Nein. Ich glaube an keinen Gott."

„Gut, dann stellen Sie sich an jenen Graben neben der Straße."

Ich verband ihm die Augen, sechs Jäger traten vor; „legt an" — „Feuer"; er sank um und zuckte mit keinem Finger mehr. Fünf Geschosse waren durch das Herz gegangen, eins hatte die Brust durchschlagen. Nachdem wir uns von dem Tode des Füsilierten überzeugt, warfen wir Erde über ihn und marschierten dann weiter. Die Nacht brachten wir teils im Hofe, teils im Schlosse Baillot zu. Posten unterließen wir auszustellen, drohten aber dem anwesenden Verwalter oder was er sonst war, daß kein Bewohner am Leben und kein Gebäude vom Feuer verschont bliebe, wenn einem der Unseren etwas passieren würde.

Am nächsten Tage hatte Oberleutnant Baron Schrenk, wie schon erwähnt, das Mißgeschick, mit seinem Pferde zu stürzen

und sich so zu verletzen, daß von weiterem Reiten oder gar Gehen keine Rede war. Wir requirierten nun eine sehr elegante, einspännige Equipage für ihn, dazu einen dicken Grauschimmel, und darin fuhr er in das nächste von uns gemeinsam ausgemachte Quartier. So schwer es dem hervorragend schneidigen und unternehmungslustigen Offizier auch war, er mußte von jetzt an das eigentliche Streifen mir allein überlassen und konnte nur an jedem Abend die einzuschlagenden Wege befehlen. Ich aber war im wahrsten Sinne Freiherr. „Durch die Wälder, durch die Auen zog ich frohen Sinns dahin.“ So konnte ich singen und meine Jäger mit mir. Die zwei Chevaulegers und einige Jäger blieben bei Oberleutnant von Schrenk. Ich aber durchstreifte mit meinem Kommando das Bois de Biscorne. Nach einiger Zeit fanden wir das erste jener Verstecke von Hornvieh, Schafen und Ziegen, das aber merkwürdigerweise von Menschen verlassen war. Da mir dies sonderbar vorkam, schloß ich, daß wir doch bemerkt worden und die Wächter ausgerissen seien. Während ein Teil der Jäger alles Vieh zum Forttreiben zusammenkoppelte, drang ich mit den anderen noch weiter vor und kam an eine Lichtung, auf der sich Kornfelder befanden, welche jedoch schon abgeerntet waren. Etwa 300 Schritte vor uns liefen zwei Bauern, was sie nur konnten, davon. Dies waren also die Hüter gewesen. Von einem Einholen derselben konnte keine Rede sein, den ich hatte mein Pferd an dem Rande des Waldes zurückgelassen und über Marcoussis nach Beauvais auf der Straße vorgeschickt, da es doch durch das niedere Gestrüpp nicht durchgekommen wäre. Ängstigen wollte ich die beiden Bauern aber doch. Ich ließ mir ein Büchse geben, sagte den Leuten, daß ich zwischen beiden hindurchschießen würde, und drückte ab. Wie die Pisangs (Bauern) auseinander fuhren, das war wirklich kostbar. Einer verschwand sofort wieder im Walde, der andere lief in der Lichtung weiter. Da machte ich mir noch einmal den Spaß, an dem Ohr des letzteren vorbeizuschießen. Das Geschoß kam auf höchstens 5—6 m in seine Nähe und warf seitwärts Staub in die Höhe. Trotzdem stürzte

er wahrscheinlich aus Schrecken zusammen, raffte sich aber schleunigst wieder auf und rannte nun wie besessen davon. Der wird eine schöne Schauergeschichte seinen Bauern vorgelogen haben! Jedenfalls sprach er von Bomben so groß wie Zuckerhüte, die ihn gestreift hätten!

Wir aber trieben alles Vieh fort und übergaben es in Marcoussis einem sich dort befindlichen Requisitionskommando, das bisher vergeblich gesucht und daher ob des unerwarteten Geschenkes sehr erfreut war. Ähnlich erging es in den nächsten Tagen. Wo wir in den verstecktesten Waldwinkeln erschienen, erregten wir ein wahres Entsetzen. Dies mag wohl die Ursache gewesen sein, daß wir nirgends auf bewaffneten Widerstand stießen, und nur hier und da einigen Bauern eine kleine Dosis Haselnußstecken zum Einnehmen geben mußten.

Am 2. Oktober machte mir mein „Boetter", der allgemein das „Boetterle" genannt wurde, einen Streich. Wir hatten in Maillecourt bei Oray etwa 1500 Flaschen Rotwein requiriert und abgeliefert. Natürlich behielt ich einen entsprechenden Rest für mein Detachement zurück. Als Handmagazin hatte ich mir schon längst einen kleinen zweirädrigen Wagen nebst Pferd requiriert und Boetter die besondere Aufsicht hierüber anvertraut. Derselbe erhielt nun von mir den Befehl, in den Wagensitz einige Flaschen für meinen persönlichen Bedarf zu legen, schob aber so viele hinein, daß der Sitz nicht mehr schloß. Oft unternahm ich abends, wenn die Leute und mein Reitpferd zu weiterem Streifen zu müde waren, in diesem Wagen noch besondere Rekognoszierungsfahrten und nahm dabei meist den kleinen gewandten Boetter mit. So auch heute. Als ich mich aber auf den Bock setzte und anfuhr, begann bald ein Knirschen und Krachen und in wenigen Sekunden stand der Rotwein fast 1/2 Fuß hoch im Wagen. Keine Flasche blieb ganz. Ich hatte das Nachsehen und Boetter bekam sein Donnerwetter. Nach dieser Erfahrung requirierte ich mir eine nette vierrädrige Equipage, deren Führer, ein alter Herrschaftskutscher, auch bis beinahe nach Orleans mitgehen mußte. Sie konnte mehr Lebensmittel

aufnehmen als der zweirädrige Karren. Alle Wälder zwischen Longjumeau, Arpajon, Limours und Versailles hatten wir durchstreift und viel Vieh und anderes Nützliche gefunden; überall waren wir zwar auf Schrecken und Angst, nirgends aber auf ernste Schwierigkeiten gestoßen.

Am 5. Oktober begab ich mich mit Oberleutnant von Schrenk, der nur mühsam vorwärts hinken konnte, nach Versailles selbst und hatte das große Glück, König Wilhelm mit mehreren seiner Paladine und einer glänzenden militärischen Suite von einem Rekognoszierungsritt heimkehren zu sehen. Der greise König saß wie ein Jüngling zu Pferde, und aus seinen Augen blitzte das Feuer der Jugend. Es war das erste Mal, daß ich während des Feldzuges die obersten Führer sah, und der Eindruck war deshalb ein um so tieferer. Tags darauf kamen wir noch einmal nach Versailles, und wenn wir auch diesmal den König nicht sahen, so konnten wir doch das Springen der berühmten Wasserwerke bewundern.

Auch erfuhren wir zwei hochinteressante Neuigkeiten. Erstens, daß die Franzosen die Bewaffnung der Nationalgarde angeordnet und zu diesem Zwecke an alle bis jetzt von den Deutschen noch nicht besetzten Orte Waffen verteilt hatten, und zweitens, daß das I. bayerische Armeekorps beauftragt sei, gegen die im Süden zusammengebrachten französischen Streitkräfte in der Richtung auf Etampes vorzugehen.

Erstere Nachricht bot uns ein neues Feld der Tätigkeit dar, nämlich das Aufsuchen, Abnehmen und Zerstören dieser Waffen, und letztere bestimmte uns, rasch in südöstlicher Richtung vorzugehen, denn wenn unser Korps zum Schlagen kam, durften doch wir nicht fehlen.

In einigen starken Märschen gelangten wir über Monthlery, Arpajon und Auvers nach La Grange des Bois. Von hier an merkte man schon, daß wir in eine Gegend kamen, in der sich noch keine Deutschen gezeigt hatten. Am 9. Oktober rückte ich früh 3½ Uhr ab, durchsuchte die Waldungen, Puisselet-de-Marais, la Forêt-Sainte-Croix und kam nach Marolles. Da wir während

des Tages wiederholt gehalten und an verschiedenen Orten länger verweilt hatten, so brach die Dunkelheit herein, ehe wir das beabsichtigte Ziel la Grange de l'Orme erreichten. Weil es in der Nacht sehr schwer werden konnte, diesen kleinen Hof in einem finsteren Walde zu entdecken, so sah ich mich nach einem Führer um. Während ich verschiedene Bauern zu diesem Behufe über ihre Ortskenntnis ausfragte, suchte sich ein jüdischer Schullehrer möglichst bemerklich zu machen. Er meinte, der und der Bauer müsse den Weg kennen, derselbe sei ja für Einheimische leicht zu finden, und er, der Lehrer selbst, habe ihn schon oft bei Nacht zurückgelegt. Da war ich also auf einmal aller Mühe enthoben.

„So, Sie kennen diesen Weg? Ei, dann führen Sie uns selbst."

Das hatte das gute Lehrerlein nicht erwartet, denn wahrscheinlich war sein ganzes Bestreben nur dahin gegangen, einem christlichen Bauern die Führerrolle aufzuhalsen, damit seine jüdischen Mitbürger verschont blieben. Es mußte daher das Sträuben desselben durch einige revolverische Andeutungen überwunden werden, und dann setzten wir unter seiner Führung den Marsch weiter fort. Daß sich meine Jäger den Spaß machten, den Israeliten noch einigemal recht zu ängstigen, wehrte ich ihnen nicht, denn er benahm sich so lächerlich furchtsam, daß die Sache zu komisch war. Als wir ihn am Ziele entließen, rannte er, so schnell er konnte, wieder zurück und hielt sich wahrscheinlich erst für gesichert, nachdem er innerhalb seiner vier Mauern angekommen war.

Am folgenden Tage, am 10. Oktober, erlebte ich in Abbeville ein interessantes Abenteuer. Aus dem ganzen Gebaren der Bewohner bemerkte ich, daß in diesem Dorfe noch keine Deutschen gewesen waren. Ich beschloß, hier zu rasten und nach Waffen zu suchen. Auf dem Kirchenplatz angekommen, ließ ich die Gewehre zusammensetzen, stellte einige Posten aus und schickte das kleine „Poetterle" auf die Suche nach dem Maire. Bald darauf kam derselbe mit dem Gesuchten an, und zugleich mit

dem Ortsvorsteher erschienen auch der Pfarrer, der Schullehrer, verschiedene Bauern und zahlreiche Weiber nebst noch zahlreicheren Kindern. Der Maire machte ein recht boshaft verschmitztes Gesicht, dessen Anblick allein schon in Zorn versetzen konnte. Er hatte ein sogenanntes Ohrfeigengesicht.

„Herr Maire, wo sind die für die Nationalgarde bestimmten Waffen?"

„Wir haben keine Waffen erhalten."

„Nicht? Dann wissen Sie wohl auch nichts von dem Zirkular, welches Ihr Kriegsminister Gambetta über die Organisation der Nationalgarde erlassen hat, und das von allen Präfekten an sämtliche Gemeinden verteilt wurde?"

„Nein, davon weiß ich nichts."

„Nun, dann kann ich Ihnen daraus mitteilen, daß Anfang Oktober oder Ende September jedes Dorf entsprechend seiner Größe eine Anzahl Gewehre erhalten hat, um damit die Nationalgarde zu bewaffnen. Abbeville hat 309 Einwohner, also muß es ungefähr dreißig Gewehre erhalten haben. Wo sind dieselben?"

„Wir haben keine bekommen."

„Gut, wenn Sie nichts davon wissen wollen, so lassen Sie sofort bekannt machen, daß in einer halben Stunde meine Jäger alle Häuser durchsuchen werden. Finden sie in einem derselben ein Gewehr, so wird das betreffende Haus angezündet und der Besitzer desselben füsiliert. Haben sie mich deutlich verstanden?"

„Jawohl, Herr Offizier. Ich werde es gleich austrommeln lassen."

Schon wollte ich bei diesem entschiedenen Auftreten des Maires an einem Erfolge zweifeln, als plötzlich Boetter hinter mich trat und mir leise ins Ohr flüsterte: „Herr Leutnant, ich habe zwischen Frauen gestanden, welche davon sprachen, es sei jetzt doch gut gewesen, daß man die Gewehre in der Kirche versteckt habe, denn dort würden wir sie sicher nicht finden." — Ich winkte nun vier Jägern heran, befahl ihnen, auf ein ver-

abredetes Zeichen in der Kirche nach den Gewehren zu suchen, und fragte den Maire noch einmal, ob er wirklich nichts von Waffen wisse. Er blieb bei seiner Behauptung und meinte mit höhnischem Grinsen, vielleicht würde sich nach Bekanntgabe meines Befehls ein Bauer melden, der vielleicht die gesuchten Gewehre in seinem Hause habe.

„Lassen Sie das Ausrufen vorläufig noch gehen. Ich will zuerst meine Jäger in der Kirche suchen lassen."

Der Mann schrak sichtlich zusammen und verlor viel von seiner bisherigen Festigkeit.

„Unteroffizier Wilbold, Sie sorgen, daß der Kerl nicht ausreißt. Ich will mich einmal mit in die Kirche begeben."

„Sehr wohl, Herr Leutnant."

Die bezeichneten Jäger liefen auf einen Wink von mir voraus und durchsuchten die ganze Kirche. — Umsonst.

„Voetter, haben Sie sich nicht getäuscht?"

„Nein, Herr Leutnant. Ich habe die Weiber deutlich verstanden."

„Dann will ich selbst suchen."

Ich durchschritt die ganze Kirche, ließ die Rückwand des Altares herausreißen, erstieg den Kirchenboden, visitierte den Turm; alles vergebens.

Als der Maire sah, daß wir nichts erreicht, wurde er wieder frech und meinte, ob er jetzt meinen Auftrag ausrufen lassen solle.

„Noch nicht. Ich will mir die Kirche von außen ansehen." Der Maire lachte. Dies genierte mich aber nicht; ich ging um die ganze mittelgroße Kirche herum, besah mir ihre Bauart, ob nicht irgendwo ein von innen nicht bemerkbarer Anbau vorhanden sei, suchte, jedoch vergeblich, nach etwaigen Fenstern einer vorhandenen Krypta und betrachtete mir sorgsam die äußere Form des Dachstuhles. Dann erstieg ich noch einmal den Turm und das innere Dachgebälke und blickte wieder umher. „Halt, was ist denn das für eine Mauer? Außen fällt hier das Dach schräg ab; hier innen ist eine senkrechte Mauer; wozu?" — Ich

befühlte die bewußte Mauer; sie war noch feucht. „Aha, da haben wir ja, was wir wollen."

„Hornist Huber, schlagen Sie einmal mit dem Pickel einen Stein heraus."

Es geschah und ging ganz leicht. Ich blickte durch das Loch. Stockdunkel. „Ein Zündhölzchen her!" — Ich leuchtete hinein und sieh, da lagen sorgsam geordnet eine stattliche Zahl noch ungebrauchter Gewehre. Nun ließ ich dieselben durch Jäger, nachdem das Loch erweitert war, herausnehmen, stieg einstweilen vom Kirchendachstuhl hinab und trat wieder zum Maire.

„Sie haben also wirklich keine Waffen erhalten?"

„Nein. Sie können ja alle Häuser durchsuchen lassen."

Da konnte ich mich nicht mehr halten, sondern langte aus und gab dem Mann eine Ohrfeige, so stark, wie sie eben ein in seiner Vollkraft stehender junger Mensch, der durch fortwährendes Turnen seine Muskeln ganz besonders ausgebildet hat, zu geben vermag. Der Maire flog auch einige Schritte auf die Seite und wurde dort von Jägern aufgefangen. Da unterdessen die ersten Gewehre auf die Straße gebracht worden waren, so sagte der Gezüchtigte kein Wort, sondern stand zitternd und bebend da und machte jetzt eine ebenso erbärmliche Figur, als er kurz vorher frech gewesen. Ich würdigte ihn keines Wortes, sondern wartete, bis alle Gewehre, 36 an der Zahl, sowie die dazu gehörige Munition herbeigeschafft worden war. Letztere wurde einfach ins Wasser geworfen und dadurch unbrauchbar gemacht. Die Flinten, die wegen des veralteten Miniésystems für uns ganz wertlos waren, wurden zerschlagen. Hier fand ich Zinkgeschosse mit Kautschukstiel, welche eine Wunde jedenfalls sehr schwer heilbar gemacht, vielleicht die Blutvergiftung des Getroffenen herbeigeführt hätten. Ich besitze noch ein Exemplar dieser Geschosse.

Nun kam die Reihe wieder an den Maire.

„Jetzt werden Sie füsiliert." —

Der Bursche zitterte wie Espenlaub und benahm sich nun

in jeder Art feig und unmännlich. Trotzdem legten der Pfarrer, der Lehrer und zahlreiche Bauern und Frauen Fürbitte für ihn ein. Da ich überdies über mein Recht, den Menschen erschießen zu lassen, doch sehr im Zweifel war, so ließ ich mich, scheinbar nur widerwillig, in Wirklichkeit aber sehr gern, erweichen und schenkte ihm das Leben. Weil ich mich auch nicht mit dem Transport eines Gefangenen behindern wollte, so ließ ich ihn, nachdem meine Jäger etwas handgreiflich mit ihm verkehrt, frei. Die ausgestandene Todesangst wird er doch nicht vergessen. Dies war seine Strafe.

Kaum hatten wir Abbeville verlassen, so vernahmen wir vom Süden her Kanonendonner. Wie das den Jägern Füße machte! Ich ritt mit einem Chevauleger voraus und suchte zu erspähen, was es gäbe, konnte aber vorläufig nichts entdecken. In Autruy mußte ich einen längeren Halt machen. In dem dortigen schönen Schlosse kochten wir ab und fanden auch manche Beigabe, die zu dem Fleisch des requirierten Kalbes recht gut schmeckte. Lange duldete es uns nicht beim Mittagessen. Sobald wir fertig waren, brachen wir von neuem auf und marschierten weiter in der Richtung nach Süden, wo wir immer noch Kanonendonner hörten. Ich wollte nun Wagen requirieren, um meine Leute aufsitzen zu lassen und schneller vorwärts zu kommen. Es war aber ganz unmöglich Alles schien geflohen, und trotz des eifrigsten Suchens fanden wir nur ein einziges Pferd, das ich in einen zweirädrigen Karren spannen ließ. Auf diesem konnte ich nun wenigstens die Tornister fahren lassen.

Wir marschierten weiter über Allainville, Faronville bis Bazoches=les=Gallerandes. Von einer Husarenpatrouille erfuhr ich, daß die 1. bayerische Division bei Artenay auf den Feind gestoßen sei und denselben geworfen habe. Morgen gehe es auf Orleans los. Daß ich mit meinen Jägern da nicht fehlen durfte, war klar. Heute aber ging es nicht mehr. Wir hatten etwas über 45 Kilometer zurückgelegt, davon ungefähr 15 Kilometer ohne Weg durch Wald und Gestrüpp gestreift; es war heiß, und die Leute würden sicher durch noch weiteren Marsch

so übermüdet worden sein, daß sie vielleicht am anderen Morgen nicht mehr frisch gewesen wären. Daher ließ ich — es war unterdessen auch dunkel geworden — in Bazoches=les=Gallerandes halten. Das Dorf ist groß, und die Bevölkerung schien mir sehr erregt. Um nun Nachtposten zu ersparen und allen Leuten die nötige Ruhe zu verschaffen, verfuhr ich folgendermaßen. Ich suchte einen sehr großen, ziemlich alleinstehenden Bauernhof, ließ in demselben alle Leute sich's bequem machen, fing mir aber mit Hilfe einer Patrouille von sechs Jägern fünf der angesehensten Bürger des Ortes heraus und ordnete an, daß dieselben mitten unter den Jägern schliefen. Dann erklärte ich dem Maire: „Wenn wir heute Nacht belästigt werden, sind die fünf Bauern sofort Kinder des Todes. Außerdem gehen die umliegenden Scheunen (dieselben waren ganz mit Stroh und Feldfrüchten gefüllt) in einem Augenblick in Flammen auf. Treffen Sie Vorkehrungen, daß wir nicht gestört werden." –

Der Maire war vernünftig und ließ seine Nachtwächter zu unserem Schutze die ganze Nacht um den Hof herumpatrouillieren. Wir aber schliefen mit Ausnahme eines alle Stunden abgelösten Jägers, der die Geiseln bewachte, recht gut. Auch Oberleutnant von Schrenk hatte sich in der Nacht noch eingefunden und war mit meinen Anordnungen vollkommen zufrieden.

So endete diese interessante Streife, bei der ich mich wie ein kleiner Feldherr fühlte, der allein im feindlichen Lande herumzieht. Ich habe noch manches andere dabei erlebt, so z. B. bekam ich in einem Hofe bei St. Aubin freiwillig von einem sehr hübschen Mädchen einen Kuß, weil ich, gerührt durch seine schönen Augen, die drei schon requirierten Kühe demselben zurückgab. Alles eingehend zu erzählen, würde aber zu weit führen. Ich kann nur sagen, daß diese Zeit, in der ich ganz selbständig, ausgestattet mit sehr weitgehenden Vollmachten, im Herzen Frankreichs in den Wäldern herumstreifte, mit zu der für mich interessantesten der drei in Feindesland verlebten Jahre zählt, und daß ich mich auch sehr gern an meine damaligen Untergebenen, wahre Teufelskerle, zurückerinnere.

Ich habe die letzteren noch in der Schlacht von Orleans geführt und konnte mit Recht stolz auf diese „Freiwilligen" sein. So schlau und findig sie sich auf der Streife zeigten, so tapfer waren sie nun, als sie dem Feind gegenübertraten. Meine Freiwilligen waren allesamt treffliche Schützen und von Jugend auf gewohnt, ihr Ziel fest aufs Korn zu nehmen. Doch wie es mir mit ihnen in der Schlacht von Orleans erging, muß ich in einem eigenen Kapitel schildern.

X.

Die erste Schlacht bei Orleans am 11. Oktober 1870.

Der Zufall hatte mir an diesem Tage eine Aufgabe zugewiesen, die leicht erfüllbar und dennoch möglicherweise maßgebender war, als man es von einem so kleinen Häuflein Jäger erwarten konnte. Vielleicht wurde dadurch eine Überraschung, welche dem linken deutschen Flügel hätte unangenehm werden können, verhütet. Damals faßte ich diese Episode übrigens gar nicht so wichtig auf, weil mein und meiner Leute Wirken gerade bei ihr fast null war, und die weit eindrucksvolleren Ereignisse der sofort darauf folgenden Stunden die Erinnerung daran abschwächten. Jetzt denke ich anders darüber und weiß, daß der Zufall durch das bloße Erscheinen meiner kleinen Abteilung am richtigen Orte mehr der deutschen Sache nützte als später das schneidige Auftreten meiner Jäger im Gefecht.

In aller Frühe brachen wir auf. Der arme Oberleutnant von Schrenk hatte sich gestern so überangestrengt, daß er keinen Schritt gehen, noch weniger ein Pferd besteigen konnte. Mir war dies, wie ich nicht leugnen will, gar nicht so unlieb, denn

nun durfte ich in dem voraussichtlich entstehenden Gefecht ganz selbständig über meine „Bande", wie ich scherzweise, und zwar in gutem Sinne gemeint, die Leute nannte, verfügen. Daß sie mir wie ein Mann alle nachfolgen würden, das wußte ich. Wir kannten uns ja jetzt gegenseitig zur Genüge.

Einen Chevauleger nebst zwei Jägern behielt Schrenk bei sich und dem Wagen. Mit dem anderen Chevauleger trabte ich vor, um zu rekognoszieren, und die Jäger marschierten auf der Straße über Grottes gegen Orleans vor.

Alles war still, weit und breit weder Freund noch Feind zu sehen. Ich trabte über Archères gegen Ruan und blickte nach der von da dreieinhalb bis vier Kilometer entfernten Hauptstraße von Paris nach Orleans hinüber. Dortselbst wälzten sich lange Kolonnen gegen Süden vor. Es war also richtig, was der Husarenoffizier mir gestern mitgeteilt, daß man nämlich heute gegen die Loire vorgehe. Nun kehrte ich wieder ostwärts auf die Straße zurück, auf der meine Jäger kommen mußten. In der weiten, eine endlose Übersicht bietenden Ebene sah ich sie etwa in der Höhe von Neuville aux Bois marschieren. Über sie beruhigt, trabte ich wieder an und ritt bis fast Neuville selbst. Nirgends entdeckte ich eine soldatische Seele. Ich konnte mir also sagen, daß ich allein mit meinen 45 Männlein etwa neun Kilometer östlich der deutschen Armee in dem mir wildfremden Feindeslande herumturnte. Nun ging ich ernstlich mit mir zu Rate. Das konnte ich mir ja deutlich ausklügeln, daß das Ziel unserer Armeeabteilung Orleans sein werde. Ebenso klar erkannte ich aber auch, daß die Franzosen uns nicht ohne weiteres den großen, nördlich der Loire sich ausdehnenden Wald und die reiche Stadt Orleans überlassen würden. Nun führte die Straße, auf der meine Jäger vormarschierten, wohl auch nach Orleans, aber sie näherte sich nur allmählich der Pariser Straße und war beim Eintritt in den kolossalen Wald von Orleans immer noch sieben Kilometer von jener entfernt.

Ob ich beim Durchschreiten des etwa vierzehn Kilometer breiten Waldes abgeschnitten und in eine schlimme Lage ge=

bracht würde? Wenn mich feindliche Übermacht umzingelte? Was dann? Ich hätte ja jetzt noch leicht nach der Pariser Straße abbiegen und mich über Trinay und Buci-le-Roi an die Hauptkolonne anschließen können. Da wäre ich aber sicher an die Queue gekommen und vielleicht bei der Reserve zurückbehalten worden. Das lag nun durchaus nicht in meinem Sinne. Hatte ich ja doch Jäger, und zwar ausgesuchte freiwillige bayerische Jäger unter mir! Solche Kerls machen schon die Augen auf, und von Gefangenwerden war ja keine Rede. Von Kavallerie konnten im Walde Brigaden gegen uns ankommen. Das wäre uns einerlei gewesen. Nun, und französische Infanterie? Die hatte ja auch keine besseren Augen als wir, und vor allem konnte sie jedenfalls solche Anstrengungen wie meine Jäger nicht aushalten. Im Notfall hätte es eben geheißen: „Ausreißen, was Zeug hält!" Ich beschloß also direkt durch den Wald gegen Orleans vorzudringen und verließ mich im übrigen auf meine und meiner Leute Aufmerksamkeit und auf mein Glück.

Nun kehrte ich zu dem unverdrossen weitermarschierenden Zuge zurück und teilte den Leuten mit, was ich beschlossen und was eventuell bevorstand. Die hatten keine Spur von Sorge. Im Gegenteil! Das Abenteuerliche der ganzen Geschichte reizte sie sehr, und lustig marschierten sie drauf los. Ich selbst trabte mit meinem Chevauleger wieder voraus, um zu rekognoszieren. Da ich mit dem Feldstecher weit und breit nichts Feindliches entdecken konnte, so wartete ich meine noch etwa anderthalb Kilometer zurückgebliebenen Jäger gar nicht ab, sondern trabte, vorsichtig nach allen Seiten spähend, auch in den Wald hinein. Nach etwa fünf Minuten sah ich das große, ausgedehnte, in einer Waldlichtung liegende Dorf St. Lyé vor mir. Wieder war nichts vom Gegner zu sehen und zu hören. Nur Bauern, die mich aber nicht bemerkten, trieben sich auf der Straße herum und besprachen sich in sichtbarer Erregung miteinander. Solange mich die Bäume deckten, ritt ich nun langsam neben der Straße vor. Als ich aber jeden Augenblick erwarten mußte, doch gesehen

zu werden, ließ ich meinen Braunen den Straßendamm erklimmen, gab die Sporen und jagte in vollem Galopp in das Dorf hinein. Der Chevauleger sauste hinter mir drein.

Da flogen die Bauern auseinander, als ob der Blitz unter sie eingeschlagen habe; von allen Seiten ertönten die Schreckensrufe: „Les Prussiens, les Prussiens“, und sämtliche Einwohner retteten sich, so schnell sie konnten, in ihre Häuser.

Ich sowohl als mein Chevauleger mußten herzlich lachen, denn diese Flucht sah zu komisch aus. Trotzdem ritten wir durch den ganzen Ort hindurch, um uns wenigstens oberflächlich überall umzusehen. Nirgends ein Zeichen einer feindlichen Besetzung. Da parierten wir die Pferde und kehrten im Schritt in die Mitte des Dorfes, welches damals 825 Einwohner zählte, zurück. Dort rief ich einen hinter einem Fenster hervorschauenden Bauern an und befahl ihm, zu mir zu kommen. Er gehorchte aber nicht. Auch mein Drohen war umsonst. Endlich erschien eine Frau und erkundigte sich nach meinem Begehr. Ich erfuhr auf meine Fragen, daß noch nie ein deutscher und seit gestern abend auch kein französischer Soldat das Dorf betreten habe. Nun konnte ich mir die durch mein Erscheinen entstandene Aufregung leicht erklären. Ich war also der erste der „wilden Barbaren“, den die liebenswürdigen Bewohner von St. Lyé zu Gesicht bekamen. Während ich mich bemühte, aus der Frau alle möglichen Nachrichten herauszubekommen, schien auch der männliche Teil des Ortes Mut gefaßt zu haben, und allmählich erschienen zuerst einzelne, dann mehrere, zuletzt an hundert Bauern und umgaben neugierig mich und meinen Chevauleger. Nun wuchs auf einmal allen der Kamm: die Hinteren riefen den Vorderen, mit denen ich gerade sprach, zu, mir doch keine Antwort zu geben, und alle gaben deutlich zu erkennen, daß sie den besten Willen hatten, mir und meinem Chevauleger den Garaus zu machen. Sie hielten uns nämlich nur für eine Seitenpatrouille, und ein schwarzhaariger Schlingel erklärte seinen Genossen so laut und deutlich, daß ich ihn ganz gut verstand, wenn man uns erschlage, so könnten wir keine Nachricht zurück-

bringen, und damit geschehe ein gutes Werk im Interesse der Armee. Da ich aber wußte, daß in jedem Moment meine Jäger erscheinen mußten, so grämte mich die freundliche Absicht der Bauern gar nicht. Nur als zwei besonders fanatisch aussehende Burschen sich mit eisernen Heugabeln näherten, hob ich meinen Revolver in die Höhe und ließ ihn drohend nach den Kerls hinschauen. Nun entstand ein allgemeines Gemurmel. Einer schien den anderen aneifern zu wollen, aber keiner hatte recht die Schneid, der erste zu sein, der sich meinem Revolver entgegenstellte. Mein Chevauleger hatte seinen Säbel gezogen und blickte den Bauern so grimmig ins Gesicht, daß sie sich vorläufig auch nicht an ihn wagten. Immerhin war unsere Lage nicht ganz gemütlich. Da sah ich vor dem Dorfe neben der Straße ein kurzes Blitzen. Ich wußte, daß dies der blinkende Gewehrlauf eines meiner Jäger gewesen sein müsse, also die Spitze sich schon im Walde dicht am Dorfe befinde, und der Trupp selbst nicht mehr fern sein konnte. Da sich die Bewegung unter den Bauern immer mehr steigerte, so erhob ich nun den Revolver und schoß gerade in die Höhe. Dabei rief ich in französischer Sprache: „Hütet Euch vor meinen Jägern, die dort kommen. In kurzer Zeit werden 3000 Bayern hier sein. Dies ist nur die Avantgarde."

Alle Blicke wandten sich nach dem Ausgang. Mein Sekondjäger, der den Trupp an meiner Stelle führte, hatte den Schuß gehört und geglaubt, ich würde schon tätlich angegriffen. Ohne länger in der Deckung des Waldes zu bleiben, stürzte er mit dem ganzen Zug auf die Straße, und alle meine braven Kerls kamen mit Hurrageschrei auf mich und die Bauern zugerannt, so schnell sie nur konnten. Als Zeichen, daß nichts Besonderes los sei, erhob ich die Hand und winkte den Leuten zu, langsam zu gehen. Den Bauern aber klang das deutsche Hurra jedenfalls so unheimlich, daß sie sofort wieder auseinanderstoben und in unglaublich kurzer Zeit wie Kaninchen in ihren Baus verschwunden waren.

Ich schickte vor allem Patrouillen zum Dorfe hinaus und

stellte Posten an die Ortseingänge. Dann ließ ich mir den Maire holen, der jetzt mit sehr ehrerbietiger Miene vor mir erschien und nach den Wünschen des „monsieur le capitaine“ fragte. Dort hat man mich zum ersten Male „Hauptmann“ genannt. In der Heimat mußte ich noch sechzehn Jahre auf diese Bezeichnung warten. Traum und Wirklichkeit! — Da ich mich weder lange aufhalten, noch mit requiriertem Vieh beschweren wollte, so befahl ich nur, Wein, Brot, Käse, Butter und Würste für meine Leute so schnell als möglich zu liefern, und gab dem Maire den Rat, sich darauf vorzubereiten, daß er heute 3000 bayerische Infanteristen und 500 Pferde unterbringen könne, denn wenn es Anstände gäbe, so würde es ihm schlecht gehen. Wie er sich nach meinem Abmarsch verhalten hat, weiß ich nicht. Jedenfalls sah man ihm an, daß ihm infolge meiner Lüge, die er natürlich fest glaubte, fast die Haare zu Berge standen. Wir aber bekamen alles Verlangte im Überfluß. Während die Leute aßen, verbreiteten ich selbst und auf meinen Befehl hin auch die Jäger den Schwindel von den bald nachfolgenden 3000 Mann, und dann zogen wir weiter.

Gegen ¾10 Uhr befand ich mich ungefähr vier Kilometer vorwärts St. Lyé, mitten in dem weiten Wald von Orleans, von dem ich noch etwa acht Kilometer durchschreiten mußte, um den südlichen Rand zu erreichen. Wir marschierten auf der in fast gerader Richtung nach Orleans führenden „ancienne route d'Orléans à Paris“.

Da hörten wir plötzlich rechts vorwärts Kanonendonner, der nach unserer Schätzung etwa fünf Kilometer entfernt sein konnte. Wieder stand ich vor einem schweren Entschluß. Sollte ich rechts abbiegen und ohne Weg gegen Westen durch den Wald dringen, um dem Geschützfeuer zuzumarschieren? Dies wäre mit Hilfe meines Kompasses möglich, aber schwierig und vor allem langweilig gewesen. „Ach, was! Es wird schon gut gehen. Wir bleiben auf unserer Straße und marschieren gegen Orleans vor.“ — Gesagt, getan. — Wir setzten den Marsch unter möglichster Beschleunigung fort. Ich mußte die Seitenpatrouillen

oft ablösen lassen, weil für sie das schnelle Vordringen im Walde selbst, während der Haupttrupp auf der Straße marschierte, sehr ermüdend war. Allein es ging, und etwa um 11½ Uhr hörte links der Wald auf, während er rechts der Straße sich noch ein kleines Stück fortzog. Rechts vorwärts lag der Weiler Montaran.

Plötzlich rief ein Jäger: „Herr Leutnant! Dort links zwischen den Häusern blitzt es, wie wenn Truppen dort ständen."

„Halt! Nieder! Decken!"

Ich stieg rasch vom Pferde, ließ das Tier von dem Chevauleger in den Wald hinter die Jäger führen und beobachtete mit dem Feldstecher.

Wahrhaftig, da marschierte Kavallerie, und zwar etwa drei Eskadrons, die die Richtung gegen den Wald nahmen. Was konnte das sein? Preußen? Unmöglich! Ununterbrochen hörten wir in unserer rechten Flanke Kanonendonner. Also befand sich alles dort konzentriert. Ich schaute mir fast die Augen aus. Es war aber zu weit. Allein es mußten Franzosen sein, denn Deutsche wären gewiß auf Orleans zu und nicht davon wegmarschiert. Auch hatten wir ja gestern und heute keine deutsche Seele östlich, sondern alles westlich von uns gesehen. Ich ließ noch die Unteroffiziere und einzelne Jäger durch mein Glas schauen. Keiner konnte sich bestimmt äußern. Endlich meinte ein Gefreiter, er erkenne rote Hosen. Dies bestimmte mich zwar nicht. Aber der Umstand, daß die Gesellschaft immer Schritt ritt, rief in mir die Überzeugung hervor, daß es Franzosen sein müßten, denn Deutsche wären, wenn es so kracht, wie dort an der Pariser Straße, gewiß nur im Trab herumgeritten. Ich hatte meinen Entschluß gefaßt.

„Schätzt einmal, wie weit hinüber ist."

Wir kamen auf 1500 Schritt überein. Es konnte aber auch weiter sein, denn wir mußten gegen die Sonne schauen, und dadurch erschien alles vor uns in einem glänzenden Dunst.

„Visier 1500, rechte Hälfte 1600 Schritt! — Legt an! Feuer!"

Das prasselte lustig hinüber, und der Wald warf den Schall verstärkt zurück.

„Legt an! — Feuer!"

Jetzt kam es darauf an, wohin die Reiter ausrissen.

Nach Orleans zu — dann waren es Franzosen.

Nach dem Wald zu — dann waren es doch Deutsche.

Sie wandten sich aber gegen die Loire. Also waren es Franzosen.

„Legt an! Feuer! — Schnellfeuer!"

Es dauerte keine zwei Minuten, da war die ganze Gesellschaft hinter den Häusern von Semoy und den umliegenden Höfen verschwunden. Ich ließ „Gewehr in Ruh" blasen. Um diese Zeit wurde das Geschützfeuer rechts neben uns viel lebhafter, und jetzt vernahmen wir auch aus der Gegend von le Petit Sougis Gewehrschüsse. Ich wagte nun nicht mehr auf Orleans weiter vorzugehen, sondern wendete mich, dem südlichen Rande des großen Waldes entlang ziehend, gegen die Pariser Straße.

Die soeben geschilderte Episode ist die, von der ich glaube, daß sie vielleicht einigen Einfluß auf die Schlacht geäußert hat. Jedenfalls wäre eine in der deutschen linken Flanke erscheinende oder sogar in unserem Rücken auftauchende Kavallerieabteilung von drei bis vier Eskadrons Ursache zu stärkeren deutschen Abzweigungen gegen Osten geworden, und wer weiß, ob nicht eine oder die andere unangenehme Szene die Folge eines überraschenden Vorgehens dieser französischen Reiter gewesen wäre. Vielleicht folgten hinter diesen überhaupt noch andere Kavallerieabteilungen. Da aber schon die ersten bei Montaran von meinen Bleigrüßen empfangen wurden, so verzichteten alle auf eine nähere Bekanntschaft mit so borstigen Gesellen und verschwanden auf Nimmerwiedersehen. Ich habe keine Ahnung, ob wir jemanden getroffen haben, und glaube es nicht, denn es scheint mir doch, die Entfernung war noch weiter, als wir sie schätzten. Mich durch Umschauen aufzuhalten oder durch eine herüberzuschickende Patrouille zu schwächen, fiel mir gar nicht ein. Der

Kanonendonner an der Pariser Straße lockte zu verführerisch dorthin.

Ich weiß nicht, ob ein Laie sich in unsere Lage denken kann, wenn es irgendwo donnert und blitzt, aber kanonenmäßig irdisch, nicht himmlisch. Ich glaube, in einem solchen Falle geht es jedem Kameraden wie mir. Magnetisch zieht es uns nach jener Stelle, als ob man dort ein feuriges Liebchen fände, und doch ist es nur zu oft eine finstere, kalte Braut, deren Kuß tötet oder, was noch schrecklicher ist, verstümmelt und uns zum Krüppel macht. Allein man folgt dem geheimnisvollen Rufe wie der Rehbock dem Blatteln des Jägers, von dem er ja auch meint, es locke ihn zu süßer Wonne, und doch findet er nur das mörderische Blei. Wie leicht könnte man sich, wenn man seitwärts detachiert ist, fern vom Getöse der Schlacht halten. Allein es geht nicht. Das Blut kocht, der Blick, das Ohr verschärfen sich, man leistet Übermenschliches, um nur hin zu kommen, um mitzukämpfen, um ja nichts zu versäumen. Ist es das Tierische im Menschen, was uns in solchen Momenten drängt und treibt? Ist es die reine Rauflust, die Freude an Mord und Totschlag? Nein, gewiß nicht!

Behauptet, was ihr wollt, ihr Herren vom grünen Tisch; erzählt Unerfahrenen und Kindern, der Krieg verrohe den Menschen und ersticke seine besseren Eigenschaften. Es ist nicht wahr: tausendmal sage ich nein, und ich habe Kriegserfahrung genug, um euch zu widerlegen.

Ja die Schale wird rauher; überfeinertes Salonwesen, gezierte, weibische Formen hören auf, und Titel und äußerer Schein bestechen nicht mehr. Aber Männer erzieht der Krieg, tüchtige und brave, edle und große Männer. Da übt sich wahre Kameradschaft, da pflegt man, so sonderbar es auch klingen mag, echte Nächstenliebe, da entstehen, wachsen und gedeihen die Tugenden, welche schon unsere Urahnen groß gemacht, Tapferkeit, Gehorsam, Todesmut, Opferwilligkeit und Selbstbeherrschung; da wurzeln die Eigenschaften, welche die Macht ganzer Völker bestimmen, Vaterlandsliebe und Treue bis zum Tode

für König, Kaiser und Reich; kurz, da wird Großes und Herrliches geschaffen, und darum muß es hie und da einen Krieg geben, sonst verfallen wir in Wohlleben, Trägheit, Überfeinerung, in schales Formenwesen, ausgearteten Nepotismus, zersetzende Unmoral und nackten Materialismus. Seht Belgien und England an, ihr Friedensapostel, und zieht Vergleiche mit uns. Leset die Geschichte vom Verfall des römischen Reiches, studiert unsere langen Friedensperioden und ihre Folgen, und dann wagt es noch, von ewigem Frieden, internationaler Verbrüderung, allgemeinen Schiedsgerichten und anderem theoretischen Unsinn zu reden. Sanfte Engel wollt ihr erzielen, und faule, feiste, charakterlose Schlemmer würdet ihr erreichen. Sybariten statt Männer, unmoralische Pharisäer statt biedere, ehrenhafte Charaktere.

Nein! der Krieg muß sein. „Im Kriege, da ist der Mann noch was wert", so war es, so ist es, und so wird es hoffentlich auch bleiben.

„Dort feuern Plänkler gegen Süden! Da drüben stehen Geschütze! Es sind Deutsche, denn sie schießen in der Richtung auf Orleans!"

„Ja, das sind die Unseren. Und dort steht der Feind. Er hat den Bahndamm besetzt. Die können wir ja im Rücken fassen. Jetzt nur vorsichtig. Seht ihr da vorn den Hof? Soviel ich bemerke, ist er leer. Da schleichen wir hinein. Keiner feuert, ehe ich es befehle. Also alles so gedeckt als möglich in den Hof mit dem hellroten Ziegeldach. Vorwärts!"

Nach etwa zehn Minuten fanden sich alle meine Jäger in dem Weiler Maillard ein. Die Franzosen standen links vorwärts etwa 400 Schritt von uns entfernt auf der Ostseite des Bahndammes und feuerten in der Richtung auf die Pariser Straße. Sie hatten uns nicht bemerkt.

„Visier 400 Schritt. Ruhiges Schützenfeuer!"

Unser Gruß schien den Franzosen recht überraschend und dazu gar nicht angenehm zu kommen.

„Donnerwetter! Die reißen ja schon aus! Was sind denn das für Kerls! Die haben ja gar keine roten Hosen!"

„Schadet nichts. Deutsche sind es nicht. Das sehe ich deutlich. Also flott darauf! Feuer! Etwas höher halten! Stopfen!"

Der Rauch mußte abziehen. Man sah nicht mehr deutlich.

„Auf die Gruppe dort am Bahndurchlaß. Visier 450 Schritt. Schützenfeuer!"

Das prasselte flott. Gut, daß ich noch am Morgen alle Reservepatronen verteilt hatte. Heute konnten wir sie prächtig brauchen.

„Gewehr in Ruh! Da gehen ja unsere Leute vor! Richtung auf die beiden Pappeln am Bahndamm! Laufschritt vorwärts marsch!"*)

In einem Laufe von etwa 2½ Minuten legten wir die Strecke bis an den Bahndamm zurück und stießen dort auf unsere Truppen, und zwar — ich traute kaum meinen Augen — auf die 3. Kompanie des 1. bayerischen Jägerbataillons.

„Ja, das ist ja mein alter Oberjäger**) Renner. Was ist denn los?"

„Das ist aber schön, daß Sie wieder da sind, Herr Leutnant. — Wir sollen mit dem 3. Bataillon des 12. Regiments an der Bahn vorgehen."

„Wo ist denn der Oberleutnant Zu-Rhein? Führt er noch die Kompanie?"

„Ja, der Herr Baron ist auf der anderen Seite des Dammes."

„Lassen Sie ihm melden, daß ich da bin, ich werde auf jene Häuser links des Bahndammes vorgehen und mich immer links der Kompanie halten. Schicken Sie mir die Leute meines Zuges, die am Damme entbehrlich sind."

Es begann ein neues Vorgehen der ganzen von Oberst von Narciß des 12. Regiments geführten Kolonne.

*) Ich wiederhole, daß wir damals andere Kommandos als jetzt hatten.

**) Feldwebel.

„Schock=Schwerenot! Der ganze Weinberg wimmelt ja von Franzosen. Herr Leutnant, wir müssen weiter links, sonst fassen sie uns in der Flanke."

„Wahrhaftig; die haben sich weit ausgedehnt. Wo ist denn unsere linke Seitenpatrouille?"

„Dort hinter dem Zaun."

„Gut. — Nach dem kleinen Hause mit den grünen Läden! Auf! Laufschritt vorwärts marsch!"

Bald waren wir dort. Nun ging ein regelrechtes, flottes Scheibenschießen an. Die Franzosen waren aber nicht faul und schossen auch herüber, und zwar ganz energisch. Was ihnen an Treffsicherheit und Ruhe beim Schießen abging, ersetzten sie durch die Masse. Trotzdem schadeten sie uns herzlich wenig. Wir besetzten die hier überall verstreuten Häuser und knatterten aus den Fenstern und Dachluken hinaus, ließen aber wohlweislich nicht mehr sehen, als gerade notwendig war, um richtig zu zielen. Die Franzosen aber trafen meistens die zwischen den Fenstern stehenden Mauern und schossen häufig auch in die Zimmer herein, aber nur dahin, wo sich ein großer Fleck Luft oder eine harmlose innere Wand befand.

Plötzlich polterte und rief es: „Wo ist er denn?"

Dabei stürzte mein alter Jäger Pfefferle ins Zimmer, rannte auf mich zu und gab mir die Hand:

„Herr Leutnant! Ich hab' g'hört, daß Sie da sind, und da muß ich halt wieder bei Ihne sein."

Der brave Bursche mußte seine Anhänglichkeit an mich mit dem Leben zahlen, denn in den Weinbergen vor les=Aubrays traf ihn das tödliche Blei. Vielleicht wäre er am Bahndamm verschont geblieben!

Noch mehrere Jäger meines 3. Zuges fanden sich ein. Ich hatte aber keine Zeit, mich um jeden einzelnen zu kümmern; die Franzosen nahmen alle Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Wenn ich nur wüßte, was das für Kerls sind? Sie haben alle graue Hosen an und schlagen sich eigentlich recht gut."

„Mögele! Schießen Sie mir doch den Offizier weg, der dort an jenem Feldkreuz lehnt."

„Glei', Herr Leutnant. Du, halt mei' Pfeif, aber laß mir's nit ausgeh'n."

„Gut, Mögele. Die sitzt. Halt! halt! nicht auf die Leute schießen. Die wollen ja nur den Gefallenen wegtragen."

„Herr Leutnant, am Damm geht alles vor."

Ich lief an ein anderes Fenster und sah nach der Bahn. Dort ging richtig alles gegen den Bahnhof von les-Aubrays vor. Wie zuckte es da in den Beinen, und wie gern hätte ich auch den Befehl erteilt, gegen den Bahnhof anzustürmen! Allein es durfte nicht sein. Der Weinberg links des Gebäudes war zu stark besetzt. Hier mußte ein Umfassen unseres linken Flügels verhindert werden. Jeder Vorstoß des Gegners gegen den Bahndamm konnte die Wegnahme des Bahnhofes in Frage stellen. Also hieß es bleiben und fortfeuern, damit den Herren Franzosen die Lust verging, den Angreifern der Station in die Flanke zu fallen.

„300 Schritt! Haltet auf die Kniee der Leute, die ihr ganz seht! Bei den anderen darunterhalten!"

Noch eine halbe Stunde mußten wir hier ein stehendes Feuergefecht durchführen. Der im Weinberg verstreute Gegner war mindestens 200—250 Mann stark. Es wäre Wahnsinn gewesen, einen Anlauf zu versuchen.

Unterdessen stürmten das III. Bataillon des 12. Regiments und unsere 3. Kompanie den Bahnhof.

Es ist eine schwere Aufgabe, Kameraden neben sich siegreich vordringen zu sehen, selbst aber an den Platz gebunden zu sein und an ihren Erfolgen nicht teilnehmen zu dürfen. Hier aber gibt es keine andere Rücksicht, als die auf die Pflicht, auf den Nutzen des Ganzen. Die einzelne Person ist nur eine Zahl; nach dem Wünschen und Streben des Herzens darf man nicht fragen; ein Gedanke nur beherrscht den Soldaten und der ist: „Tue, was zum Sieg führt, wenn es dir selbst auch schadet." Mir und meinen Jägern hat nun das stehende Feuergefecht in

dem Hofe östlich les-Aides eigentlich nicht viel geschadet, denn wir erlitten nur einen Verlust von einem schwer und drei leicht Verwundeten. Aber es hat uns auch nichts genützt, denn einen greifbaren Erfolg erreichten wir nicht. Nur das Bewußtsein mußte uns trösten, daß wir indirekt die Erstürmung des Bahnhofes unterstützt, denn wir hatten eine Bedrohung der linken Flanke der Stürmenden verhütet.

Als der Bahnhof genommen war und die Franzosen in den Weinbergen von dort aus in der Flanke gefaßt werden konnten, räumten sie die Stellung und zogen sich in der Richtung auf Orleans zurück. Ich ließ ihnen noch tüchtig nachfeuern und ging dann mit meinen Leuten vor bis in die Höhe des Bahnhofes.

Derselbe war von den Franzosen sehr gut in Verteidigungszustand gesetzt und mit Palisaden verstärkt worden.

Als ich das Vorterrain, das mir bisher durch einen Hügel und Weinberge verborgen war, überblicken konnte, entdeckte ich vor mir eine Gasfabrik, welche soeben von etwa einem Bataillone des 12. Regiments angegriffen wurde. Links aber, ebenfalls in Weinbergen, stand schon wieder eine weit ausgreifende französische Schützenlinie.

Von neuem mußte ich die Kampfeslust meiner Jäger dämpfen. Am liebsten wären sie blind den gegen die erwähnte Fabrik Vorstürmenden nachgeeilt, um sich an deren Angriff zu beteiligen.

Ich besorgte aber wieder eine unangenehme Überraschung von links, ließ halten und eröffnete das Feuer auf 450 Schritt. Gewiß war meine Stellung hier sehr angezeigt und, wie ich jetzt urteilen würde, sogar notwendig. Allein damals ging es mir doch, um mich derb auszudrücken, so recht gegen den Magen, daß ich dazu verurteilt war, ein stehendes Feuergefecht zu führen, statt mit lustigem Hurra drauf loszustürmen und mit dem Säbel dreinzufahren, wie damals bei Beaumont und Sedan.

Wir waren eben zu jener Zeit noch recht verwöhnt und meinten, ohne einige flotte Sturmanläufe sei eine Schlacht gar nicht denkbar. Später wurden wir bescheidener und waren oft

froh, wenn wir wie Kletten an der Scholle kleben konnten, auf der wir standen, und von der uns eine fünf- und mehrfache Übermacht verjagen wollte.

Nun, hier mußte ich eben auch halten, denn so viel war ich trotz meiner 21 Jahre doch schon Soldat, daß ich erkannte, ein Verlassen meiner Stellung hätte uns leicht eine Umfassung durch den rechten französischen Flügel zuziehen können, und ich fühlte instinktmäßig, daß dies um jeden Preis zu verhüten sei.

Dabei wurde unsere Lage allmählich recht ungemütlich. Deckung gab es fast keine, und die Franzosen schossen zwar schlecht, aber viel. Hier mußte ich auch mehrere herbe Verluste beklagen.

Bald zeigte es sich, daß der Vorstoß gegen die Gasfabrik verfrüht und zu schwach unternommen worden war. Die Franzosen drangen mit großer Übermacht von allen Seiten wieder gegen dieselbe vor, und trotz heldenmütiger Abwehr mußten die tapferen Zwölfer zurück. Die hier gegen uns kämpfenden Feinde waren vorzügliche Truppen. Von einem Verwundeten hatte ich gehört, daß sie päpstliche Zuaven seien und unter Befehl eines Kapitäns le Gonidec ständen. Dies also waren die ganz in Grau gekleideten Schützen, die uns den ganzen Tag so viel zu schaffen machten.

Leider setzte sich der Rückzug der Zwölfer bis zum Bahnhof fort. Auch gegen meine Stellung drang der Feind mit gewaltiger Übermacht vor. Ich erkannte, daß einerseits ein Aufhalten desselben vom freien Feld aus unmöglich sei, und ich andererseits bald das Feuer aus dem Bahnhof maskieren oder in dasselbe geraten müsse. Da blieb kein anderer Ausweg, als nach dem Bahndamm zurück und an diesem entlang in den Bahnhof vorzudringen, um mich an der Verteidigung desselben zu beteiligen. Ich gab die nötigen Befehle und Pfeifensignale, und nach kurzer Zeit hatte ich meinen Trupp am Bahndamm versammelt. Hier traf ich auch meinen Kompanieführer, den Oberleutnant Freiherrn von Zu-Rhein, der mit der ihm immer eigenen Kaltblütigkeit das Feuer der Kompanie vom Bahndamm

aus gegen die in les-Aides und in den westlich der Bahn gelegenen Weinbergen sich befindenden Franzosen leitete.

Da ich hier nicht nötig war und ja noch nicht zur Kompanie gehörte, so drang ich, wie ich mir vorgenommen, nach dem Bahnhof vor. In demselben fand ich den Oberleutnant Freiherrn von Waldenfels unseres Bataillons, der die Verteidigung des jetzt so wichtigen Punktes sehr energisch in die Hand genommen hatte. Wir besetzten die noch freien Schießscharten und beteiligten uns redlich an dem nach allen Seiten auf die vordringenden Franzosen eröffneten Feuer.

„Oho, das war gut gezielt!" War's mir doch, als hätte ich eine Ohrfeige bekommen. Das Geschoß aber hatte nur ein Stück Holz von der Palisade, neben der ich hinausgelugt, abgeschlagen und dieses mich an den Backen getroffen und etwas geritzt. Die Geschichte blutete kaum und war mir keinen Augenblick hinderlich. Nach zwei Tagen sah man nichts mehr davon. Fünf Zentimeter weiter rechts, und das in meinen Schädel dringende Geschoß hätte manchen tollen Streich verhindert, den ich später noch ausgeführt.

Hat mich ein Gebet meiner Mutter behütet? Daß sie während des ganzen Feldzuges tagtäglich den Schutz des Himmels für ihren Sohn erflehte, das wußte ich. Hat sie etwa gerade in diesem ernsten Augenblick an mich gedacht?

Unser heftiges Feuer vom Bahnhof aus brachte den vordringenden Feind zum Stehen und ermöglichte es den Zwölfern, sich festzusetzen. Ein verstärktes Schützenfeuer rasselte zu den Welschen hinüber und fügte ihnen sichtlicherweise schwere Verluste zu. Unterdessen drang die 4. Brigade unter schweren Häuserkämpfen allmählich in dem langgestreckten les-Aides vor. Nachdem auch der Gegner vor dem Bahnhof les-Aubrays erschüttert schien, so unternahmen etwa um 5½ Uhr abends die Zwölfer einen neuen Angriff auf die schon einmal eroberte Gasfabrik.

Da ich selbständig war, weil ich immer noch mein gemischtes Streifkommando befehligte und mir sagen konnte, daß ich den ganzen Tag über enthaltsam genug gewesen war, so

nahm ich die mir zunächst stehenden Jäger und schloß mich der Sturmkolonne an.

Es war ein lustiges Drauflosgehen, befriedigte uns aber doch nur halb, denn die Gegner rissen aus, ehe wir sie mit dem Bajonett erreichen konnten. Die Gasfabrik fiel leicht in unsere Hände; man schoß dem zurückweichenden Feind noch nach, bis er verschwand, und damit endete für uns die Schlacht.

Auch rechts von uns verstummte allmählich das Schießen; ein herrlicher Sonnenuntergang vergoldete die ganze Gegend, und nur die brennenden Häuser der Vorstädte von Orleans verkündeten, daß hier ein stundenlanger, mörderischer Kampf gewütet.

Die in das Vorterrain entsendeten Patrouillen brachten sämtlich die Nachricht, daß der Feind vollständig geschlagen sei. Wir hatten also wieder einen großen Sieg errungen, und eine mächtige, reiche Stadt war in unsere Hände gefallen und, wie wir bald erfuhren, von der 1. Division und Abteilungen der 22. preußischen Division besetzt worden.

Schnell eine Postkarte schreiben:

„Bei Orleans mitgekämpft, gut durchgekommen. Gruß Euer treuer Sohn Karl.“

Dann verlangte wieder die Pflicht ihr Recht. Ich sammelte meine Leute und führte sie, wie verabredet, zu der Sanitätskompanie zurück, bei der ich den Oberleutnant Freiherrn von Schrenk finden mußte.

Unterwegs erfuhr man alle möglichen Einzelheiten aus dem Gefecht. Unser Jägerbataillon hatte ziemlich gelitten. Zwei Offiziere desselben waren tot, mehrere verwundet, der Verlust an Leuten war recht empfindlich. Überhaupt hatte unsere Brigade am meisten vom ganzen Armeekorps, welches an diesem Tage 40 Offiziere und 637 Mann einbüßte, verloren. Am meisten berührte mich die Verwundung meines Kriegsschulkameraden, des Leutnants Freiherrn von der Tann, dem ein Geschoß die Hüfte durchschlug.

Es war schon ganz dunkel geworden, als ich den Führer unseres Streifkommandos fand. Wir biwakierten zusammen, und ich erhielt von ihm die Erlaubnis, am nächsten Morgen zum Korpsstab zu reiten und um die Auflösung unseres Detachements zu bitten, da nun unsere Aufgabe ja doch zu Ende. — Natürlich ritt ich schon in aller Frühe zu diesem Behufe nach Orleans. Es war ein buntes Bild, das sich vor meinen Augen entrollte. Zuerst mußte ich mich durch zahllose Munitions-, Train-, Verpflegskolonnen, durch Bagagewagen, Handpferde, dann durch vorbeimarschierende Abteilungen hindurchdrängen, was zwischen den engen, teilweise noch in Flammen stehenden Straßen von les-Aides und von der Vorstadt Bannier mitunter seine Schwierigkeiten hatte.

Dann gelangte ich auf die breiten Boulevards, welche die Stadt halbkreisartig umgeben. Hier herrschte das kriegerischste Leben, das man sich denken konnte. Unter hohen Bäumen biwakierten Bataillon an Bataillon, daneben Eskadrons und Batterien, und alles war in vollster Tätigkeit, um Ausrüstung und Waffen wieder in stand zu setzen und von neuem kriegsbereit zu machen. — In Orleans selbst wogte es unaufhörlich hin und her. Offiziere aller Waffen kamen in die Stadt, brachten Meldungen, holten Befehle und sahen sich dabei die schönen Straßen und vor allem die prächtige „place du Martroi“ mit der ehernen Jungfrau an, und Zivilisten zeigten sich immer mehr außerhalb der Häuser und betrachteten teils mit Neugierde, teils mit verbissenem Grimme ihre deutschen Besieger. Die benahmen sich aber so ruhig und anständig, als ob sie im Manöver in einer heimatlichen und nicht im Kriege in einer feindlichen, eroberten Stadt eingerückt wären.

Ich erhielt bald den gewünschten Bescheid und kehrte vergnügt zu meinen Leuten zurück, nicht ohne vorher im „Hotel boule d'or“ zwei Flaschen Sekt gekauft und in den Packtaschen untergebracht zu haben. Einige Stunden später ging das kleine Kommando auseinander. Es war mir leid, mich von den meisten der braven Jäger, die ich auf der wechselreichen und interessanten

Streife befehligt hatte, zu trennen, allein ich kehrte auch gern zu meinem Bataillon zurück.

Unser geliebter Oberstleutnant empfing uns mit freundlichen Worten, denn es war ihm schon erzählt worden, daß wir auch gestern beim Bahnhof von les-Aubrays ordentlich mitgetan.

Gegen Mittag zogen wir mit klingendem Spiel in Orleans ein, und dort kam ich mit den Kameraden Schmeckenbecher, Müller und Gullmann in das mittelmäßige Quartier in der Vorstadt de Bourgogne zu Monsieur Bourgoin.

Kurz darauf wurde ich als Ordonnanzoffizier zum Stabe der 3. Brigade kommandiert, und damit begann für mich die interessanteste und lehrreichste Zeit meines Lebens, an deren Erinnerungen ich selbst dann noch zehren werde, wenn das Geschick es mir vergönnen sollte, noch einen Krieg, noch einen Siegeszug nach Frankreich mitzumachen, denn so ereignisvoll wie die Wochen von Mitte Oktober 1870 bis Anfang Januar 1871 wird ein neuer Feldzug kaum werden, und wenn doch — ob ich dann wohl bei jenem glücklichen Armeekorps bin?

XI.

In und um Orleans.

La Chapelle bei Orleans, den 30. Oktober 1870.

Meine guten Eltern! Liebes Schwesterchen!

Heute sollt Ihr einen endlos langen Brief erhalten. Ich habe einige Stunden Zeit und will Euch recht viel von Orleans erzählen. Zuerst das Freudigste. Ich bin als Ordonnanzoffizier zum Brigadestab kommandiert worden. Statt zu Fuß im Staub der langen Kolonne marschiere ich jetzt hoch zu Roß, bin bald vorn an der

Tete, bald hinten, dann, wo der General reitet, und zur Zeit tummele ich mich in der ganzen Umgegend von Orleans herum und wäre sogar bis Beaugency geritten, wenn nicht einige unliebenswürdige französische Moblots auf mich geschossen hätten. Kurz und gut: Es geht mir ausgezeichnet und Euch hoffentlich auch.

Nun hört über das reizende Leben, das wir seit dem 11. Oktober führen! Wie ich nach der Schlacht vom 11. in die Stadt kam, wißt Ihr ja schon. Wir vier Kompanieoffiziere waren bei einem Monsieur Bourgoin, einem widerwärtigen Franzosen, einquartiert, bei dem es recht ungemütlich zuging. Deshalb trieben wir uns möglichst außer Haus herum, und dadurch lernte ich Orleans genau kennen.

Es ist eine wunderhübsche Stadt von etwa 49,000 Einwohnern. An Stelle der alten Befestigungen sind breite, schöne Boulevards getreten, die das Innere fast halbkreisartig umgeben. Die Sehne des Bogens bildet die Loire. Der Glanzpunkt von Orleans ist die „Place du Martroi". Dort steht die größte der drei Statuen, die hier der Befreierin Orleans von den Engländern, der Jeanne d'Arc, errichtet wurden. Man muß aber sehr genau hinsehen, wenn man erkennen will, daß man das Erzbildnis einer Jungfrau und nicht das eines Kavalleriegenerals vor sich hat. Sie reitet nämlich regelrecht wie ein Mann und hat noch dazu einen recht guten Sitz. Höchstens die Absätze dürften etwas tiefer sein. Da ich ja selbst schon seit acht Tagen berittener Offizier bin, muß ich dies doch verstehen. Bitte, Schwesterchen, lache nicht, denn Du verstehst davon gewiß gar nichts.

Also sie reitet männlich, schaut ganz schneidig vorwärts und deutet mit ihrem Schwert auf den Boden. Mein Hausherr meint, sie senke ihre Waffe vor Gott, der ihr den Sieg verliehen. Da hätte sie aber auch die Augen, den Kopf und besonders die Nase senken können. Letztere streckt sie jedoch ganz respektswidrig in die Höhe, und deshalb macht sie alles eher als einen fromm=demütigen Eindruck. Noch lange nach unserer Ankunft lagen Kränze mit allen möglichen Inschriften um die

Statue herum. Am meisten gefiel mir einer, auf dessen Atlasbändern mit mächtigen Buchstaben in Gold „Sauvez la pauvre France“ stand. Wir lassen den Orleanesen ihren Spaß und kümmern uns nicht um solche und ähnliche Bitten zu unserem Verderben.

Ich will Euch gleich noch die anderen Jungfrauen von Orleans — ich meine die von Erz und Stein — näher beschreiben.

Am Ende der prächtigen Loirebrücke, Front gegen die Vorstadt St. Marceau, steht die zweite, ebenfalls, wie auch die erste, eine schwarze Erzfigur auf weißem Marmorpiedestal, unten mit Erzreliefs verziert. Diese ist doch ein Weib. Erstens reitet sie nicht, zweitens trägt sie ein wallendes, hübsch dargestelltes Frauengewand, und drittens macht sie nicht ein so unverschämt herrisches Gesicht wie der Reitergeneral auf der Place du Martroi. Sie hält eine Fahne in der Linken und scheint, während sie mit der rechten Hand das Schwert senkt, vor ihren Scharen herzuschreiten und sie zum Siege zu führen. Viel Jungfräuliches spricht aus dem Gesicht auch nicht, aber das Ganze macht doch einen angenehmen, fast möchte ich sagen, schönen Eindruck. Die dritte — mir weitaus die liebste — steht im Hof des Hôtel de ville. Das ist wirklich eine Jungfrau; keine schöne, aber eine fromme, würdige, die Helm und Panzerhandschuhe abgelegt hat, um mit über die Brust gefalteten Händen und mit demütig gegen das Kreuz ihres Schwertes geneigtem Haupte ihrem Gott für das zu danken, was er durch sie hat Großes vollbringen lassen. Über diese Statue kann man keinen schlechten Witz machen, denn ihr Anblick erhebt, obwohl sie die kleinste und bescheidenste der drei Jungfrauen von Orleans ist. Bei den anderen dachten wir aber immer an herausgeputzte Pariserinnen in irgend einem großen Ballett.

Ich habe Euch schon geschrieben, Orleans ist reizend. Was hat es für schöne Straßen und in diesen entzückende Renaissancebauten! Von den letzteren gefällt mir am besten das Haus der Diana von Poitiers. Auch jenes des Königs Franz I. in der

Rue Recouvrance und das der Agnes Sorel in der Rue du Tabourg sind interessant.

Denkt Euch eine gerade, breite Straße mit sehr bequemen Trottoirs, an den Seiten glänzend erleuchtete Magazine, etwa wie in der Maximilianstraße in München, säbelrasselnde Offiziere, die vergnügt auf und ab bummeln und jedem hübschen Mädchen ungeniert in die feurigen Augen gucken, auf dem Fahrweg vorbeireitende Husaren, Dragoner, Chevaulegers, Küraßiere, alles bunt durcheinander — dann habt ihr ein Bild der Rue Jeanne d'Arc, wie sie etwa zwischen fünf und sechs Uhr abends aussieht. Um diese Zeit kehren die meisten der von auswärts zum Besuch in die Stadt gekommenen Herren in ihre Kantonnements zurück, und daher die vielen Reiter.

Wiederholt habe ich die großartige Kathedrale, sie heißt „Kathedrale Sainte Croix", bewundert. Es ist ein gotischer Prachtbau. Freilich hat sie nicht ganz den gleichen Stil, wie unsere gotischen Dome. Es ist eben eine andere Art, aber auch schön. Z. B. überraschten mich anfangs die abgeschnittenen Türme. Zuerst meint man, es fehle die Spitze. Dann aber gewöhnt man sich daran, und schließlich findet man diese Türme ganz natürlich. Bei der Kathedrale von Reims und bei „Notre Dame" in Paris sind sie ja gerade so.

Bei der Gelegenheit will ich Euch doch eine lustige Geschichte, die in der Kathedrale passierte, erzählen. Am Samstag den 22. wurde plötzlich nachmittags befohlen, am anderen Tage finde Kirchenparade statt, die Musik des 1. Jägerbataillons habe zu spielen. Da hättet Ihr die Verlegenheit von unserm Stabshornisten sehen sollen. Unsere große Bagage mit den Hauptmusikbüchern steckt noch wahrscheinlich bei Longjumeau. Die Hornisten haben bloß die kleinen Taschenmusikbücher bei sich und in diesen stehen nur Märsche und Tänze, Kirchliches aber gewiß nicht. Das Gebet nach dem Zapfenstreich kannte die Musik zwar auswendig. Allein es war doch nicht möglich, immer wieder zum Introitus, zur Epistel, zum Offertorium, zur Präfation, zur Wandlung ꝛc. der ganzen in der Kathedrale

versammelten Garnison nur das eine, noch dazu ganz kurze Gebet vorzublasen. Also Esterl, so heißt der Stabshornist, war in tausend Sorgen.

Da riet ich ihm: „Wissen Sie was. Lassen Sie einige Walzereingänge recht langsam und getragen blasen. Das geht auch und merkt kein Mensch oder, wenn er es merkt, so wird er nichts darüber sagen. Helf, was helfen mag."

Esterl ging darauf ein. Kurz nachher fand Probe statt, und am Sonntage spielte unsere Musik zum Hochamt ihre Walzereinleitungen so herrlich, daß alles ganz entzückt war. In den weiten Hallen des mächtigen Domes klangen aber auch die schwärmerisch gehaltenen Melodien so famos, daß ich selbst, obwohl ich wußte, was man spielte, ganz hingerissen war. Nach der Kirchenparade hieß es allgemein: „Die Jäger sind halt Teufelskerle, sogar ihre Musik", und Esterl hörte manches freundliche Lob. Nur der Hauptmann Gries, der viel von Musik versteht, machte ein sonderbares Gesicht, nahm den Stabshornisten auf die Seite, sprach etwas mit ihm und lachte dann so herzlich, wie ich ihn selten sah.

Auch auf die Franzosen hatte unsere Musik einen tiefen Eindruck gemacht. Waren sie schon überrascht, daß die „diables bleux" ganz gesittet in die Kirche gingen und noch dazu in eine katholische, so trauten sie kaum ihren Ohren und Augen, als sie die schöne Musik hörten und sahen, wie andächtig unsere Leute dem Hochamt folgten. So scheinen es ihre rothosigen Vaterlandsverteidiger nicht gemacht zu haben.

Für den Glanzpunkt von ganz Orleans halte ich die Gegend an der Loire. Die lange, steinerne Brücke mit ihren massiven Bogen erinnerte mich lebhaft an die Brücke in Regensburg. Nur der Gockel und der heilige Nepomuk fehlen auf ersterer.

An den Ufern der Loire, besonders auf dem rechten, ziehen sich wirklich prächtige Quais entlang, und vor allem abends bei Gasbeleuchtung ist der Anblick von der Brücke aus reizend. Dicht oberhalb derselben liegt die „Ile Charlemagne". Bei dieser hatten wir auch eine kostbare Szene.

Am 21. Oktober traf der Befehl ein, alle für Truppenübergänge verwendbaren Kähne und andere Fahrzeuge auf das rechte Ufer überzuführen und dort zu versenken oder unbenützbar zu machen. Die Brücken, es gibt noch eine Eisenbahnbrücke außer der oben erwähnten, sind schon lange zum Sprengen vorbereitet, und deshalb können wir jeden Moment, wenn die Franzosen mit Übermacht von Süden her anrücken, ihnen das Überschreiten der Loire bei Orleans unmöglich machen. An dem linken Ufer lag bei der Brücke ein großes Badeschiff mit hohen Kabinen. Dies war für unsere mit der Zerstörungsarbeit beauftragte Geniekompanie ein gefundenes Fressen, wie unsere Leute sagen. Mit Kähnen setzten sie über, und schnell erstiegen Pioniere das Badeschiff. Auf der Insel tummelte sich eine Schar Buben herum. Sie spielten wahrscheinlich „Räuberles" oder gar „Deutsche und Franzosen", denn ein Teil bekam Schläge, natürlich die Deutschen. Als die Bengels unsere Leute auf dem Schiff herumsteigen sahen, kamen sie neugierig herbei und versuchten, so gut es ging, zu erfahren, was denn da geschehe. Teils aus den Zeichen der Geniesoldaten, teils aus den bis an das andere Ufer gespannten Seilen erkannten sie, daß man das Schiff auf das jenseitige Ufer schleppen wolle. Ein frecher Schlingel fragte, ob sie die Gelegenheit zu freier Überfahrt benützen dürften; der kommandierende Genieleutnant gab die Erlaubnis, und gleich darauf saßen etwa dreißig junge französische Staatsbürger auf dem Schiff. Von der Brücke und den Quais aus sah eine stets wachsende Menschenmenge dem für die Orleanesen ganz unverständlichen Treiben der Geniekompanie zu.

Die Fahrt ging los; die Jungen schrieen vor Vergnügen wie die Jochgeier. Plötzlich mitten in der Loire „Stopp".

Da erschien der Leutnant, jagte alle Buben auf die Dächer der Kabinen und ließ die zum Ersteigen nötigen Leitern wegnehmen, als alle oben saßen. Eine erwartungsvolle Stille trat ein. Unterdessen hatten einzelne unserer Leute das Schiff verankert, andere die Tiefe des Wassers gemessen, wieder andere sich auf dem Boden des Schiffes etwas zu tun gemacht, und plötzlich

sprangen der Leutnant und seine Soldaten in ihre kleinen, bisher angehängten Kähne und ruderten weg, nach dem Ufer zurück. Mitten in der Loire stand das große Badeschiff mit seinen dreißig französischen Bengels. Anfangs lachte alles laut auf, und die Burschen auf den Kabinendächern machten recht dumme, verdutzte Gesichter.

Da begann das Schiff zu sinken.

Dies bemerkten zuerst Franzosen auf der Brücke, wo ich auch stand.

Was jetzt für ein Geschrei losging, davon macht ihr Euch keinen Begriff. Schmeicheleien waren es nicht, die wir hörten; aber die Geschichte war zu komisch; wir mußten lachen. Wir sahen ja deutlich, daß das Wasser nicht tief genug war, um über dem Schiff zusammenzuschlagen, und der Genieoffizier teilte uns mit, daß es höchstens bis zur halben Höhe der Kabinen reichen werde.

Das Schiff sank aber weiter, und die Franzosen! Na die wurden beinahe handgreiflich, und ich glaube nur der Respekt vor unseren Säbeln, die so verdächtig klirrten, hielt sie von Tätlichkeiten ab. Ein Mann kam händeringend auf mich zu und rief, was man denn mit den unschuldigen Kleinen anfangen wolle. Ich antworte kurz: „Noyer comme des petits chats." — Nun ging ein neues Gezeter los. Bei der Gelegenheit bekam ich auch ein „Assassin prussien!" zu hören.

Die Jungens merkten erst allmählich, was mit ihnen vorging. Die stimmten nun auch in das Konzert mit ein. Es war ein wahrer Heidenspektakel. Einige Franzosen wollten sich auf die noch immer in ihren Kähnen sitzenden Geniesoldaten stürzen, allein dieselben stellten sich etwas vom Ufer entfernt auf, so daß niemand zu ihnen gelangen konnte. Sie hatten den Befehl, rasch hinzufahren, wenn etwa einer oder der andere von den Bengels dumm genug wäre, freiwillig ins Wasser zu springen. Es tat's aber keiner. Es war ihnen, wie es scheint, zu naß und zu kalt. Nun blieb endlich das Schiff stehen. Das Wasser reichte nicht einmal auf halbe Kabinenhöhe.

Bald erkannte auch das aufgeregte Publikum die Lage der Dinge. Da lernte ich die Franzosen von einer neuen Seite kennen. Kaum begriffen sie, daß die ganze Geschichte nur ein Scherz war, so kehrte ihr guter Humor sofort zurück. Alles lachte, machte auf Kosten der Gefangenen Witze; es wurde das reinste Lustspiel. Nur den Burschen auf dem Schiff gefiel die Sache gar nicht. Sie saßen resigniert auf ihren Dächern, und einige heulten immer noch. Andere aber stellten sich jetzt, wo sie wußten, daß es ihnen nicht an den Kragen gehe, in theatralische Positur und schienen auszudrücken: „Wir sterben gern; es ist ja für unser Vaterland."

Sie mußten ziemlich lange dort mitten in der Loire sitzen, denn die Geniesoldaten vollendeten zuerst ihre ganze Arbeit und zerstörten alles, womit man etwa den Fluß befahren konnte. Spät abends mit den letzten Kähnen holte man dann die armen Gefangenen auf das Festland herüber. Sie zogen still ab wie begossene Pudel. Dann wurden auch die letzten Kähne angebohrt und versenkt.

Ich will Euch nun von unserem lustigen Hotelleben erzählen. Die drei größten Gasthäuser von Orleans bilden unsere drei Stabsquartiere. Im „Boule d'or" ist der Korpsstab einquartiert. Dort geht es am ruhigsten zu. Im „Du Loiret" und im „d'Orleans" dagegen hausen die beiden Divisionsstäbe, und da herrscht schon ein lustigeres Leben. Bei uns im „d'Orleans" haben wir schon wiederholt so viel Champagner gekneipt, wie ich es zu Hause in Deutschland noch nie erlebte. Wir haben eben heidenmäßig viel Geld, und damit läßt sich ja alles erreichen. Vor einigen Tagen habe ich mich mit einem Kameraden von der Landwehr gründlich blamiert. Wir bestellten uns ein „diner". Kostete pro Kopf neun Franks ohne Wein. Da gab es unter anderen guten Sachen auch Artischoken. Bei uns zu Hause habe ich die Dinger nicht kennen gelernt, und Prestele, so hieß mein Kamerad, wußte, obwohl er Forstmann ist, mit denselben auch nicht Bescheid. Der Kellner setzte uns Essig und Öl dazu und ging. Wir sahen die hübschen, runden,

wie große, aufgeblühte, grüne Pfingstrosen aussehenden Pflanzen von allen Seiten an, gossen Öl und Essig darüber, tranchierten sie ordentlich mit Messer und Gabel und steckten einige Blätter in den Mund. Nein, waren die Dinger zäh! Nicht zu beschreiben! Etwa vier Blätter würgte ich hinunter; dann ging's einfach nicht mehr. Prestele gab ebenfalls bald den vergeblichen Versuch auf. Die Kellner hatten uns so sonderbar zugesehen. Dies brachte mich schon auf den Gedanken, daß wir etwas Ungeschicktes gemacht hätten. Vollständig aufgeklärt wurden wir, als nach kurzer Zeit drei Franzosen, man heißt sie hier allgemein „Pisangs" (= „Paysans"), kamen, auch dinierten und auch Artischoken vorgesetzt erhielten. Die packten nun die Blätter mit den Fingern oben an den Spitzen, rissen sie von dem Stock der Pflanze, tunkten sie in den Essig und schnullten die einzelnen Blätter ab. Sofort noch einmal das Gemüse zu bestellen, schämten wir uns. Am anderen Tage habe ich mir aber im Hotel „Du Loiret" gleich wieder Artischoken geben lassen und aß sie dort in Gesellschaft mehrerer Herren der 1. Division ganz à la mode française, und sie schmeckten famos. Einer der Offiziere, dem sie auch neu waren, sagte erstaunt: „Aha! So ißt man die Dinger?"

„Ja, haben Sie denn das nicht gewußt?" fragte ich ihn, als ob ich eine solche Unkenntnis gar nicht begreifen könnte.

„Nein," entgegnete er, „bei uns im Fichtelgebirge wachsen keine Artischoken. Ich habe hier in meinem Leben zum ersten Male solche gesehen."

Hätte ich ihn näher gekannt, so würde ich ihm meine gestrige Erfahrung genauer erzählt haben. Weil er mir aber ziemlich fremd war, meinte ich nur: „Da sind wir in der Pfalz eben besser daran; dort wächst alles." In Zukunft weiß ich aber nun, wie man Artischoken in Essig und Öl ißt.

Am 23. Oktober mußte unsere Brigade Orleans selbst räumen. An diesem Tage durfte ich mich zum ersten Male als Ordonnanzoffizier der ganzen Brigade zeigen. Ich habe einen famosen Rappen als eigenes Pferd bekommen und kann ver-

schiedene Dienstpferde des Stabes reiten. Könnt Ihr Euch vorstellen, mit welchem Stolze ich an der Kolonne entlang sprengte? Ich glaube es nicht, denn es ist zu schön. Der Rappe — ich habe ihn Orleans getauft*) — geht ausgezeichnet. Er wurde am 11. erbeutet. Setzen kann er, daß es nur so eine Freude ist. Vorläufig wünscht sich mein 21jähriges Herz nichts mehr, als noch einige flotte Gefechte, durch die mich mein braver Orleans gut hindurchtragen soll, und dann noch — nun vielleicht kommt er bald. Ich habe ja schon gehört, daß man mich dazu eingegeben hat.**)

Also die Brigade mußte hinaus, und zwar auf Vorposten gegen die Forêt de Marchenoir, in der die Franzosen in Massen stecken. Unser Stab aber blieb in La Chapelle nur etwa drei Kilometer von der Porte Sainte Madeleine von Orleans entfernt. Hier sitze ich nun in einem recht guten Quartier bei einem Monsieur Leroy, einem alten, freundlichen Herrn. Die Lage des Dorfes ist reizend. Dicht an dem Garten meines Hauses fließt die Loire vorbei, und von hier bis Orleans führt ein trefflicher Fußweg dem Ufer entlang. Es ist nämlich hier ein großes Priesterseminar des Erzbischofs von Orleans, des berühmten Herrn Dupanloup, und da mußte eine gute Verbindung zwischen dem Palais in der Stadt und dem Seminar in La Chapelle geschaffen werden. Daher der gute Weg. Vor einigen Tagen bin ich dem kleinen, unscheinbaren Manne mit seinen durchdringenden Augen begegnet, habe aber sehr sein Mißfallen erregt. Ich mußte schnell eine Meldung zur Division bringen und bin daher auf dem erzbischöflichen Fußweg nach Orleans galoppiert. Unterwegs sah ich ihn, erkannte ihn an dem lilaseidenen Cingulum als den Erzbischof und grüßte ihn. Er machte jedoch ein bitterböses Gesicht und schien jeden Fuß-

*) Er fiel vor Orleans am 4. Dezember, indem eine Granate ihm unter mir die ganze Brust zerschmetterte.

**) Kurz darauf bekam ich für Sedan den bayerischen Militärverdienstorden.

tritt meines Rappens eigens zu mustern. Vielleicht hatte er Angst, sein schöner Weg rutsche in die Loire, wenn man darauf reite.

Das einzige, was ich hier in La Chapelle vermisse, sind meine Jäger. Die liegen außen in Huisseau sur Mauve und beziehen mit den Husaren der Kavalleriedivision Graf Stolberg die Vorposten. Ich besuche sie recht fleißig. Da ich öfters nur hinausgeschickt werde, um mir für zukünftige Fälle das Terrain anzusehen, so habe ich schon entzückende Ritte gemacht und war in Coulmiers, Baccon, Bardon und Meung. Es ist aber hie und da eine mißliche Sache, so herumzustreunen, denn als ich vorgestern wieder über St. Ay, wo das 12. Regiment liegt, und Meung nach Beaugency reiten wollte, knallten auf einmal von der Höhe bei Messas her etwa sechs Kerls auf mich los. Es war von mir zu ihnen eine unsinnige Entfernung, mindestens 600 m. Allein die Chassepotspillen pfiffen mir doch recht verdächtig um die Ohren, und deshalb trollte ich mich wieder nach Hause, da ich ja auch schon genug gesehen hatte.

Bei den preußischen Kameraden der Kavalleriedivision sind sehr nette Leute. Einen Nachmittag habe ich mit den grünen Husaren in Huisseau zugebracht! Na, der hatte sich gewaschen. Es war recht gut, daß mein Rappe den Weg nach Hause so genau kannte.

Lustig war es, wie sich unser Oberleutnant, Baron Reitzenstein vom 4. Chevaulegersregiment, einem Husarenleutnant vorstellte, und der auch „Baron Reitzenstein" antwortete. Beide führten ganz den gleichen Namen, wußten aber nichts von einander und sind auch nicht näher verwandt.

Bei unseren Vorposten geht es hie und da recht ungemütlich zu. Fast jeden Tag erhalten wir Meldungen von angeschossenen oder erschossenen Patrouilleurs. Überhaupt werden die Franzosen mit jeder Stunde frecher. Den Leutnant Baron Gienanth aus Hochstein in der Pfalz, Ihr kennt ihn ja, meinen Kriegsschulkameraden von den Chevaulegers, wollten die Einwohner von Meung letzthin einfach vom Pferde reißen und

totschlagen. Sie kamen aber an den Unrechten. Gienanth zog aus der Scheide, hieb rechts und links herum, daß von einzelnen Pisangköpfen die Schwarten wegflogen, gab seinem edlen Pferde die Sporen und jagte durch die ganze Menge hindurch wieder hinaus. Ich hätte nur gern gehört, wie er dabei geschimpft hat, denn das versteht er aus dem Fundament.

Denkt Euch, mein armer Freund Ludwig von der Tann, auch ein Kriegsschulkamerad, liegt schwer verwundet in Orleans. Nicht weit von dem Bahnhof, in dem mich ja auch ein päpstlicher Zuave beinahe erschossen hätte, wurde er in die Hüfte getroffen und innerlich schwer verletzt. Zuerst hieß es, er werde nicht aufkommen; jetzt scheint es aber besser zu gehen.

Gestern wurde ich zum Requirieren ausgeschickt. Es ist mir dies immer ein recht unangenehmes Geschäft, aber es muß auch sein und hat oft auch komische Szenen zur Folge. Es handelte sich um das Auffinden von Hafer. Dies ist aber sehr schwer, denn seit dem 11. Oktober suchen außer unseren bayerischen Reitern noch drei preußische Kavalleriebrigaden ununterbrochen nach Hafer oder Gerste, die wir schließlich in Ermangelung von ersterem auch füttern.

Was aber besonders die Husaren für Nasen auf Hafer haben, das ist gar nicht zu sagen. Ich zog recht hoffnungsarm aus. Jedoch mein Chevauleger vom Stabe meinte, es werde sich schon etwas finden. In zwei Gehöften in der Loireniederung war alles Herumstöbern umsonst. Da kamen wir in eine große Ferme, in der zwei dicke, runde Schimmel, Percheronhengste, standen. Auf die Frage nach Hafer erhielten wir natürlich die altbekannte Antwort: „Rien, du tout, du tout.“ Der Chevauleger meinte aber: „Da tutet sich doch etwas, denn der Mist von den beiden Hengsten ist Hafermist.“ Aber wo steckt denn der gesuchte Hafer? Ich selbst, der Chevauleger, der Unteroffizier des Begleitkommandos, einer der Trainfahrer, wir alle suchten sämtliche Scheunen aus und fanden nichts. Der Bauer behauptete steif und fest, er füttere seine Pferde nur mit dem saueren Heu, das in der Nähe aufgeschichtet war und mir für

unsere Pferde wirklich zu schlecht schien. Da kam mir der Gedanke, das Gesuchte könne vielleicht im Keller stecken.

Als ich den Hausherrn anschrie: „Où est la cave?“ erschrak er sichtlich. Dies war ein gutes Zeicher. Der Mann ging aber trotz seines Entsetzens voraus und führte uns in einen schönen, großen Keller. In demselben standen eine ganze Reihe stattlicher Weinfässer. Von Säcken war nirgends etwas zu sehen. Ehe ich nur eine Bemerkung über den Wein machen konnte, erzählte der Bauer sehr eifrig, daß der ganze Inhalt seiner Fässer schon requiriert worden sei, und dieselben vollkommen leer wären. Zur Bekräftigung seiner Worte drehte er schnell einige Hähne herum und ließ sie offen stehen. Es kam wirklich nichts heraus. Mein Chevauleger traute aber der Sache nicht recht, denn der Anblick der Fässer hatte ihm ordentlich Durst gemacht. Er nahm dem Franzosen die Laterne aus der Hand, beleuchtete jedes Faß, drehte selbst jeden Hahn einige Male herum und klopfte mit dem Säbelgriff an verschiedenen Stellen. Der Ton klang nicht hohl, aber auch nicht so, wie wenn Wein in den Fässern wäre. Da leuchtete der Chevauleger plötzlich auf den Boden und hob etwas auf. Hierauf kam er zu uns, zeigte mir in seiner Hand einige Haferkörner, hielt sie dann dem Bauern unter die Nase und rief lustig: „Da schau her, Pisang! Das ist ja avoine.“ Dieses Wort kennt nämlich jeder Kavallerist, seit wir in Frankreich sind.

Wir wußten jetzt genau, in den Fässern war Hafer. Der Bauer leugnete auch nicht weiter, wir suchten und fanden dann im Hause Säcke und luden auf, soviel wir konnten. Die meisten Fässer waren ja vollständig mit Hafer angefüllt. Als ich auf der Chaussee von St. Ay nach Hause fuhr, begegnete ich Kameraden von den braunen Husaren, die aus Orleans kamen. Sie fragen mich gleich, wo ich den Hafer gefunden habe. Ich verriet es ihnen aber nicht, denn wenn wir noch lange in dieser Gegend bleiben, so werde ich noch oft froh sein, ein Magazin zu wissen, das die Herren Kavalleristen noch nicht ausgewittert haben, und das wir für unseren Stab recht gut brauchen können.

Jetzt ist's aber Zeit. Ich schreibe Euch nun schon lange genug. Gewiß seid Ihr diesmal mit mir sehr zufrieden. Schickt mir bald wieder Schokolade. Solange wir in der Gegend von Orleans bleiben, scheint die Feldpost gut anzukommen. Recht herzliche Grüße und Küsse.

Euer getreuer

Karl.

NB. Vergeßt nicht, daß meine Adresse von jetzt an heißt: „Kommandiert als Ordonnanzoffizier beim Stabe der 3. bayerischen Infanteriebrigade."

XII.

Das Treffen von Coulmiers.

Warum doch jeder Bayer des ehemaligen Korps von der Tann so gern von Coulmiers spricht? Ich könnte ja von achtzehn anderen glücklichen Schlachten und Gefechten erzählen, und doch gehört gerade dieser Tag, den wir verloren haben, zu einer meiner schönsten Erinnerungen und gilt mir und meinen Landsleuten als der, dessen wir uns lieber wie manches großen Sieges rühmen. Es ist ja wahr, wir mußten bei Coulmiers zurückweichen und zum ersten und Gott sei Dank auch zum letzten Male dem Feinde das Schlachtfeld und seiner Gnade unsere Toten und unsere armen Verwundeten überlassen!

Aber, aber!

Bei Coulmiers haben wir bewiesen, daß wir, geführt von unserm unvergeßlichen von der Tann, auch gegen eine erdrückende Übermacht uns zu schlagen wußten, und daß wir die allerschwerste Aufgabe zu leisten vermochten, die überhaupt einer Armee gestellt werden kann, nämlich „kämpfen mit dem Bewußtsein, daß in

jedem Moment der Rückzug abgeschnitten werden kann, einen ganzen Tag kämpfen gegen mehr als fünffach überlegene Massen und dann in voller Ordnung wie auf dem Exerzierplatz zurückgehen, obwohl man vorher Strapazen ertragen und Anstrengungen durchgemacht hat, die allein genügten, mittelmäßige Truppen aufzulösen." Diese Aufgabe haben die Bayern von der Tanns und die preußischen Reiter des Grafen zu Stolberg geleistet. Darum „Hut ab" vor den Kämpfern von Coulmiers! Jetzt versteht der Leser, warum wir so gern von diesen Tagen sprechen.

Ich wollte ursprünglich in der folgenden Skizze in erster Linie eine rein militärische Darstellung der Schlacht geben, allein ich bin von diesem Gedanken wieder abgekommen, denn wer sie studieren will, lese „Hellwig, Das I. bayerische Armeekorps im Kriege 1870/71" und das „Generalstabswerk". Darin steht, daß wir Deutsche einer feindlichen Übermacht von 75000 Mann unter Aurelles de Paladine den ganzen Tag die Zähne wiesen und nicht durch diesen bei Coulmiers mit der Front gegen Westen geführten Kampf zum Rückzug gezwungen wurden, sondern nur deswegen nordwärts gegen Toury abmarschierten, weil wir den Stoß von weiteren 35,000 Franzosen unter Martin des Pallières von Südosten her in unseren Rücken erwarten mußten. Dann hätte sich die Schlinge, der wir durch den Rückzug glücklich entkommen sind, über uns zugezogen. Interessiert ihn auch das Verhalten der Franzosen, so kann er einen Blick in mein Buch: „Die I. französische Loirearmee" werfen.

Meine Kameraden aber, für welche vor allem diese Skizzen geschrieben sind, waren ja selbst dabei, und die interessiert es, auch die persönlichen Erlebnisse eines anderen zu hören. Darum erzähle ich wieder von mir selbst.

Schon der 7. November gab uns einen kleinen Vorgeschmack von dem, was kommen sollte. Die Franzosen in der Forêt de Marchenoir hatten uns durch das ununterbrochene Anschießen unserer Patrouillen schon oft geärgert, und der Umstand, daß unsere Reiter überall, unten an der Loire bei Beaugency, im

Westen von Orleans bei Gravant, Charsonville und Prénouvellon und selbst oben nordwestlich von unserer Aufstellung an der Straße von Châteaudun auf französische Truppen stießen, die gar keine Miene machten, zu weichen, war doch recht bedenklich. Da überdies ähnliche Meldungen von Osten und Süden, aus der Gegend von Gien und aus der Sologne einliefen, so war es klar, daß sich da ein tüchtiges Donnerwetter um uns herum ansammelte, um von allen Seiten her bei Orleans einzuschlagen. Ruhiges Abwarten und Kopfeinziehen war aber weder Sache unseres Tann noch die des Reitergenerals zu Stolberg. Letzterer sollte daher einmal gründlich hinter den Vorpostenschleier beim Walde von Marchenoir schauen, nahm zwei Husarenregimenter, die schlesischen, unser 1. Jägerbataillon, ein Bataillon des 13. bayerischen Infanterieregiments und zwei Batterien und ging lustig drauf los. Die bayerischen Küraßiere bildeten die Reserve. Dieses Detachement kam über Ouzoner-le-Marché bis Chamtôme vor, stieß aber dort auf die sieben Bataillone der französischen Brigade Bourdillon, auf die Kavallerie des Generals Abdelal und auf französische Jäger. Auch Franktireursbataillone machten sich das Vergnügen, auf die schwache feindliche Abteilung hineinzuknallen. Zu nahe kam freilich niemand den Deutschen, denn Husaren, Jäger und Dreizehner wetteiferten miteinander, so entschieden die Zähne zu weisen, daß die Franzosen nach einigen mißlungenen Versuchen auf jede nähere Bekanntschaft mit solch rauhbeinigen Gesellen verzichteten. Aber das Detachement mußte zurück, und man erfuhr aus dieser Rekognoszierung, daß der Gegner sehr stark war, und daß er offensive Gedanken hege, sonst wäre er nicht so zäh stehen geblieben.

Wir hinten in La Chapelle — ich meine damit den Brigadestab und das bei demselben einquartierte 3. Infanterieregiment — machten am siebenten nachmittags einen Spaziergang nach Chaingy vor und darüber hinaus. Man wußte ja nicht, ob nicht doch das Detachement Stolberg einer Unterstützung bedurfte. Als sich hierzu keine Notwendigkeit mehr erwies, kehrten wir zurück und kamen abends neun Uhr wieder

im Quartier an. Zum guten Glück durfte ich noch einmal hinausreiten, denn die Ungeduld, Genaueres über das Gefecht zu erfahren, verzehrte mich fast. Beinahe nur im Galopp legte ich die elf Kilometer von la Chapelle bis Huisseau sur Mauve zurück, erfuhr, was ich wollte, und kam etwa eine halbe Stunde vor Mitternacht wieder im Quartier an.

„Sie, Tanera, Sie müssen noch zur Division reiten und diese Meldungen abgeben. Ich habe keine Zeit, ich muß die Gefechtsrelationen von heute nachmittag zusammenstellen.“ So empfing mich der Adjutant der Brigade; ich ließ den dicken Braunen, ein Dienstpferd, aus dem Stall ziehen und trabte eben nach Orleans. Dort ließ man mich gleich den Befehl für den nächsten Tag mitnehmen, und früh drei Uhr lag ich endlich im Bett. Ziemlich zeitig hat man mich wieder herausgetrommelt, denn es gab tüchtig zu tun. Vormittags ritt ich von neuem nach Orleans und überbrachte die Frührapporte der Vorposten. Abends 7½ Uhr kam plötzlich der Befehl zur schleunigsten Konzentration der Brigade bei Chaingy. Von da an begannen die Stunden, die mir stets unvergeßlich bleiben, eine Anhäufung von Strapazen, wie ich sie ähnlich wohl in der Zeit um den 2. Dezember, aber ganz gleich doch nie mehr erlebte. General von der Tann hatte sich entschlossen, morgen den 9. November gegen die im Westen stehenden Franzosen zu schlagen, damit wir es vorläufig nur mit diesen und nicht zugleich mit der feindlichen Armee im Osten zu tun hätten, und damit wir nicht in Orleans wie Mäuse in der Falle gefangen würden. Beabsichtigt hatten sie wohl, uns eine Art von Sedan zu liefern. Aber Moltke haben wir ihnen nicht geliehen, Tann roch zu früh den Braten, wir verdarben ihnen den Spaß, kurz, sie brachten es eben nicht zustande. — Ich jagte nun zu einzelnen der seitwärts liegenden Truppen, die anderen Herren des Stabes zu den übrigen, und so trafen wir uns alle, d. h. die ganze Brigade, wozu damals auch zwei Eskadrons und drei Batterien gehörten, um Mitternacht in Chaingy. Nur die Jäger blieben auf ihren Vorposten. So gut als möglich wurde einquartiert,

und gerade wollte ich meinen Rappen in einen Stall bringen, da liefen sehr wichtige Meldungen von der Vorpostenkavallerie und zugleich von der Division der Befehl ein, sofort vorwärts nach Château Montpipeau und Descures Ferme zu marschieren. Ich muß hier einfügen, daß die Nacht mit zu den dunkelsten gehörte, die ich erlebte. Dazu fiel leichter Regen, und es war empfindlich kalt.

„Tanera! Diese Meldung sofort zur Division nach Ormes. Wahrscheinlich ist letztere schon dort; wenn nicht, treffen Sie dieselbe auf dem Wege zwischen Ormes und Orleans. Was das Pferd laufen kann!"

Der Generalstabsoffizier der Brigade, Hauptmann Oskar von Xylander, den ich sehr verehrte und schätzte, gab mir diesen Befehl. Wenn er sagte, was das Pferd laufen kann, so wußte ich, da ist's ernst, denn er sprach nicht leicht in Extremen.

Ich orientierte mich bei einer schändlichen Laterne auf der Karte, sprang in den Sattel, und fort.

Anfangs ging es ganz glatt. Da aber kam ich zwischen die Weinberge von Ingré, die Wege liefen so sehr durcheinander, und die Nacht war so dunkel. Zum Glück sind in dieser Gegend eine Menge über das ganze Land verstreuter Pachthöfe. Ich ritt in einen hinein und schrie den Besitzer heraus. Obwohl es ein Uhr nachts war, stand derselbe sofort ganz angekleidet vor mir. Hat wahrscheinlich auch auf die so sehnlich herbeigewünschten Befreier gewartet! Er war jedenfalls sehr unlieb überrascht, einen deutschen Offizier vor sich zu sehen.

„Wo ist der Weg nach Ormes?"

Der Kerl zögerte zu antworten.

„Sag's, oder ich schieße dir eine Kugel durch den Kopf."

Mein Revolverhahn knackte bedeutsam.

Da sprang der Franzose, so rasch er konnte, auf die Straße, führte mich furchtbar diensteifrig bis an einen ganz nahen Kreuzweg und zeigte mir die einzuschlagende Route.

Es war doch recht gut, daß wir vorher einige Höfe wegen

verschiedener Gründe niedergebrannt hatten: die Leute waren jetzt gezogen und gehorchten auf den Wink. Freilich mußte man nur verstehen, deutlich zu winken.

Ich galoppierte weiter. Da gab es neue Stockung. Die ganze Hauptstraße, auf die ich nun gelangte, war voll von Truppen. Die 4. Brigade schob sich hier hinaus nach Coulmiers. Fast heiser habe ich mich geschrieen, um Platz zu bekommen. Die Nacht war aber so dunkel, der Regen patschte uns ins Gesicht, die Leute sind bei jedem Nachtmarsch mürrisch, und so wichen sie eben erst aus, wenn ich dicht vor ihnen stand und sie an- oder, was auch vorkam, umrannte. Und erst die Artillerie. Über die habe ich in jener Nacht mehr gewettert, als sonst in meinem ganzen Leben. Aber ich kam durch und fand auch den Divisionsstab, obwohl er noch keine zwanzig Minuten im Orte und sein Quartier nur durch eine Laterne kenntlich gemacht war. Meine Meldung zeigte das Auftreten sehr starker feindlicher Kräfte südlich von Coulmiers auf der Straße von Blois nach Orleans an. Sofort wurde diese äußerst wichtige Nachricht durch einen Herrn des Divisionsstabes zum Korpsstab gebracht; ich mußte warten, um den darauf erfolgenden Befehl wieder mitzunehmen. Unterdessen fragte mich der Chef des Generalstabs der Division eingehend, wie es vorn bei uns aussehe. Niemandem erstattete ich so gern Meldung, als ihm. War er doch eigentlich unser Divisionskommandeur. Der wirkliche lag nämlich krank zu Hause, der vertretende fuhr krank im Wagen bei uns herum, und der eigentlich Befehlende war daher der Oberstleutnant Muck. Dazu hatte er eine kurze, bündige Art, mit jedermann umzugehen, konnte ebenso bohnenstrohgrob als ganz reizend liebenswürdig sein, sah aus wie ein alter Haudegen aus der Zeit Wallensteins, war eben immer, Tag und Nacht, im Gefecht und auf dem Marsch gleich entschieden und bestimmt bei all seinen Worten und Handlungen. Ich glaube, er hat nicht nur mir allein, sondern der ganzen Division kolossal imponiert, und er ist nach dem General von der Tann und unserem „Alten von den Jägern" der dritte

höhere Offizier, für den ich damals durch dick und dünn, Feuer und Wasser mit Vergnügen hindurchgejagt wäre, um ein kleines Lob von ihm zu erhalten.

Gegen zwei Uhr kam die Antwort vom Korps.

„Da, Tanera, haben Sie den Befehl für Ihre Brigade. Lesen Sie ihn, und dann bringen Sie ihn Ihrem Oberst*) so schnell, als es möglich ist."

Wenn aber der Oberstleutnant Muck mit seiner tiefen Baßstimme sprach „so schnell als möglich", dann war es allerdings höchster Ernst.

In einer Art hatte ich es jetzt leichter als vorher. Meine Brigade muß ja bei Château Montpipeau angekommen sein, und da durfte ich nur auf der großen Straße nach Morée bleiben, um auf sie zu stoßen. Das war freilich bequem, aber es ging doch nicht so einfach, denn nun wälzten sich da die ganze 1. Division, die Korpsartillerie usw. usw. hinaus; dunkel war es wenn möglich noch mehr, wie vorher, und ich sollte nun von hinten an all diesen Truppen vorbeijagen. Ich habe es auch zuwege gebracht, aber wie! Was man mich in dieser Nacht alles genannt und geschimpft hat, das weiß ich nicht mehr, aber es war eine nette Sammlung. Ein Bataillonskommandeur, dessen Tetensektion ich ganz gesprengt hatte, weil sie nicht schnell genug auswich, befahl mir zu halten und meinen Namen zu nennen. Habe es aber nicht getan. Bis er sich besann, war ich schon wieder im vorderen Bataillon, und er konnte nicht so schnell nach, denn er war viel zu rücksichtsvoll, um, wie ich, jedermann an= oder umzurennen. Ich habe ihn auch nicht gekannt, aber es muß ein Münchener gewesen sein, denn sein Fluchen klang echt altbayerisch.

Früh 3½ Uhr fand ich meine Brigade. Sie marschierte soeben bei Montpipeau in Bereitschaftsstellung auf. Nur kurze Zeit rasteten wir hier, da traf ein neuer Befehl ein, und sofort

*) Unser Brigadekommandeur, Oberst Roth, wurde erst am Tage nach Coulmiers am 10. November zum Generalmajor befördert.

mußte wieder aufgebrochen werden, um südlich über Huisseau s. M. nach Château Préfort, auch an der Mauve, zu gelangen.

Während dieses Marsches krachte es bei Baccon und la Renardière schon recht lustig, und alles war überzeugt, daß es einen sehr ernsten Tag geben werde. Bei uns war es aber noch ganz ruhig. Préfort wurde zur Verteidigung eingerichtet, und alles wartete ungeduldig, um hier den Herren Franzosen einen recht warmen Empfang zu bereiten. Die feindliche Brigade Rebillard, welche sich auch vor unserer Front herumtrieb, schien aber etwas von unseren Absichten zu wittern und biß nicht an. Da wir da unten fast elf Kilometer von unserem Korps entfernt standen und also gar keine Verbindung mit demselben hatten, so mußte im Wechsel einer der Herren des Stabes stets bei der Division sein, um Meldungen und Befehle zu überbringen. Dreimal habe ich die Strecke während der Schlacht zurückgelegt, und, obgleich ich zwischen meinem Rappen und dem braunen Dienstmops immer wechselte, brachte ich doch schließlich auf dem weichen Ackerboden aus keinem Pferde mehr einen Galoppsprung heraus. Sie waren, wie man sagt, ausgepumpt.

Da, gegen ein Uhr, erhielt die Brigade den Befehl, sofort gegen Coulmiers abzumarschieren, um der starkbedrängten 1. Brigade Luft zu machen. Wir traten an und überließen es unseren Chevaulegers, der französischen Brigade vor unserer Front ein X für ein U zu machen, und dies gelang denselben auch ganz gut.

Die Waldparzellen bei Huisseau und le Creux verdeckten uns noch den Blick auf das Schlachtfeld. Aber was man hörte, sprach mit Fraktur, und die immer zahlreicher in der Luft erscheinenden und schnell wieder verschwindenden Dampfwölkchen zeigten uns recht gut, wer da schoß, denn wir kannten ja die französischen Schrapnells aus eigener Erfahrung.

Etwa um drei Uhr marschierten wir um den Wald bei la Tuilerie herum und gegen Bonneville vor. Jetzt waren wir auf dem Schlachtfelde und zwar mitten darauf.

Wir haben doch wahrlich manches durchgemacht. Aber

ein solches Granatfeuer wie bei Coulmiers hat unser Korps weder vor noch nachher jemals erlebt.

150 französische Geschütze standen im Halbkreis um uns herum und donnerten ununterbrochen auf unser schwaches Korps, als ob sie uns mit Eisen ganz zudecken wollten.

Mitten in diesem Hagel von Geschossen hielt General von der Tann mit seinem Stabe, und noch weiter vor stand unser Divisionsstab. Das an unserer Teie marschierende III. Bataillon des 12. Regiments ward sofort in den Park von Coulmiers geworfen und brachte das dort gegen die furchtbar zusammengeschossene 4. Brigade gerichtete Vorgehen der französischen Division Barry zum Stehen. Unser 3. Regiment und die 1. Jäger, welch letztere sich seit Tagesanbruch bei Baccon usw. herumgeschlagen hatten, besetzten den Westwaldrand des Bois de Montpipeau, und nun ging der Kampf mit neuer Heftigkeit los. Wir Ordonnanzoffiziere und Adjutanten sausten hin und her, was noch aus den Pferden herausging, und überbrachten die Befehle.

Da hab' ich manches Düstere gesehen.

Unser Train war auch aus dem Walde herausgekommen und stand auf der großen Straße.

Patsch, schlugen einige französische Granaten hinein, zertrümmerten mehrere Wagen, rissen drei oder vier Pferde nieder und töteten ein paar Trainfahrer.

Aber wie da die ganze Gesellschaft kehrt machte und davonjagte! Ich hatte nie geahnt, daß der Train so rasch fahren könnte. Wie der Blitz war alles im Walde verschwunden.

Unvergeßlich ist mir eine Schwadron der braunen Husaren. Dreimal sausten Granaten in ihre Kolonne. Ein dumpfer Schlag — Feuerstrahlen — und die Sprengstücke rissen Roß und Reiter in Fetzen. Ruhig, im Schritt rückte aber die Schwadron nur einige Meter vor, um den Knäuel der verwundeten Pferde und Husaren nicht mitten in der Eskadron zu haben. Nur zwei Husaren stiegen auf Befehl des Rittmeisters ab und halfen den Gestürzten. Sonst zuckte kein Mann, und die Pferde waren ausgerichtet wie mit der Schnur. Dreimal wiederholte

sich dies, und doch blieb die Schwadron bis zum Schluß auf ihrem Platz. Mit solchen Reitern holt man den Teufel aus der Hölle, und die Franzosen wußten genau, warum sie bei Coulmiers so peinlich allen Angriffen unserer Kavallerie auswichen.

Das war ein Krachen und ein Geknatter! Alle Nerven vibrierten, und jedermann befand sich in einer Aufregung wie noch nie zuvor. Zwei Menschen aber wirkten in einer Art beruhigend auf ihre Umgebungen ein, wie ich es nie für möglich gehalten. Das waren der kommandierende General von der Tann und unser Generalstabschef der Division, Oberstleutnant Muck. Letzterer mußte an diesem Tage Nerven von Stahl haben, denn was er sprach, klang so bestimmt, so klar, so ruhig, daß man meinen konnte, wir säßen in der Herzog=Max=Burg in München, und er leitete dort ein Kriegsspiel. Was er aber hier leitete, war kein Spiel. Mit sechs schwachen Bataillonen mußte er Coulmiers, Ormetau und das Terrain über Baurichard hinaus gegen die zwanzig Bataillone der feindlichen Brigaden Dariés, Gaulard und Bérard halten, bis sich unser linker Flügel aus der drohenden Umarmung der französischen Division Peytavin und der Kavalleriebrigade Boërio frei machen konnte. Er hat aber gehalten; er hat eine solche Riesenleistung den Truppen zugemutet, denn er kannte seine Altbayern, und diese haben sie auch vollbracht — aber wie? Der Kirchhof von Coulmiers sagt wie, und darauf sind wir stolz, und sicher mit Recht.

Wie der Rummel in Coulmiers und südlich davon ordentlich los war, daß einem beinahe Hören und Sehen verging, spukte es auf einmal auch nördlich auf unserem rechten Flügel. Dort vermeinte der Admiral Jauréguiberry mit seiner Division in der Stärke von dreizehn Bataillonen einfach uns umfassen und von unserer Rückzugslinie nach Norden abschneiden zu können. Er übersah aber Verschiedenes. Erstens den Grafen von Stolberg mit der Reiterei, welche schnell meldete; zweitens den General von der Tann, der rechtzeitig die nötigen Befehle gab, und drittens den General von Orff, der mit seiner nur vier Bataillone

starken Brigade die Reserve bildete. Dem tapferen General gefiel die gezwungene Untätigkeit schon lange nicht mehr. Jetzt erkannte er die Gelegenheit zum erfolgreichen Eingreifen. Er sprengte auf den Oberstkommandierenden, General der Infanterie von der Tann, zu und fragte: „Exzellenz, darf ich der feindlichen Division entgegengehen und sie zurückwerfen?" Von der Tann überlegte einige Augenblicke — denn die Preisgebung seiner letzten Reserve wurde ihm nicht leicht —, dann erteilte er zustimmenden Befehl. Nun marschierte von Orff los, warf sich den vierfach überlegenen Franzosen Jauréguiberrys entgegen und bot ihnen ein so energisches Halt, daß es nicht nur mit ihrem weiteren Vordringen ein Ende hatte, sondern daß sie sich vielmehr ein tüchtiges Stück rückwärts konzentrieren mußten, wobei mehrere Abteilungen der Franzosen enorme Verluste erlitten.

Das Vorgehen von Orffs II. Brigade war von wesentlicher Bedeutung, da es verhinderte, daß uns der Gegner von Norden umfaßte und uns die Rückzugslinie abschnitt. Aber den Sieg konnte es uns an diesem Tage auch nicht verschaffen. Dazu war die Übermacht des Feindes an Zahl zu groß. Insbesondere war die feindliche Artillerie zu enorm überlegen. Dazu feuerte sie heute auch noch ganz gut. Ihre Granaten wüteten in all unseren Truppenteilen, und auf keinem Flecke des Schlachtfeldes konnte man in Ruhe eine Meldung schreiben, denn überall spritzten die ungehobelten Eisenbrocken Staub und Schmutz herum. Ein schauriges Bild ist mir besonders fest in Erinnerung. Auf einem Feldstein in der Gegend der Ferme l'Hôpiteau, dicht nördlich Bonneville, saß der Major Mehn des 2. Regiments gelehnt an einen Soldaten und hielt mit seinen eigenen Händen die von einer Granate zerfetzten Teile seines Unterleibes zusammen. So lange bewältigte sein energischer Wille die furchtbarsten Schmerzen, bis er Verschiedenes — ich glaube Briefe an seine Familie — diktiert hatte; dann sank er um und war tot.

Unsere Artillerie wehrte sich redlich. Wenn aber vier

auf einen loshacken, so muß er schließlich nachgeben, denn man hat eben nur so viel Hände und Augen wie einer. Verdoppelt haben sie sich zwar, unsere Schwarzen. Nicht allein bei ihren Geschützen leisteten sie am 9. November Doppeltes, sondern auch der Infanterie haben sie ins Handwerk gepfuscht. So mußten einzelne Batterien, als es endlich zum Abfahren kam, aus ihren Bedienungskanonieren Schützenlinien bilden, um die französischen Tirailleure so lange aufzuhalten, bis die Fahrkanoniere die Geschütze in Sicherheit gebracht hatten. Daraus ersieht man, wie lange überhaupt die bayerische Artillerie in ihrer Stellung gehalten hat. Zum Glück bekamen ja unsere Batterien kurz vorher je fünfzig Chassepotsgewehre. Die Franzosen werden überrascht gewesen sein, als sie ihr so leicht kennbares Geschoß in der eigenen Haut stecken sahen. Vielleicht haben sie da auch von Verrat geschrien. Bei dieser Artillerieschützengeschichte fiel mein guter Freund von Laßberg. Doch von dem später. Etwa gegen vier Uhr hatte der Kampf etwas nachgelassen; nur die französische Artillerie donnerte mit ungeschwächter Kraft in unsere stark gelichteten Reihen. Die kolossale Übermacht des Feindes war zur Genüge konstatiert, und von Osten her kamen immer mehr Meldungen, daß die dortige Armee — es waren die 35,000 Mann des Generals Martin des Pallières — ununterbrochen gegen Orleans und in unseren Rücken vormarschierten. Der Moment war gekommen, wo man an den Rückzug denken mußte. Wir hätten ja noch weiter schlagen können, bis zur vollständigen Erschöpfung. Aber was dann? Heute schlugen wir gegen 75,000 Franzosen, Front gegen Westen. Morgen mußten wir außer gegen diese auch gegen die 35,000 von Osten kommenden kämpfen, und General von der Tann hatte alles in allem vor der Schlacht nur: 14,543 Infanteristen, 4450 Reiter und 110 Geschütze zur Hand. Jetzt war unsere Zahl durch unsere Verluste noch mehr verringert worden.

Wie schwer unserem schneidigen General, diesem echten Ritter sans peur et sans reproche, ein solcher Entschluß kommen mußte, gerade ihm, dem Sieger von Hoptrup in Schleswig, der

auch uns bei Wörth, Beaumont, Remilly, Sedan, Artenay und Orleans stets nur zum Siege geführt hatte, das weiß jeder, der ihn kannte. Allein er überwand sich selbst, und das ist auch ein Sieg; er gab den Befehl zum Rückzug.

Denk' ich daran, was nun folgte, so überkommt es mich wieder so freudig, so stolz, daß ich um nichts in der Welt mit einem tauschen möchte, der damals nicht dabei war, der sich nicht bei Coulmiers mit zurückzog,

Das klingt sonderbar, aber es ist so. Hatte man mir doch schon in der Kriegsschule einen Rückzug als das Entsetzlichste geschildert, das es im Kriege gibt. Alles durcheinander, die Truppen in Auflösung, vollständiges Aufhören der Disziplin, Wegwerfen der Waffen, Plündern der Trains usw. Das sind die Schrecknisse, die sich in jungen Gemütern an den Gedanken eines Rückzuges knüpfen.

Und was war bei uns der Fall! Genau das Gegenteil. Es ist einfach nicht möglich, es auf dem Exerzierplatz besser zu machen, und wenn man es zehnmal übt, als es damals das Korps von der Tann und die Stolbergschen Reiter machten, als sie am 9. November vor der erdrückenden Übermacht wichen und die Granaten ununterbrochen in ihre Reihen wetterten. Zuerst zog sich unser linker Flügel, die 1. Brigade, zurück, dann kam das Zentrum, die 3. und 4., den Schluß bildete die 2. Brigade Orff, welche auf dem ruhmreich gegen die französische Division Jauréguiberry erkämpften Terrain standhielt, bis alles hinter ihrem Rücken abmarschiert war.

Dieser Rückzug war meisterhaft. Jedes Bataillon wartete, bis die Reihe an dasselbe kam, dann noch ein flottes Schnellfeuer hinüber, hierauf langsames Herausziehen aus der Feuerlinie, nun Sammeln, natürlich noch Front gegen den Feind, „Kehrt", „hoch's G'wehr", „Bataillon marsch", und jetzt wurde im Tritt zurückmarschiert, daß es gedröhnt hätte, wäre der Boden nicht so infam weich und morastig gewesen.

Diese Ordnung! So exakt habe ich auch meine lieben Jäger nie gesehen, wie an diesem Tage. Und erst der „Alte".

Ich erblickte ihn jetzt während des ganzen Gefechtes zum ersten Male, da ja das Bataillon detachiert gewesen. Der schien ein paar Zoll größer, und wenn eine Granate in seiner Nähe einschlug, fand er es nicht einmal der Mühe wert, hinzuschauen.

Dazu machten die Leute Gesichter, die alles eher verrieten als Angst. Wütend waren sie, und hätten sie nicht so gut zu gehorchen verstanden, dann stürmten sie am liebsten wieder vor nach Coulmiers und Baccon und wären drauf, aber nicht mit den Schießprügeln, sondern mit den Messern und, wenn die nicht halfen, mit Fäusten und Zähnen. Damals hätte ich keinen drei Franzosen raten mögen, auf dem Felde einem unserer Leute zu begegnen. Er hätte sie einfach erwürgt. So sind wir zurückmarschiert, und das sah ganz anders aus, als man es in der Schule hörte, und ganz anders, als es die Franzosen in Wirklichkeit gemacht. Die haben von uns kein Gewehr gefunden außer in der Hand eines Toten; kein Tornister, ja nicht einmal ein Helm blieb liegen, wenn nicht neben einem Schwerverwundeten, der sich nicht erheben und deshalb nicht nachhinken konnte. Ein Husar ist mir besonders im Gedächtnis geblieben, der das gesamte Sattelzeug seines im Kampf gebliebenen Pferdes auf den Schultern trug und damit den Weg nach Toury zu Fuß zurücklegte.

Dies war unser herbster Schmerz, daß wir die treuen Kampfgenossen, die halbzerschmettert auf dem Felde lagen, in der Hand des Feindes lassen mußten. Die Feldspitäler blieben zwar zurück und walteten ihres Amtes, allein wer verwundet von den Franzosen gefunden wurde, war gefangen. Sonst haben sie ja auch keine Gefangenen gemacht.

Ja doch, einzelne. Nämlich die Burschen der armen, zerschossenen Offiziere, die noch in den Spitälern in Orleans lagen, wie mein Freund, der Leutnant von der Tann, und andere. Diese treu bei ihren Herren aushaltenden Diener haben die Franzosen kühn gefangen und nach Pau oder auf die Insel Oléron transportiert; die verwundeten Offiziere konnten sich behelfen, wie sie wollten.

So sehr ich jetzt auf den Tag von Coulmiers stolz bin, damals ging mir schließlich doch der gute Humor aus. Erstens die Wut über das unglückliche Gefecht; zweitens, und ich muß bekennen, das war die Hauptsache, die entsetzliche Müdigkeit. Von einem Pferde war ich auf das andere gestiegen, immer sollte ich Galopp reiten, und die armen Tiere konnten einfach nicht mehr. Wer eine solche Reiterei noch nicht erlebt hat, macht sich keinen Begriff davon.

Gegessen hatte ich seit 24 Stunden nichts als einen Bissen Schokolade; getrunken nur einen Schluck Schnaps. Dazu war noch lange keine Aussicht auf Ruhe und einen Imbiß.

Wir ritten über Gémigny nach St. Sigismond. Unsere, die 3. bayerische Infanteriebrigade, bildete mit der preußischen 5. Kavalleriebrigade (General Baumbach) die Arrieregarde und mußte daher noch einmal halten, um alle Truppen der 1. Division vorzulassen. Einige Zeit plauderte ich mit den Herren der grünen Husaren, als ich den Auftrag erhielt, der Artillerieabteilung einen Befehl zu überbringen.

„Also wieder fort, in Gottes Namen. Orleans" — ich meinte meinen Rappen . „du mußt eben weiter, hilft dir alles nichts."

Damit die Kameraden der Husaren nicht merken sollten, wie sehr wir beide übermüdet waren, ritt ich im Schritt weg, und erst außer ihrer Gesichtsweite versuchte ich einen kurzen Trab. Mehr war mir nicht möglich. Bei diesem Ritt passierte mir eine Geschichte, die mir noch jetzt leid ist. Ich begegnete dem 1. Infanterieregiment und bei diesem meinem alten Kriegsschulkameraden D. von Laßberg. Da ich glaubte, er habe den Tod seines Bruders schon erfahren, wollte ich ihm meine Teilnahme aussprechen und begann: „Laßberg, nimm mein herzlichstes Beileid. Ich bedaure deinen Bruder ganz ungemein, denn ich habe ihn auch sehr gern gehabt."

„Was ist mit meinem Bruder? Der reitet dort vorn bei seiner Batterie!"

Es war mir furchtbar leid, daß ich so schroff dem Ahnungs=

losen die erste Mitteilung gemacht hatte. Ich versuchte zwar, ihn nun allmählich aufzuklären, aber es ging nicht mehr. Er war aufs tiefste erschüttert, hatten sich doch die beiden Brüder mit seltener Innigkeit geliebt.

Noch manch andere trübe Nachricht erreichte mich. Auch Leutnant von Riedel, ebenfalls ein Kriegsschulkamerad, war gefallen und noch verschiedene mehr.

Gegen 11½ Uhr nachts kam ich in St. Sigismond an. Der ältere Ordonnanzoffizier der Brigade, Oberleutnant Lobenhofer vom 12. Regiment, hatte mir etwas zu essen aufgehoben, und ich war ihm herzlich dankbar dafür. Ihm verdanke ich überhaupt sehr viel. Er war es, der mich in meine Stellung einwies, mir manchen guten Rat gab und wirklich als älterer Kamerad durch seine Worte und sein Beispiel viel zu meiner militärischen Erziehung mitwirkte, vielleicht mehr, als er glaubt.

Zum Schlafen kam ich aber wieder nicht. Um zwölf Uhr nachts brach die ganze Armeeabteilung von neuem auf und marschierte noch 36, sage 36 Kilometer über St. Peravy, Roumilly, Villardu, l'Encornes, Sougy, Murville, Autroches, Artenay, Château Gaillard nach Toury und Tivernon.

Daß wir dort, früh zehn Uhr, ganz Halali ankamen — wer kann es uns verargen?

Ich brachte mein Pferd gerade noch in einen Stall. Dort bin ich, ehe ich es anbinden konnte, auf die Streu gesunken und schlief. Als ich nach einigen Stunden aufwachte, lag mein Pferd gezäumt und gesattelt neben mir und schlief auch.

Das war der Tag von Coulmiers.

So streng wie in dieser Zeit ist es mir nie mehr ergangen. 51 Stunden lang bin ich ununterbrochen im Sattel gesessen, habe nur die Pferde gewechselt, bekam fast nichts zu essen und machte Anstrengungen durch, wie man sie in dem großen Feldzug selten erlebte.

Wir hatten uns aber sehr schnell erholt. Drei Tage blieben wir in unseren Quartieren, und mir und dem ganzen Brigadestab behagte es beim Maire von Tivernon sehr gut.

Schon am 11. war die Stimmung des ganzen Armeekorps wieder eine brillante.

Wir hatten ausgeschlafen, befestigten unsere Kantonnements und warteten und hofften, daß sie kommen würden. Sie kamen aber nicht. Nur in Artenay rückte die Armeeabteilung Martin des Pallières ein, aber weiter vor getraute sich keiner. Von der Armee Aurelle de Paladines sahen wir lange nichts. Die stand noch am 10. vormittags bei Coulmiers und befestigte ihre Stellung, damit wir sie nicht wieder fortjagen könnten. Erst ein Priester, ein Abgesandter des Erzbischofs Dupanloup von Orleans, mußte „ganz zufällig" vormittags von St. Peravy nach Coulmiers gehen und dem General dort unsern Abmarsch mitteilen. Dieser glaubte es aber noch nicht, und als weit und breit wirklich kein Bayer und Preuße mehr zu sehen war, mußte er wohl meinen, wir seien weggeflogen.

Wenn sie damals gekommen wären! Das hätte Schläge gesetzt! Aber nicht bei uns, sondern bei den Franzosen, denn in unseren wohl vorbereiteten Stellungen hätte uns die vereinte Masse beider französischer Armeen, die zusammen über 100,000 Mann zählten, nicht geniert. Sie wußten es auch und kamen nicht.

XIII.

Das Gefecht von Thiron-Gardais.

(21. November 1870.)

Die auf Coulmiers folgende Zeit gehört keineswegs zu unseren schönsten Erinnerungen. Das Hauptquartier in Versailles hatte den Meldungen General von der Tanns über den Anmarsch starker französischer Armeen selbstverständlich vollen Glauben geschenkt, aber erst, als nach der Übergabe von Metz das mittels Eisenbahn vor Paris beorderte II. pommersche Armeekorps in der Pariser Umfassungs-

linie eintraf, war es imstande, weitere Truppen abzugeben. Die bereits dem Oberbefehl General von der Tanns unterstellte 22. Division General von Wittichs erwartete uns am 10. November bei Toury. Dazu kam nun die erfreuliche Kunde, daß die 17. (mecklenburgisch-hanseatische) Division unter General von Trestow, begleitet von der Kavalleriebrigade Rauch, von Paris her im Anmarsch befindlich sei. Den Oberbefehl über die jetzt auf nahezu das Doppelte erhöhten deutschen Streitkräfte an der Loire übernahm nunmehr der Großherzog von Mecklenburg.

Von diesen Verstärkungen der deutschen Streitkräfte hatten die Franzosen selbstverständlich schnell genaue Nachrichten erhalten. Das dämmte ihren kühnen Mut für ein weiteres Vorgehen gegen Paris beträchtlich. Vor allem aber wollten sie ebenfalls neue Verstärkungen abwarten. Der unermüdliche Gambetta schien auch wirklich Armeen aus der Erde zu stampfen, denn fast jeden Tag trafen neue Truppenabteilungen bei der französischen Loirearmee ein, die dadurch lawinenartig anschwoll. Freilich waren diese Truppen noch nicht ausgebildet und zunächst nur der Zahl nach gefährlich.

Der Plan Aurelle de Paladines, des tapferen Führers der französischen Loirearmee, ging nunmehr darauf hinaus — wenigstens schien es so —, in mehr westlicher Richtung auf Versailles vorzudringen. Jeder französische Korpsführer aber wollte dabei den Ruhm gewinnen, der erste zu sein, dem es gelungen wäre, die deutsche Belagerungsarmee zu sprengen.

Dies zu verhindern, bis die ebenfalls nach der Loire befohlene Armee des Prinzen Friedrich Karl von Metz heranmarschiert, und dadurch die Möglichkeit zur Ergreifung der Offensive geboten war, bildete unsere nächste Aufgabe. Der Großherzog von Mecklenburg wählte Chartres als Mittelpunkt seiner Verteidigungsstellung, um von hier aus den Franzosen entgegentreten zu können, ob sie nun über Orleans oder Châteaudun oder Le Mans vordringen wollten. Indem wir nun den Feind suchten, begann jener dreiwöchentliche Rundmarsch, der uns in einer weiten Ausbiegung gegen Westen schließlich wieder nach Orleans

zurückführte. Ununterbrochen marschierten wir dabei hin und her, und schlugen bald nach Nordwesten, dann nach Westen, dann nach Südwesten, Süden, Südosten usw., immer gegen andere, frische Truppen; wir aber blieben immer die gleichen, nur nach jedem Gefecht weniger gewordenen Bayern und Preußen der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg. Da sich überdies das Wetter immer schlechter gestaltete, und wir weder Zeit noch Mittel zum Ersatz von Uniformen und Schuhwerk hatten, so kann man sich denken, daß wir nach diesem greulichen Rundmarsch um Chartres bald mehr einem Freischarenkorps als einer deutschen Armeeabteilung glichen.

Das schadete aber nichts. Unsere Pflicht haben wir doch erfüllt, und zwar gewiß nicht schlecht. Es war am 17. November abends, als ich für den Stab der 3. bayerischen Infanteriebrigade in Londonville bei Fadainville, mehrere Meilen nördlich von Chartres, etwa halbwegs zwischen dieser Stadt und dem so ziemlich in der Höhe von Paris gelegenen Dreux, ein Quartier belegte, das als eines der seltenen mit „miserabel" bezeichneten in meinem Tagebuch steht. Während des Vormarsches hatte es in unserer linken Flanke von Dreux her recht tüchtig gekracht; wir mußten bei Achères in Bereitschaftsstellung aufmarschieren und warteten, ob es nicht nordwestlich und nördlich gegen die Franktireurbanden bei Dreux oder westlich gegen die Moblots bei Châteauneuf-en-Thimerais oder schließlich gegen die eigentliche Loirearmee Aurelle de Paladines im Süden eine gute Gelegenheit zum Dreinschlagen gäbe. Da man aber beim Lauern nach drei Seiten die Augen und Ohren ordentlich auftun muß, so war keine Zeit zum Quartiermachen vorhanden. Man wußte ja auch nicht, in welchem Himmelbett man abends die ermüdeten Glieder in weichen Daunen begraben werde, und so wartete man eben geduldig, was das Geschick bringen werde. Uns brachte es, wie schon erwähnt, Londonville, und noch jetzt schüttelt es mich, wenn ich an die Paläste dieser Villenkolonie denke. Es war etwa 1/2 6 Uhr abends, als ich im Galopp in das Nest sprengte, das scheinbar beste Haus – halt, man muß

nicht übertreiben — also die scheinbar beste Lehmhütte für meinen Stab, der in einer Viertelstunde nachkommen mußte, in Beschlag nahm und nun an die innere Einrichtung des Schlosses ging. Zuerst mußte ich höchst eigenhändig die Hühner aus der Stube jagen. Als das geschehen war, sah ich mich nach einem annehmbaren Bett für meinen General um. Ich entdeckte eines. Als ich es aber genauer besichtigte, bemerkte ich, daß es schon Bewohner hatte, nämlich kleine, sechsfüßige, die noch dazu nicht einmal hüpfen, sondern nur kriechen konnten. Auf meine höfliche Bitte machte sich die Schloßherrin auf die Jagd, damit der Herr General doch nicht schon beim ersten Anblick von seinen freundlichen Bettgenossen begrüßt würde. Hierauf hielt ich Inspektion in den wenigen Schränken und Truhen der Hütte. Zu meiner großen Freude fand ich ein verhältnismäßig anständiges Leintuch, das noch nicht zu sehr gebraucht schien. Die Besitzerin desselben meinte, es sei frisch gewaschen. Ich wußte, daß mein General ein anspruchsloser Mann war, und hoffte, daß er auch hier den Beteuerungen des Weibes glauben und die graue Farbe des Bettuches für ein unschuldiges Weiß halten werde, da er keine nur annähernd ähnliche Farbe zum Vergleich heranziehen konnte.

Nun pressierte es.

„Madame, waschen Sie schnell den Tisch ab; kehren Sie den Hühnerschmutz aus der Stube; machen Sie die Fenster auf; pfui, spucken Sie doch nicht in das Zimmer. Vorwärts, vorwärts! Ich werde unterdessen das Bett machen."

Gesagt, getan. Meine Ordonnanz mühte sich in dem Augiasstall ab, unseren Pferden ein menschen- resp. roßwürdiges Plätzchen zu bereiten; Monsieur war verduftet; Madame wischte in der Stube herum; was blieb mir nun noch übrig, ich machte das Bett. Hat sich wohl recht gut ausgenommen, der kgl. bayerische Jägerleutnant und Brigadeordonnanzoffizier des Generals Roth als Stubenmädchen in Londonville. Zuerst bearbeitete ich das Federunterbett mit der flachen Säbelklinge, um einerseits die noch nicht erjagten Bewohner wenigstens einzuschüchtern,

andererseits das weiche Lager in ebene Richtung zu bringen; dann deckte ich mit dem weißgrauen Laken alles zu was dort etwa noch krauchte und fleuchte; hierauf ordnete ich das Kopfkissen und schließlich betrachtete ich mit großer Befriedigung mein Werk. Selbst mußte ich ja in diese Brutstätte nicht hinein, also konnte ich auch damit zufrieden sein. Für den Generalstabsoffizier wurde ein einstiges Kanapee bereit gestellt, dessen Rücklehne vielleicht schon vor Jahren zu einem anderen Zwecke verwendet worden war, und der Adjutant und wer sonst noch zum Stabe gehörte, mußten auf Stroh liegen.

„Monsieur, man will einbrechen."

„Halts Maul, dumme Gans! In einer solchen Spelunke bricht kein Mensch ein, am wenigsten ein deutscher Soldat."

„Was wollt ihr denn?"

„Quartier für den Oberst Schuch suchen, Herr Leutnant."

„Tut mir leid; hier wohnt der Brigadestab. Habt ihr denn kein anderes Haus gefunden?"

„Die sind zu schlecht, Herr Leutnant."

„Ja, dies hier ist auch kein Schloß. Sucht nur wo anders."

Ich hörte Pferdegetrab und sah zum Fenster hinaus.

„Hier, Herr General. Es gibt kein besseres Haus."

Die Herren vom Stab traten ein und rümpften ganz verfänglich die Nase.

„Ja, schön ist es freilich nicht, Herr General. Aber bei dem Regenwetter doch besser als biwakieren. Der Herr General haben wenigstens ein Bett. Ich möchte aber vorschlagen, den Mantel und die Stiefel anzubehalten. Es zieht hier im Zimmer ein wenig."

„Es ist mir gut genug. Was gibt's denn zu essen?"

„Ja, das weiß ich noch nicht. Ich hatte keine Zeit, mich schon umzusehen, werde aber gleich suchen." — — Ich verschwand in den Hof.

„Schwaninger, visitiere einmal den Hühnerstall. Vielleicht findest du auch irgendwo ein Schwein."

Ich selbst inspizierte nun den Keller. Es gab etwas Apfelwein, Käse und einen riesigen Topf eingemachten Obstes, leider aber kein Brot. Schwaninger fand noch drei Hühner am Leben, die er sich beeilte, um einen ganz kleinen Kopf kürzer zu machen und zu rupfen. Er widmete sich diesem Geschäft mit hingebendem Eifer, in der Hoffnung, daß auch für ihn von den gutgenährten Tierchen etwas abfallen würde. Was mich betrifft, so bekam ich aber zu meinem größten Bedauern nichts von ihnen zu kosten, denn ehe sie weich geworden, mußte ich wie jeden Abend in jener Zeit wieder zum Befehlholen fortreiten.

„Essen Sie doch wenigstens etwas Käse," meinte der General.

„Da ziehe ich noch das eingemachte Obst vor."

„Um so besser, denn hierbei finden Sie keinen Konkurrenten."

Ich machte mich nun an den großen Topf, und allmählich wurde er halb leer. Da es kein Brot dazu gab, so wurde schließlich selbst mir, der eine tüchtige Portion von Süßigkeiten vertragen kann, die Geschichte zu viel. Allein der Apfelwein half nach, und schließlich war ich ganz satt geworden.

Nun trabte ich lustig zum Divisionsstab nach Archères, um den Befehl zu holen. Natürlich wurde es wieder ½2 Uhr nachts, bis ich nach Hause kam. In meinem Tagebuch steht im November fast täglich vermerkt: Rückkehr nachts 2 Uhr, 1½ Uhr, 2½ Uhr usw. Geschlafen habe ich in der Zeit vom 7. November bis 13. Dezember überhaupt nicht viel. In der Nacht vom 17. zum 18. November hatte ich überdies das Vergnügen, wiederholt den grauen Regenhimmel bewundern und mich zu genaueren Studien desselben auch beim Heimritt hier und da aufhalten und vom Pferde steigen zu dürfen. Oh Londonville, mit deiner Obstmarmelade und dem sauern Apfelwein!

Am 18. November marschierten wir über Ecuble in die Gegend von Grand Hange. Dabei passierte eine drollige Geschichte. Vor uns wälzte sich die 4. Brigade durch den Morast,

der in jener Gegend infolge des Regenwetters geradezu klassisch geworden war. In dem Abstand zwischen ihr und unserer Brigade ritt ein preußischer General, der aber, weil erst im Feldzuge befördert, noch die Husarenuniform und auf derselben nur die Generalsachselstücke trug. Natürlich war er, wie wir damals alle, fest in den Mantel gehüllt. Während des Marsches machte er zu einem der letzten Leute, ich glaube des 13. Regiments, die Bemerkung: „Na, Bayer, Ihr Gewehr ist aber etwas rostig."

Der Mann, ein guter Altbayer, schielte bloß halbrückwärts nach dem Reiter und rief dann so laut, daß es die ganze Umgegend hörte: „Wos versteht denn so a doalketer*) Husar vun eam G'wehr. Übrigens woaßt was, Du kannst — —," es folgte eine landläufige, aber nicht gerade salonmäßige Einladung.

Der General, der sofort erkannte, daß ihn der Bayer für einen gewöhnlichen Husaren gehalten, lachte herzlich, ritt an die Tete der Brigade und erzählte, in ein für bayerische Ohren ungemein komisches Hochdeutsch übersetzt, die ganze Episode dem Kommandeur der 4. Brigade, Herrn General Rudolf von der Tann. Natürlich machte beim nächsten Halt die Geschichte im ganzen Biwak, wo ich sie auch erfuhr, die Runde, und wir wußten nicht, sollten wir mehr über die urwüchsige Art des Dreizehners oder über die noch lustigere Weise der hochdeutschen Übersetzung des preußischen Generals lachen. Schade, daß ich letztere nicht erzählen kann, aber ich will mir nicht noch mehr „shockings" zurufen lassen, als ich heute an und für sich schon im Geiste hörte.

Um 2½ Uhr ertönte wieder heftiger Kanonendonner, und zwar dieses Mal aus südwestlicher Richtung. Wir marschierten in Bereitschaftsstellung auf und warteten, was kommen werde. Es kam aber nichts, als ein ganz infamer Nebel, der jede Aussicht unmöglich machte. Nun sollte ich rekognoszieren. Ja, das war leichter gesagt, als getan. Ich habe auch rekognosziert, aber wie! Ich ritt in der Richtung, woher wir das Feuer ge-

*) dummer.

hört hatten, etwa eine Stunde auf einem jammerbaren Feldweg vor, sah und hörte nichts, kehrte wieder um und wollte meine Division suchen. Die war aber fort, und nun stand ich allein mit meinem guten Gewissen und einem Chevauleger in einem Nebel, gegen den die Abendbeleuchtung der edlen Garnison Weingarten Sonnenschein ist, auf irgendeinem Fleck der Perche und wußte nur, daß mein Korps je nach den Umständen gegen den Feind im Norden oder jenen im Westen oder den im Süden abmarschiert sei. Die Lage war recht gemütlich, das Schießen hatte seit etwa einer Stunde aufgehört, also hatte ich auch keine Ahnung mehr, wo eigentlich gekämpft worden war.

Was tun? Nun einfach das, was man als Ordonnanzoffizier immer tun muß, wenn der Verstand des Verständigen nicht mehr sieht; man läßt eben den Gaul laufen, wie er will, und vertraut dessen höherer Einsicht. Mein Rappe war auch vernünftig genug, zottelte an, bog nach einigen Minuten links ab, und bald hörte ich alle möglichen Laute, die auf die Anwesenheit von Christenmenschen in dieser Nebelwüste schließen ließen.

Plötzlich tauchte im Grau der Luft ein riesiger Kerl auf, der mir sein „Halt! Wer da?" zurief. Ich beruhigte seine Skrupel, ritt heran und fand einen in der Nähe gar nicht so groß erscheinenden Soldaten des 3. Infanterieregiments.

„Wo ist denn die Brigade?"

„Da hinter mir, keine 200 Schritte entfernt, Herr Leutnant."

„Wann seid ihr denn von dem Rendezvousplatz abmarschiert?"

„Heute früh."

„Ach was! Von heute früh will ich nichts wissen, sondern wann die Brigade aus der Bereitschaftsstellung abmarschierte, die wir um 2½ Uhr nachmittags eingenommen haben."

„Aus der sind wir ja gar nicht abmarschiert. Da steht die Brigade noch."

„Was, die Brigade steht noch an der gleichen Stelle, wie vor drei Stunden?"

„Jawohl, Herr Leutnant. Es wurde abgekocht.“

„So, so? Nun, es ist recht. Ich muß also nach rechts reiten?“

„Jawohl, Herr Leutnant. Dort hinten liegt die Lagerwache, und 150 Schritt weiter finden der Herr Leutnant das Biwak der ganzen Division.“

Das war doch ein Glück, daß ich auf einen so vernünftigen Kerl gestoßen war, denn, wie es scheint, mußte ich bei meinem Rückweg etwas in der Irre, resp. im Nebel herumgestreift sein. Dies wurde mir immer klarer, denn ich stieß nicht auf die Front, sondern auf die linke Flanke des Biwaks und bin also höchst wahrscheinlich an der ganzen Division vorbeigeritten, ohne sie bemerkt zu haben. Wer weiß, wo ich herausgekommen wäre, wenn nicht mein Pferd und das meiner Ordonnanz ein besseres Einsehen gehabt hätten!

Darum, Kameraden, wenn ihr in einen solchen Fall kommt, sprecht mit eurem Tier ein freundliches Wort, und es wird euch nicht im Stiche lassen. Dem Herrn General meldete ich natürlich nichts von meinem Fehltritt, sondern ich erstattete nur Bericht darüber, daß ich vom Feinde nichts angetroffen. Innerlich schämte ich mich aber doch, daß ich mich etwas verritten hatte. — Abends quartierten wir uns, fast ebenso schlecht wie in Londonville, in Grand Hange ein; ich ritt zum Befehlholen und konnte mich erst 2¼ Uhr nachts neben meinem Rappen aufs Stroh legen.

Am 19. war Rasttag, der sich dadurch auszeichnete, daß das Quartier des Divisionsstabes, Grand Hange, größtenteils abbrannte, und dabei verschiedene Pferde des Stabes zugrunde gingen. Ich habe natürlich nachts wieder den Befehl geholt, und es steht in meinem Tagebuch am 19.: „zurück nachts 1 Uhr 10 Minuten“; am 20.: „zurück 1¼ Uhr“; am 21.: „zurück 2¼ Uhr“. Es gehörte schon eine gute Natur dazu, diese fortwährende Entbehrung des Schlafes auf die Dauer auszuhalten. Ich hatte aber eine solche zähe Natur, und die Strapazen des Novembers und Dezembers machten auf mich keinen anderen

Eindruck, als daß ich recht mager und darum vielleicht gerade noch zäher und widerstandsfähiger wurde. Als ich im Januar verwundet nach Hause kam, behaupteten meine Angehörigen, ich sei nur ein Skelett.

Am 20. ging es auf einmal wieder nach Süden. Unser Quartier in Duplessis-les-Fevres, südlich Courville, muß mittelmäßig gewesen sein, denn ich habe keine Bemerkung über dasselbe in meinem Tagebuch gemacht.

Am nächsten Morgen, am 21. November marschierten wir etwas früher als gewöhnlich ab und gelangten über la Touche, Villebon, St. Denis-des-Puits und Combres auf die Höhenzüge bei les Hautes Bourgères.

Halt!

„Zum Kuckuck, da kracht es ja wieder ganz ordonnanzmäßig. Was ist denn los?"

Man horchte, man spähte und erfuhr auch bald, daß bei la Fourche die erste Division, die rechts vor uns stand, in ein lebhaftes Gefecht verwickelt sei.

„Wer ist denn vor uns?"

„Die 4. Brigade."

„Holla, jetzt geht's auch bei uns los. Die Avantgardenkavallerie weicht schon aus, und die Infanteriespitze des 7. Jägerbataillons feuert gegen Thiron-Gardais. — Dort geht ein Bataillon des 10. Regiments zur Verstärkung vor."

Die Feldstecher kamen fast nicht von den Augen. Jeder suchte zu entdecken, was geschehe. Unsere Brigade bildete heute leider die Reserve der Division. „Ob es nur Moblots sind, oder ob die Geschichte ärger wird?"

„Hoffentlich halten die Kerls doch etwas stand, wenigstens so lange, daß man uns auch verwendet. Aha, der linke Flügel des 7. Jägerbataillons kann nicht mehr vor. Auch bei den Zehnern will es nicht mehr recht gehn."

Das Feuer wurde von Augenblick zu Augenblick stärker; es handelte sich also heute doch um eine ernstere Geschichte. Wir waren damals an das Knallen und Pulverriechen recht

gewöhnt. Es verging kein Tag, an dem nicht ein oder mehrere Bataillone einen kurzen Widerstand brechen, ein Dorf nehmen oder wenigstens ihr Quartier zuerst von den Franzosen säubern mußten, ehe es besetzt werden konnte. Daher war von der Aufregung, die uns im Anfange des Feldzuges ergriffen hatte, wenn man in der Nähe Geschütz- oder Gewehrfeuer vernahm, jetzt keine Rede mehr. Man suchte nur möglich rasch herauszubekommen, um was es sich eigentlich handelte, um demgemäß seine Anordnungen treffen zu können.

Heute erkannte man bald, daß zwar keine bedeutende Schlacht im Entstehen sei, denn der Feind hatte noch keine Artillerie gezeigt, daß aber doch ein ernsterer Widerstand als in den letzten Tagen überwunden werden müsse.

„Leutnant Tanera!"

„Hier, Herr General!"

„Das 1. Jägerbataillon soll den linken Flügel des 7. Jägerbataillons verlängern und umfassend gegen den rechten des Feindes vorgehen. Das 4. Chevaulegerregiment deckt die Flanke der Jäger."

„Zu Befehl, Herr General!"

Niemandem brachte ich einen Angriffsbefehl lieber, als meinem 1. Jägerbataillon. Ich wußte ja, daß ich den Kameraden keine größere Freudennachricht verkünden konnte.

Als ich unserem „Alten" den Auftrag ausgerichtet, glitt über sein faltig, ernstes Gesicht ein helles Leuchten, und er dankte mir mit freundlichem Gruße. Heute hielt er sich nicht mit einer Anrede auf. Er schätzte, wie wir alle, die uns hier entgegenstehenden Feinde so wenig, daß er sie einer Erwähnung gar nicht wert erachtete, und eine besondere Aufforderung an seine Jäger war nicht notwendig. Er hätte ihnen höchstens sagen können: „Rennt mir nicht vorwärts davon; die nachgeschobenen Ersatz- und Landwehrjäger wollen auch einmal an den Feind kommen."

Die Kompanien wurden entwickelt. Das Gelände war schwierig. Dichte Hecken durchzogen die Felder, stark ausgeprägte

Höhenzüge erschwerten das Vordringen, und Büsche und Waldparzellen störten die Übersicht.

Etwa 600 m war das Bataillon vorgegangen, da erhielt es von einer dunklen Hecke her heftiges Feuer. Einzelne Jäger stürzten. Kein Mann aber stockte, nur die Büchse wurde fester umfaßt; dann schlug alles einen flotten Laufschritt an. Der „Alte" erhob den Säbel, rief „Hurra", und nun ging die lustige Jagd los, fast gerade so, wie bei Beaumont, nur nicht so erfolg- und ruhmreich, denn der Gegner riß zu schnell aus. Es waren Moblots und außerdem Franktireurs in schwarzen Blusen mit breitkrämpigen dunklen Hüten. Die erste Hecke wurde teils durchbrochen, teils überstiegen, dann sausten die „blauen Teufel" hinter den Unglückswürmern her, so schnell, daß diese gar keine Zeit hatten, sich an der nächsten Hecke festzusetzen, und schon hier wurden die ersten Gefangenen gemacht. Verschiedene der ehrsamen „vengeurs de la patrie", oder was sie sonst für hochtrabende Namen führten, waren wahrscheinlich erst vor einigen Tagen vom Ladentisch oder aus den Armen der sorgsamen Madame H. und C. und L. geholt worden und hatten noch keine Gelegenheit gefunden, das feiste „Bourgeoisbäuchlein" anzubringen. Dasselbe störte aber beim Überspringen von Hecken ungemein, und die unliebenswürdigen bayerischen Jäger warteten nicht, bis sich Monsieur H. und. C. und L. von einem Mitvengeur hinüberheben lassen konnten, sondern rissen den mit schlotternden Knien dastehenden, halb ohnmächtigen Helden das antediluvianische Schießgewehr aus den Händen und deuteten nur nach rückwärts als Zeichen, daß die tapferen Krieger sich dort hinten als Gefangene zu melden hätten. Die guten Kerls befolgten jeden diesbezüglichen Befehl möglichst schnell und gewissenhaft, und als ich im Laufe des Gefechts den Jägern nachgaloppieren mußte, um ihnen eine neue Richtung anzugeben, kam ein ganzer Trupp von solchen armen Burschen auf mich zu und fragte mich, wo sie sich denn zu stellen hätten.

Ich bezeichnete ihnen die Kirche von Thiron-Gardais als Sammelpunkt und ritt weiter. Sie hätten zehnmal ausreißen

können, denn kein Mensch kümmerte sich damals um Gefangene; allein sie kamen alle getreulich nach Thiron und waren jedenfalls froh, daß man sie jetzt nicht mehr abweisen dürfe, sondern als Gefangene nach Deutschland schicken müsse.

Nach der Einnahme von Orleans am 4. Dezember wurde dieses Verhältnis noch drolliger. Keinem Offizier, der damals Gefangene zu bewachen und zu transportieren hatte, fiel es mehr ein, andere Posten aufzustellen, als die vor den Proviantwagen usw., damit nichts gestohlen werde. Den Gefangenen aber wurde jede Möglichkeit gegeben, zu entweichen. Trotzdem fehlte niemals auch nur ein einziger, sondern bei der Ankunft am Ziel waren es immer mehr, als man ursprünglich übernommen hatte.

Der Laufschritt und das Hurra der Jäger dauerten ununterbrochen weiter. Es ging einen Berg hinunter und einen anderen wieder hinauf. Auf letzterem waren sehr sorgsam angelegte Schützengräben in mehreren Etagen errichtet. Aber kein einziger Schuß fiel mehr aus denselben. Die armen Moblots hatten, wie zu ersehen war, unter Hinterlassung einiger Toten diese Schützengräben bei unserem Herannahen alsbald geräumt und ihr Heil in der Flucht gesucht. Auf dem jenseitigen Höhenrande ließ der Oberstleutnant Schmidt halten und nachfeuern. Er und seine Jäger hatten gewiß gute Lungen. Aber so schnellfüßige Gesellen einzuholen, war doch nicht möglich, und einmal stehen bleiben ging jedenfalls gegen deren moralische Überzeugung, denn sie ließen sich nicht darauf ein.

Auch auf dem rechten Flügel und im Zentrum hatte das Gefecht mit einem allgemeinen „sauve qui peut“ der Franktireurs geendet. Man erkannte auch hier wieder in der Praxis, was ja jedem Offizier durch die Theorie längst bekannt ist, daß nämlich guter Wille, ja Begeisterung usw. keinen Schuß Pulver wert sind, wenn der Träger nicht zugleich ein wohlgeschulter, geübter und disziplinierter Soldat ist. Begeisterung ist ja schön und gut. Allein Disziplin und Schule sind noch viel schöner

und viel besser, wenn man etwas erreichen, wenn man einen Feind besiegen will. Das Richtige ist eben beides vereint.

Am Abend kamen wir nach Thiron=Gardais ins Quartier, und zwar in ein sehr gutes. Unsere Hausfrau war jung und hübsch, und deshalb bemühte ich mich auch, recht liebenswürdig gegen sie zu sein. Als das gute Wesen hörte, daß ich noch abends zum Befehlholen wegreiten müsse, bedauerte sie mich sehr und versprach mir, trotz meiner Gegenbitten, auf mich zu warten, bis ich zurückkäme. Ein Mann war nicht im Hause. Wirklich fand ich sie um ein Uhr nachts in einem gepolsterten Lehnstuhle sitzend, neben sich einen Tisch, auf dem eine brennende Lampe stand. Da sie mein Eintreten nicht bemerkt hatte, weckte ich sie durch einen Kuß. Natürlich erschrak sie etwas oder tat wenigstens so und ließ auch einen leisen Ausruf hören, aber doch nur so leise, daß der Herr General, der im Nebenzimmer schlief, nicht ebenfalls erwachte. Dann leuchtete sie mir, und wir trennten uns in keineswegs feindseliger Stimmung.

Am 22. wurde der Vormarsch gegen Nogent=le=Rotrou fortgesetzt. Die ganze Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg wurde bereit gestellt, und mit vereinten Kräften gegen diese Stadt, von der man gehört hatte, sie sei stark befestigt worden, vorzugehen.

Wir fanden auch Schanzarbeiten, allein keine Verteidiger der angelegten Werke. Sie hatten es für besser befunden, sich nach rückwärts gegen le Mans zu konzentrieren und uns Nogent ohne Schuß zu überlassen.

Beim Betreten der Stadt stauten sich allmählich die Truppen in den engen Straßen. Da erhielt ich den Befehl, einen schriftlichen Rapport an den Stab Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs zu überbringen. Um schneller vorwärts zu kommen, ritt ich in eine Nebengasse, die, der Richtung nach zu schließen, bedeutend abschneiden mußte. Sie tat es auch. Am Ende kam ich aber auf den Kirchplatz, und von diesem führten etwa dreißig breite Stufen hinab gegen die Hauptstraße. Dort stand gerade ein Husarenregiment. Da ich zu bemerken

glaubte, daß die Herren mich beobachteten, so schämte ich mich abzusteigen und mein Pferd über die Staffeln zu führen. Deshalb ritt ich unverdrossen darauf los und kam auch glücklich hinunter. Jetzt würde ich mich wohl mehr besinnen. Das Halsbrechen wäre damals eine wohlverdiente Strafe für meine Tollkühnheit gewesen. Doch die Anerkennungen der Husaren taten dem Infanterieleutnant doppelt wohl.

XIV.

Ein Ordonnanzritt.

In Nogent-le-Rotrou erhielten wir die angenehme Nachricht von siegreichen Kämpfen der rechts vom Korps von der Tann marschierenden 22. Division gegen Mobilgarden. So vielversprechend solche Ereignisse auch waren, in Wirklichkeit änderten sie unsere Lage kaum in merkbarer Weise. Wie bei der Hydra die Köpfe, so tauchten eben immer neue, fliegende Kolonnen von Moblots und neue Franktireursbanden auf, so oft wir auch verschiedene derselben zerstreuten und schlugen. Das immer mehr sich entwickelnde Franktireurunwesen war überhaupt die unangenehmste Folge des Rückzuges vom 9. November. Nach Tausenden traten sie auf, die schnell zusammengerafften Parteigänger, welche gestern noch Weizen ausgedroschen und heute, mit einer alten Jagdflinte bewaffnet, erklärten, sie würden nicht eher ruhen, bis alle diese maudits diables bleux erschlagen oder wenigstens von der heiligen Erde Frankreichs vertrieben seien. Außer ihren bewundernswerten Phrasen haben sie nichts Großes geleistet; im kleinen aber genierten sie uns doch oft ganz gewaltig. Besonders die wenig zu beneidenden Ordonnanzoffiziere, welche nachts die Befehle für den kommenden Tag holen und bringen mußten, konnten oft ein Liedchen über diese Landplage singen. Waren

doch schon zwei derselben, darunter sogar ein Ordonnanzoffizier des Generals von der Tann selbst, spurlos verschwunden. Wenn man sich als Soldat auch gern gefallen läßt, in der Feldschlacht, beim Angriff, vor dem Bataillon, ehrenvoll zu sterben, so ist doch die Aussicht, von irgendeinem Bauern bei Nacht hinterrücks angeschossen und dann mit Knütteln erschlagen zu werden, so wenig verlockend, daß unter solchen Umständen selbst der größte Enthusiast nicht mehr die Wahrheit des Satzes „dulce est pro patria mori“ vertreten wird.

Übrigens war die Sache nicht zu ändern, und man mußte sich eben auf sein gutes Auge, sein schnelles Pferd und eine tüchtige Ladung Glück verlassen.

Mir, als dem jüngsten Offizier unseres Stabes, welcher außer dem General noch aus einem Generalstabsoffizier, einem Adjutanten und zwei Ordonnanzoffizieren bestand, fiel ja naturgemäß tagtäglich die Aufgabe zu, den Befehl zu holen. Also mußte ich auf ein ganz besonderes Glück rechnen.

Das Treffen von Nogent-le-Rotrou war vorüber. Der Feind zog sich in der Richtung auf le Mans zurück, wo sich eine ganz neue französische Armee angesammelt haben sollte. Um den geschlagenen Gegner energisch zu verfolgen und möglichst viel Terrain gegen die genannte Stadt zu gewinnen, erhielt unsere Brigade den Befehl, trotz der schon eintretenden Dunkelheit noch bis in die 24 Kilometer entfernte Stadt la Férté Bérnard vorzurücken und letztere nehmen.

Als mein 21jähriges Herz diesen Befehl vernahm, hüpfte es vor Vergnügen, denn ein flottes Nachtgefecht stand noch nicht auf meinem sonst stattlichen Register. Die Freude war vergebens; „Leutnant Tanera,“ rief mir nämlich der General zu, „Sie bleiben gleich hier beim Divisionsstab und bringen uns den Befehl für morgen.“

„Zu Befehl, Herr General.“

In der Stadt ging es laut zu. Außer der 2. und 4. bayerischen Infanteriebrigade waren der Stab Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg, jener des Generals von der

Tann und unser Divisionsstab hier einquartiert. Dennoch fand ich für mein Pferd und das meines Chevaulegers, der mir der Vorschrift gemäß als Ordonnanzreiter beigegeben war, einen ganz anständigen Stall, während ich selbst mich auf einem Billard im Vorzimmer des rasch etablierten Divisionsbureaus einrichtete. Ich war schnell eingeschlafen. Wenn man erst 21 Jahre alt, zwölf Stunden im Sattel gesessen ist und weiß, daß der Befehl vor zwei bis drei Stunden nicht zu erwarten steht, dann schläft man in voller Uniform mit umgeschnalltem Säbel und Revolver auf einem blanken Billard so gut, wie oft in Friedenszeiten nicht im Bett.

Nachts ein Uhr rief der Divisionsadjutant die Herren zu sich und diktierte den Befehl für den kommenden Tag, dem zufolge unsere Brigade morgen früh, d. h. heute früh acht Uhr, bis Vilaines la Grosnais bereit stehen mußte, um eventuell das Vordringen der französischen Armee von le Mans zu verhindern. Außerdem mußte ich den Befehl an das in Male stehende Bataillon des Infanterie-Leibregiments abgeben. Punkt ½2 Uhr ritt ich ab. Die Nacht war so finster, daß man wirklich kaum die Hand vor den Augen sah. Ich erinnere mich nur in der Nacht vor Coulmiers eine solche Dunkelheit auf freiem Feld erlebt zu haben. Ehe ich in den Sattel stieg, orientierte ich mich noch einmal genau auf meiner Karte und fragte meinen Chevauleger, ob er Zündhölzer bei sich habe. „Jawohl, g'nua," war die Antwort. „Gut. Dann vorwärts."

Ich hatte mir genau gemerkt, daß ich etwa drei Kilometer von Nogent aus in einen großen Wald käme, nach etwa sieben Kilometern den Weiler le Gibet, wo es rechts abging, passieren müsse, und nach ungefähr elf Kilometern der Wald aufhöre.

Wir trabten los, ich vielleicht zwei bis drei Schritte voraus, der Chevauleger hinter mir her. Die Straße war sehr gut, aber kein Stern warf einen leuchtenden Schimmer herab. Doch hatte der helle Grund der Chaussee sich einige

Zeit immer noch notdürftig erkennen lassen. Nun hörte auch dies auf. Ich hielt und nahm Karte und Uhr heraus.

„Chevauleger, ein Zündhölzchen."

Nach einigen mißglückten Versuchen brannte endlich eines; ich erkannte, daß wir vierzehn Minuten geritten waren und sah rechts und links Bäume.

„So, die Sache stimmt. Jetzt sind wir im Wald. Nun heißt es die Ohren spitzen. Sobald Sie etwas hören, was es auch sei, machen Sie mich aufmerksam."

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Also vorwärts!"

Anfangs ritten wir Schritt. Später versuchten wir einen kleinen Trab, der aber sehr kurz wurde, weil die Pferde den Boden auch nicht sahen und sehr vorsichtig auftraten, und weil wir, um sie vor dem Fallen zu bewahren, unwillkürlich die Zügel sehr angezogen hatten. Stumm ging es dahin, teils Schritt, teils Zotteltrab, etwa eine halbe Stunde so fort. Der harte Klang der Hufschläge auf der Straße war mir der Beweis, daß ich nicht seitwärts abkam. Da ich aus der Dunkelheit erkannte, daß ich mich noch immer im Walde befinden müsse, so wurde mir die Sache etwas unheimlich, denn nach meiner Berechnung sollte ich schon längst den Weiler le Gibet erreicht haben. Wir zündeten wieder ein Streichholz an und leuchteten umher; aber nichts als Bäume. Nun ließ ich den Chevauleger, während ich sein Pferd führte, an der Seite der Straße entlang gehen, um einen der alle 100 Meter aufgestellten Markierungssteine zu finden. Bald war ein solcher erreicht; er trug die Zahl zwei. Ging nun die Numerierung von le Mans aus, so mußte der nächste eins und der übernächste die volle Kilometerzahl mit Angabe der nächsten Stadt zeigen. Es war auch so. Nach 200 Metern fanden wir denn den Kilometerstein, auf dessen einer Seite la Férté Bérnard und auf der anderen Nogent-le-Rotrou stand. Die Kilometerzahl aber war ausgekratzt. Nun war ich ganz auf dem alten Fleck und wußte zwar, daß ich mich auf der rechten Straße befand, aber nicht

wo. Wir machten uns wieder auf den Weg und trabten weiter. Nach kurzer Zeit zündeten wir von neuem ein Zündhölzchen an und sahen zu meiner größten Freude an der Straße einen Zaun. Noch wenige Meter weiter, und wir standen vor einem Haus. Die Fenster waren mit Fächerläden geschlossen. Ich drängte mein Pferd dicht heran, schlug mit dem Revolverkolben an den Laden und rief laut: „Eh là bas!“ Es war dies der landläufige Anruf. Keine Antwort.

Der Chevauleger zündete ein Zündholz nach dem anderen an zum Leuchten. Ich rief: „Y a t—il quelqu' un dedans?“ Wieder keine Antwort. Da fuhr ich mit dem Revolver an den einzelnen Fächern des Ladens auf und ab, was einen Heidenlärm machte, und mein Chevauleger schimpfte und fluchte, soviel er konnte, aber nichts rührte sich drinnen. Wir hielten bei unseren eleganten Leuchten, die jeden Augenblick wieder erloschen, Umschau. Jedoch kein anderes Haus weit und breit. Ich kehrte zu meinem Laden zurück und dachte, ich will schon herausbekommen, ob jemand in der Hütte wohnt. Darauf steckte ich nämlich ruhig die Mündung meines Revolvers zwischen zwei Ladenfächer hindurch, richtete dieselbe so hoch, daß das Geschoß innen oben an die Decke gehen mußte und — drückte ab.

Kaum war der durch die stille Nacht dröhnende Schuß verhallt, so ging es drinnen los: „Oh mon dieu, mon dieu! Oh, nous sommes perdus! Oh quel malheur! Oh ne tirez plus!“

Ich zog mich mit meinem Chevauleger zurück und befahl dem Inwohner, sofort mit einer Laterne zu erscheinen. Mit gespanntem Revolver wartete ich, wer nun herauskommen werde. Nach einigen Sekunden, während welcher man eine Frauenstimme immer mehr bitten hörte, der „cher mari“ solle doch nicht hinausgehen, entstand Licht, und gleich darauf erschien auch unter der Tür ein alter Bauer, der nichts anhatte als ein Hemd, die wohlbekannten sabots an den Füßen und die landesübliche Zipfelmütze auf dem Kopfe. In der rechten Hand

trug er eine Laterne. Unter der Tür blieb er stehen und rief mit Pathos in die Nacht hinein: „A présent, je suis prêt!“

Ich mußte wirklich lachen, als ich den Alten zitternd wie Espenlaub und erwartend, daß er jetzt umgebracht werde, so vor mir stehen sah. Ruhig versorgte ich meinen Revolver und machte dem Bauern tüchtige Vorwürfe, weil er nicht sofort geantwortet habe. Er behauptete, die Furcht habe ihm die Kehle zugeschnürt. Nun fragte ich, wie sein Hof heiße, und erfuhr, daß er zu Châteauroux gehöre. So war ich also durch le Gibet, von dem nur einige Häuser an der Straße standen, durchgekommen, ohne es bemerkt zu haben. Ich fragte weiter nach dem Wege nach Male. Ungefähr 400 Meter rückwärts sollte er abbiegen. Sofort zwang ich den Bauern, der beim Vorhalten des Revolvers beinahe die Laterne fallen ließ, so wie er war, mitzugehen und zu leuchten, bis wir den Seitenweg gefunden hätten. Er gab natürlich nach und marschierte in seinem einfachen Kostüm voraus, während wir folgten. Freilich dauerte mich der arme Teufel, denn damals am 22. November in dem so kalten Winter von 1870 gleichsam aus dem warmen Bette geschossen zu werden und dann in Hemd und Zipfelmütze fast einen Kilometer auf der Landstraße marschieren zu müssen, ist gewiß kein Spaß. Allein hätte ich ihn zum Ankleiden losgelassen, so wäre er samt seiner schöneren Hälfte jedenfalls durch eine Hintertüre entwischt, und ich hätte das Nachsehen gehabt.

Der Seitenweg war bald erreicht. Der Bauer lehnte stolz meinen Dank für die gute Führung ab, und der Chevauleger und ich zottelten ruhig weiter. Bald mußten wir wieder Schritt reiten, denn ein überhängender Zweig hätte mich beinahe aus dem Sattel geworfen. Nun sah man wieder buchstäblich nicht einmal die Hand vor den Augen; wir mußten uns ganz den Pferden überlassen. Diese fanden sich aber zurecht, und nach etwa einer Viertelstunde erkannte ich an der etwas geringeren Dunkelheit, welche wenigstens einen grauen Schimmer zu meinen Füßen unterscheiden ließ, daß wir in einer Lichtung angekommen

waren und uns noch auf dem Wege befanden. Nun mußte ich gleich in Male sein. Plötzlich ertönte aber 50 Meter vor mir ein lautes „Halt! Wer da?"

Da mein erschrockenes Pferd einen Seitensprung machte, hatte ich nicht gleich geantwortet und — paff, knallte der Schuß des Postens, und das Geschoß ging, dem Pfeifen nach zu schließen, dicht über meinen Kopf weg. Auch jetzt gab ich dem Posten keine vorschriftsmäßige Antwort. An meinem „Millionendonnerwetter", das nun losbrach, merkte er aber sofort, daß ein Deutscher vor ihm stehe, und verlangte gar nicht mehr Losung und Feldgeschrei.

Ich war richtig in Male angelangt. Der Schuß hatte den großen Vorteil, daß eine Patrouille im Laufschritt ankam, und ich also sofort einen Führer in das Quartier des Bataillonskommandeurs fand. Dieser war schon wach, da ihm sein Posten den Schuß gemeldet hatte. Weiter aber war, soviel ich bemerken konnte, keine besondere Unruhe im Orte entstanden. Ich gab den Befehl ab, orientierte mich wieder auf meiner Karte und sah nach der Uhr. Es war 3¼ Uhr geworden.

Von einem Manne der Wache mit einer Laterne ließ ich mich vor dem Dorfe beim letzten Posten auf den Weg nach Beauvais ansetzen und trabte wieder mit meinem Chevauleger los. Letzterer hatte sich vorsichtigerweise von einem Infanteristen neue Zündhölzchen geben lassen.

Kaum fünfzig Meter vor dem Dorf begann aufs neue der Wald und damit die ägyptische Finsternis. Eine gute halbe Stunde wälzten wir uns im Schritt vorwärts. Nach meiner Schätzung mußten wir bald die Hauptstraße erreichen.

„Chevauleger, ein Zündhölzchen!"

Ich sah auf die Uhr. Sie zeigte kaum 3½ Uhr. Also waren wir noch keine halbe Stunde, sondern nicht viel über zehn Minuten geritten. Wenn man eben mit einem sehr wichtigen Befehl in der Tasche nachts im Feindesland zu einer Zeit, wo man die Franktireurs öfter sah als das liebe Brot, im Walde herumreitet und sich dabei, weil man gar nichts

erkennt, vollständig auf sein Pferd verlassen muß, daß es nicht vom Wege abkommt, so wird die Zeit recht lang. Wir setzten unseren Weg fort, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich stutzte mein Pferd, ich hielt, der Chevauleger, welcher dicht hinter mir ritt, ebenfalls. Da raschelte es etwa zehn Schritte vor uns im Gebüsch. Vergeblich strengte ich mich an, etwas zu sehen. Die Dunkelheit war undurchdringlich. Ich gestehe es, daß mir das Herz fast hörbar schlug, als ich nun den Revolver hervornahm und den Hahn spannte. Beim Knacken desselben raschelte es wieder. Dann absolute Stille. Nach einigen Momenten rief ich: „Wer da?"

Keine Antwort.

Noch einmal: „Wer da?"

Wieder alles stumm.

Ich wollte mein Pferd antreiben. Es refusierte. Ich gab ihm die Sporen, da machte es einen Satz vorwärts. Dabei schlugen mir einige Zweige heftig in das Gesicht, und indem ich unwillkürlich fester zufaßte, kam ich in den Abzug meines Revolvers, und der Schuß ging, glücklicherweise in die Höhe, los. Mein Pferd wurde dadurch noch aufgeregter, und während es sich bäumte und ich mit dem Kopfe wiederholt in die Zweige gestoßen wurde, hörten wir, der Chevauleger und ich, deutlich, daß jemand seitwärts in die Büsche sprang.

Ich rief wieder: „Halt! Wer da?"

Keine Antwort.

Nun schien das Rascheln sich mehr zu entfernen.

Da feuerte ich mit dem Revolver in der Richtung des Geräusches. Nun vernahmen wir einige schnelle Tritte; Zweige krachten, und dann war alles ruhig. Wir lauschten mit einer Aufmerksamkeit, die die Sinne in solchen Momenten doppelt schärft, aber wir hörten nichts mehr.

Ich flüsterte leise zu meinem Begleiter: „Es war vielleicht ein Reh."

„Nein", meinte dieser. „Ich habe deutlich Menschentritte gehört. Auch würde ein Wild weiter fliehen und nicht so nahe

halten. Der Kerls kann höchstens dreißig Schritte seitwärts gekommen sein und hat sich gedeckt."

Was nun tun? Absteigen und auf gut Glück in den Wald dringen, um den Burschen zu suchen, wäre geradezu Wahnsinn gewesen. Der Befehl mußte bald ankommen. Also blieb uns nichts übrig, als vorwärts zu reiten. Ich teilte diese Absicht dem Chevauleger mit und befahl ihm, dicht hinter mir zu bleiben.

Mein Pferd gehorchte jetzt willig und ging langsam an. Ich hielt den Revolver nach rechts, wo wir das Geräusch zuletzt gehört hatten, und beugte mich auf den Sattel nieder. Wer weiß, dachte ich bei mir, wenn die Kanaille jetzt schießt, geht es doch vielleicht über mich hinweg. So blieb ich etwa sechzig Schritte lang. Die Situation war gar nicht angenehm. Jeden Moment erwartete ich, daß es krachen würde. Wenn der Kerl nur wenigstens keine Rehposten geladen hat; mit einer Kugel konnte er ja viel leichter fehlen! Dabei mußte ich immer an meinen Befehl denken. Ich wußte, daß die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg östlich gegen Châteaudun abbiegen würde, und heute meiner Brigade die Verteidigung der Straße le Mans-Dreux-Paris anvertraut war. Wenn sie den Befehl nicht erhalten und ebenfalls östlich abbiegen würde? Bei le Mans war eine ganze feindliche Armee gemeldet. Wenn diese hier unaufgehalten vordränge? — Besonders beruhigend wirkten diese Vorstellungen nicht auf mich ein. Endlich, endlich war ich so weit an der bewußten Stelle vorbeigekommen, daß ich mich außer Schußbereich wußte. Nichts hatte sich hören lassen. Ich wollte antraben, aber es ging nicht, weil mein Pferd sofort über eine Wurzel stolperte. So ritten wir denn im Schritt weiter; mir dünkte es recht lange.

Da erhob sich plötzlich der Weg, und nach einigen Schritten hörte ich das harte Dröhnen des Eisens auf der festen Chaussee. Ich atmete wirklich erleichtert auf, und mein Chevauleger auch; was waren wir froh, daß wir wieder den grauen Schimmer zu unseren Füßen erkennen konnten! Nun wurde es auch möglich,

flott wegzutraben, und wir ließen die Pferde tüchtig laufen. Auf einmal erkannte ich, daß sich die Straße teilte. Ich rief wieder nach einem Streichhölzchen.

„Herr Leutnant, ich finde mein Büchschen nicht mehr; es muß verloren gegangen sein."

So, da waren wir in einer lieblichen Patsche. Ich erinnerte mich durchaus nicht, auf der Karte gesehen zu haben, daß ich an eine größere Straßengabelung kommen müsse. Damals verwünschte ich zum ersten Male, daß ich nicht rauchte und daher kein Feuerzeug bei mir trug.

Was tun? — Ich stieg vom Pferde und untersuchte die Breite und Beschaffenheit der beiden auseinander gehenden Straßen. Es waren ganz gleiche Hauptchausseen. Nun suchte ich im Winkel der Straßengabelung nach einem Wegweiser. Da dieselben in Frankreich fast alle in Eisen gegossen und mit erhabener Schrift versehen sind, so hoffte ich, vielleicht einen Namen fühlen zu können. Wirklich fand ich den gewöhnlichen eisernen Wegweiserpfahl. Als ich aber an demselben emporkletterte, entdeckte ich, daß er keine Arme mehr hatte. O du fürsorglicher Franktireur!

Nach einiger Zeit kamen wir, der Chevauleger und ich, überein, einfach die Pferde auf gut Glück laufen zu lassen. Wir führten sie mehrere Schritte zurück, saßen auf und ritten an. Mein Rappe wandte sich rechts; der Chevauleger folgte: also ritten wir rechts.

Ich hatte keine Ahnung mehr, welche Stunde es wohl sein konnte, und wo wir uns befanden. Dazu war es empfindlich kalt, und es begann ein feiner Regen. In keiner rosigen Stimmung ritt ich so weiter.

„Herr Leutnant!"

„Hoho! Was gibt's?"

„Herr Leutnant, dort hinten rechts brennt ein Licht."

Ich hielt; wahrhaftig, es war ein Licht. Die Sache wurde immer ernster und unheimlicher. Erst vor einigen Tagen war uns von den Mecklenburgern dienstlich mitgeteilt worden,

daß auf Befehl der Präfekten in der Perche auf allen Kirchtürmen auf der Seite gegen die Franzosen zu so lange eine Laterne brennen mußte, bis der Ort von Deutschen besetzt wurde. Daran erkannten die Franzosen bei Nacht, wie weit wir vorgedrungen waren. Beim Eintritt der deutschen Spitzen in das Dorf erlosch sofort die Laterne. Am Tage versahen die gehenden und plötzlich stehen bleibenden Windmühlen so lange den gleichen Dienst, bis sie eine deutsche Patrouille anzündete und damit das ganze praktische Signalisieren ebenso praktisch beendete.

Daß mir nun das rechts rückwärts brennende Licht als ein angenehmes Zeichen erschien, konnte ich nicht behaupten. Dort waren also französische Truppen oder nur Bauern, jedenfalls aber keine Deutschen. Und wo war ich? Das wußten die Götter, ich nicht.

Was half aber alles Grübeln? Zurück an die Gabelung und den anderen Weg versuchen, hätte mich zu viel Zeit gekostet. Zudem schien das Licht etwa einen Kilometer entfernt zu sein. Vielleicht war es jenseits der Huisne? Also vorwärts!

Wieder trabten wir einige Zeit fort. Plötzlich hielt mein Rappe, kein Spornstoß brachte ihn weiter. Da entdeckte ich auch, daß der die Straße darstellende, graue Streifen aufhörte, und eine dunkle Stelle erkennbar wurde. So, dachte ich mir, da ist wieder einmal, wie an hundert Stellen in der Beauce und Perche, die Straße abgegraben. Ich stieg vom Pferd und wollte mit dem Fuß vorsichtig den Grabenrand erforschen. Da stieß ich an einen Körper. Ich bin wahrhaftig erschrocken; dann visitierte ich mit meiner Säbelscheide. Wirklich es war ein Mensch. Ein Nachgreifen mit der Hand überzeugte mich, daß derselbe tot und steif sei. Bald hatte ich an seiner Seite eine französische Yataganscheide und neben seinem Kopfe ein Käppi gefunden. Fast hätte ich vor Vergnügen laut aufjauchzen mögen, denn jetzt wurde mir klar, daß ich auf dem rechten Wege sein mußte. Jedenfalls hatten die Franzosen nicht einen der Ihrigen selbst erschossen und hier mitten auf der Straße liegen lassen. Es mußte also

unsere Brigade auf den Feind gestoßen sein und ein kleines Gefecht geliefert haben. Unterdessen hatte der Chevauleger entdeckt, daß die Straße unversehrt sei, und man rechts und links an dem Toten leicht vorbei könne. Wir stiegen wieder in die Sättel und trabten viel fröhlicher und leichter als vorher weiter. Der Regen wurde stärker, dagegen wich die strenge Dunkelheit allmählich einer freilich noch sehr grauen Morgendämmerung. Nun erkannte ich ein kleines Häuschen. Flott wollten wir vorbeitraben, da plötzlich wieder ein scharfes „Halt? Wer da?", das mich zu einer schnellen, heftigen Parade und zu schleunigstem Halten zwang. Eingedenk der Erfahrung von Male rief ich sofort: „Ordonnanzoffizier der 3. Brigade".

„Losung!"

„Wall —"

„Büchse. Näher heran!"

Ich gehorchte.

„Halt! Feldgeschrei!"

„Georg."

„Feldgeschrei richtig. Passiert."*)

Wie ich froh war, wieder deutsche Worte zu hören, kann man sich denken. Nun fragte ich den Posten: „Von welchem Regiment sind Sie?"

„Zwölftes, Herr Leutnant."

„Bravo. Das ist ja ausgezeichnet. Komme ich denn bald nach la Ferté?"

„Ja, die Stadt ist vielleicht noch einen Kilometer entfernt. Hier rechts ist St. Antoine de Rochefort. Da liegt unser Regiment; wir sind da heraus verlegt worden, weil in der Stadt die Gefangenen und Verwundeten untergebracht sind."

„Verwundete? gab es denn ein großes Gefecht?"

*) Ich habe mir damals täglich Losung und Feldgeschrei notiert. Es ist dies auch eine Art von Geschichte. So hieß es z. B. am 3. Dezember: Frisch — drauf, Orleans; an einem der Regentage im November: Komm — doch, Sonnenschein; Ende Januar: Bald — fällt, Paris usw.

„Jawohl, Herr Leutnant. Nachts $^1/_2$12 Uhr kamen wir hier an. Schon weiter vorn wurden einige Mobilgarden überfallen und erschossen. In der Stadt selbst haben wir vier feindliche Bataillone überrascht. Mehr als 700 Mann sind gefangen genommen."

„Gab es schwere Verluste?"

„Bei uns nicht. Das 1. Jägerbataillon war an der Spitze und soll ziemlich verloren haben. Aber Franzosen sind viele gefallen."

„Wieviel Uhr ist es jetzt?"

„Etwa 5$^3/_4$ Uhr."

„Geht die Straße immer geradeaus?"

„Ja, bis auf den Hauptplatz in la Férté. Dort ist auch der Brigadestab einquartiert."

„Danke. Gute Nacht."

Lustig und frohen Mutes trabte ich nun der Stadt zu. In wenigen Minuten war mein Ziel erreicht. Den zum Befehlholen anwesenden Unteroffizieren diktierte ich nur: „Um 7 Uhr früh steht die Brigade in Rendezvousstellung am Südausgang von la Férté à cheval der Straße nach le Mans." – „Ihr könnt abgehen!"

Dann übergab ich den ausführlichen Befehl dem Generalstabsoffizier, der sofort aufstand und ihn eingehend studierte. Ich legte mich seiner Aufforderung folgend auf sein Lager und schlief auch, trotz Stiefel und Sporn, sofort ein. Nach einer halben Stunde wurde ich aber schon wieder geweckt. Es war $^3/_4$7 Uhr. Mein Bursche brachte mir mein zweites Pferd, und ich wälzte mich noch recht müde wieder in den Sattel. Etwas Brot und Schnaps war das frugale Frühstück. Auf dem Rendezvousplatz meinte der General, ich hätte in der letzten Nacht doch etwas lange gebraucht. Als er aber hörte, daß ich erst um $^1/_2$12 Uhr in Nogent abreiten konnte und noch nach Male reiten mußte, war er zufrieden und fragte nur: „Haben Sie das Nest in dieser dunklen Nacht gut gefunden?"

„O ja, Herr General."

Damit war von diesem Ritte nie mehr die Rede.

Ich habe noch manch andere in den Dezemberschlachten, viele mitten durch das feindliche Feuer, machen müssen, aber bei keinem empfand ich ein so unheimliches Gefühl als damals im Walde von le Gibet auf der Straße gegen le Mans, da ich nicht mehr wußte, wo ich war.



XV.

Verschiedenes Los.

Die Aufgabe, die uns seit dem 10. November zugefallen, war eine äußerst schwierige und unendlich verantwortungsvolle. Blieb doch die Sicherheit der Zernierungsarmee vor Paris unserer Armee anvertraut. Zwar hatte, wie schon in einem der vorigen Kapitel bemerkt, unser Korps jetzt zwei preußische Divisionen, nämlich die 17. und 22., statt wie bisher nur die letztere, zu seiner Unterstützung bei sich; allein um überall da zu sein, wo wir sein sollten, waren wir doch zu schwach. Daher verzichtete man auf eine gleichzeitige Besetzung der wichtigsten Punkte und begnügte sich, hin und her zu marschieren, einmal da den französischen Vorposten auf die Finger zu klopfen, dann dort unglückselige Mobilgarden aus ihrem Quartier zu werfen, hierauf an einem dritten Orte den Vormarsch einer französischen Division zu verhindern, und wenige Tage später wieder ganz wo anders zwischen den erstaunten Franzmännern zu erscheinen und sie zu zausen.

Dieses fortwährende Herummarschieren durch die Beauce und Perche war ja recht interessant; aber, aber! Mein guter Freund, der Oberleutnant Schmeckenbecher, hatte sich ein paar nach Sohlenart zugeschnittene Brettchen an die Stiefel gebunden und marschierte so lustig mit; manche Leute befestigten die alles eher als eleganten und bequemen französischen Holzschuhe (sabots)

mit Stricken an ihre Füße, und einzelne wickelten ihr Pedal einfach in Stroh, um doch nicht geradezu barfuß durch Schnee und Eis patschen zu müssen. Dies kennzeichnet besser als jede andere Schilderung unsere Lage. Unsere große Bagage mit den Offiziergepäckwagen stand franktireursicher bei Longjumeau; wir aber trieben uns im Süden herum und konnten nur sehnsüchtig an die schönen Reservesachen in den Koffern und Vorratswagen denken; von einem Bekommen war keine Rede.*)

Meine Stiefel sahen noch ganz stolz aus, ich saß ja auf dem Pferde. Da ich aber als Zugsleutnant ausmarschiert und erst Anfang Oktober zum Ordonnanzoffizier ernannt worden war, so hatte ich keine andere Wahl, als fußmarschmäßig, d. h. ohne Lederbesatz an der Hose mich in den Sattel zu setzen, und da wo Roß und Reiter sich am nächsten sind, da fing jetzt der Jammer an. Alles flotte Zusammennähen durch meinen Burschen half nicht mehr. Bald teilte vielmehr die Wäsche das Schicksal der Oberkleider und wurde licht und lichter wie diese. Da machte ich in Mondoubleau, es war am 26. November, einen Fund, an den ich noch heute mit Genugtuung zurückdenke. Ich kam todmüde in ein verhältnismäßig gutes Quartier, nämlich in ein verlassenes, nur von einem alten Diener gehütetes Haus. Dort hatte mein treuer Knappe mir das Zimmer einer Dame erobert, und bald schlief ich famos in einem recht guten Bett. Auszukleiden wagte ich mich, wie schon seit Wochen, auch heute nicht, da jede Minute Meldungen von den Vorposten einlaufen konnten, welche sofortige Tätigkeit notwendig gemacht hätten. Die Nacht war aber ruhig. Am Morgen entdeckte ich etwas, das mein Herz mit großer Freude erfüllte. Es war ein Schrank voll der schönsten, weißen Wäsche — freilich nur Damenwäsche. Alle möglichen Stücke betrachtete ich, ob sie nicht als Ersatz für meine Unterbeinkleider dienen könnten, aber die besondere

*) Wir besaßen damals noch keine Kompaniekarren, sondern nur die allgemeine Bagage, welche sich bei den Trainkolonnen in Longjumeau befand und nicht nach dem Süden mitgenommen worden war.

Bauart der gefundenen Objekte machte alle Hoffnungen zunichte. Da entdeckte ich wunderschöne, endlos lange Hemden. Dies war zu verlockend. Mein halb zerfetztes Fähnchen wurde schnell ausgezogen, und dafür hüllte ich mich in die weiten Falten eines dieser Findlinge. Das Messer half unten trennend etwas nach, und das Experiment gelang famos; ich steckte bald bis zu den Reitstiefeln hinab warm in schneeigem Linnen. Nur die Ärmel befriedigten mich nicht. Sie hörten gleich an der Schulter auf, und an den Ellenbogen und Unterarmen hatte es mich, der dies nicht gewohnt war, von da an recht unangenehm gefroren. Da auch mein Bursche seine Toilette in gleicher Weise vervollständigte, so waren wir beide, Herr und Diener, von nun an sozusagen „fein raus".

In aller Frühe mußten wir wieder weiter. Die Brigade hatte in der Gegend von Choué in Bereitschaftsstellung zu warten, bis die Verhältnisse über den bei Vendôme gemeldeten Feind besser aufgeklärt wären. Ich empfand furchtbaren Hunger, denn mein Frühstück waren nur einige Stückchen Zucker und ein tüchtiger Schluck Schnaps gewesen. Nach etwa zweistündigem Herumreiten und Befehlüberbringen konnte ich von meinem Braunen heruntersteigen und mich bei den Jägern anpürschen, um nach etwas Genießbarem zu spähen.

„Komm nur her. In etwa fünf Minuten gibt's einen gebratenen Gockel; er ist aus Cormenon mitgelaufen, und Baumgärtner (ein mit den Küchengeheimnissen ziemlich vertrauter Kamerad) läßt ihn auf eine neue Art braten."

„Wie wollt ihr denn aber im freien Felde einen Gockel braten?"

„Das ist Baumgärtners Sache. Er hat's versprochen und wird's schon machen. Wir haben Champagner." — „Bravo. Dies ist ein Wort. Laßt einmal sehen."

Es waren gute Züge, die ich da direkt aus der Flasche tun konnte. Nun zeigte sich auch Leutnant Baumgärtner, der von einem großen Biwakfeuer herkam und schon von fern rief, wir sollten uns bereit halten. Hinter ihm stiefelte, d. h. holz=

schuhte ein Jäger und trug einen kolossalen, hart gebrannten Lehmklumpen in den Händen.

„Wo ist denn der Gockel?"

„Da drinnen."

„Wo?"

„In dem Lehm."

„Du willst uns wohl uzen?"

„Nur Geduld! Wer Salz hat, kann es spendieren. Ich habe meines aufgebraucht."

Man rückte zusammen, und Baumgärtner machte sich daran, den Lehmklumpen mit dem Seitengewehr eines Jägers auseinander zu hauen. Derselbe war fast so hart wie ein Ziegelstein geworden, und es kostete große Mühe, bis er zersprang. Als er einen tüchtigen Riß bekam, entstieg der Spalte ein für die damaligen Verhältnisse wirklich verlockender Duft, und mit großem Eifer wurde der Lehmbatzen nun auseinander gerissen. Bei dieser Prozedur war der Gockel ebenfalls in die Brüche gegangen und steckte, nachdem mit einem Messer nachgeholfen worden war, ungefähr halbiert in den beiden Lehmstücken. Von Tranchieren war natürlich keine Rede. Wir schnitten und zerrten die Stücke heraus, so gut als es ging, und ich muß gestehen, das Ding schmeckte gar nicht übel. Alle fünf, die wir an diesem Diner teilnahmen, waren recht zufrieden, und Baumgärtner erntete große Lobsprüche, besonders da er uns auch noch Brot auftischte, und ein anderer Kamerad Salz spendiert hatte. Nun mußte der Gastgeber erzählen, wie er es gemacht, so rasch einen Braten herzurichten, und wir erfuhren folgendes Rezept, das ich für künftige Fälle empfehlen kann. „Man gehe bei naßkaltem Wetter in eine sehr lehmreiche Gegend, wie z. B. die Perche in Frankreich. Dort fordere man einen Gockel zum Mitmarschieren auf. Tut er dies, so drehe man ihm an einem geeigneten Ort den Kragen um, nehme ihn sorgfältig aus, reibe ihn innerlich mit Salz und Pfeffer ein und umgebe ihn mit einer etwa einen Schuh dicken Schicht von gutem Lehm. Dabei ist es ratsam, die Federn möglichst aufrecht

zu stellen, damit der feuchte Lehm überall gut eindringt und fest hält. Dann werfe man den nunmehr als runden Lehmklumpen erscheinenden Gockel ins Biwakfeuer und kümmere sich nicht weiter um denselben. Ist der Lehm ganz hart gebrannt, etwa nach einer kleinen Stunde, so rolle man den Klumpen heraus, reiße ihn auseinander und futtere das, was nicht verkohlt ist, von innen heraus mit Beigabe von etwas Salz und wenn möglich Butter und Brot. Ist man vorher tüchtig marschiert und hat 24 Stunden nichts gegessen, so schmeckt ein solcher Braten sehr gut, selbst wenn bei dieser Gelegenheit etwas gebrannter Lehm sich als Zugabe beigesellt. Die Federn lasse man ruhig im Lehm stecken und werfe sie mit dem Rest einem Franktireur an den Kopf."

So das Rezept. Ich empfehle es unsern sorgsamen Hausfrauen.

Wir lachten noch lustig über den famosen Braten, als der Befehl eintraf, über St. Agil in der Richtung auf Courtalin zu marschieren. Dort stehe eine starke feindliche Division. Der Tag war kalt und regnerisch. Etwa um zwei Uhr wurde wieder gehalten und in Bereitschaftsstellung aufmarschiert, weil unsere Kavallerie recht ernste Nachrichten von Brou und Droué her brachte. Man sah auch mit den Feldstechern französische Kavallerieregimenter etwa vier bis fünf Kilometer vor unserer Front sich herumtreiben, was sie gewiß nicht gewagt hätten, wenn sie nicht durch bedeutende Kräfte hinter sich gegen unsere Reiterangriffe gedeckt gewesen wären.

Einige Stunden verflossen, ohne daß etwas geschah. Der Feind ging nicht vor, und wir waren zu schwach, um etwas gegen ihn zu unternehmen.

Während dieser Zeit lernte ich eine recht praktische Art, Gänse zu fangen, kennen. Es hatte sich nämlich eine Herde von etwa sechzig Stück der damals so seltenen Vögel auf das freie Feld verirrt, während weit und breit kein Hüter zu entdecken war. Unsere Infanterie durfte sich nicht bis zu denselben — die Gänse watschelten etwa einen Kilometer vor unserer Front in

einem Felde umher — von ihrem Platze entfernen, aber für die Dragoner war der Anblick doch zu verlockend.

Ein mecklenburgischer Leutnant organisierte die Jagd, und sie fand folgendermaßen statt. Von einem Zuge wurden Eclaireurs weit an den Gänsen vorbei gegen den Feind entsendet, um die Jagdgesellschaft vor unlieben Überraschungen zu bewahren. Der andere Zug trabte an, formierte sich in die Kolonne zu einem, d. h. einer hinter dem anderen und umkreiste zuerst mit Abständen die nichts ahnenden Gänse. Allmählich verringerten sich die Zwischenräume zwischen den einzelnen Reitern, die Kreise wurden immer enger, und schließlich trabte die ganze Gesellschaft dicht aufgeschlossen in flottem Tempo um die auf diese Art vollständig eingeschlossenen Gänse herum. Nun stiegen drei Unteroffiziere von den Pferden, begaben sich in den Kreis, zogen ihre Säbel und fingen an, lustig Köpfe abzuhauen. Die armen Schlachtopfer wagten nicht, zwischen dem schnell sich bewegenden Gitter von Pferdebeinen hindurchzuschlüpfen und fielen alle den Jägern zur Beute. War eine Gans so getroffen, daß der Kopf nur halb herunter hing, so ließ man sie einstweilen ruhig liegen, bis alle ihre Schwestern das gleiche Los geteilt hatten. Dann wurden sämtliche Köpfe regelrecht abgeschlagen, man ließ das Blut ablaufen, und bald darauf kehrten die Dragroner gänsebeladen ruhig im Schritt zurück. Nun wurde verteilt, und auch unser Brigadestab erhielt eines der lieben Tierchen. Da der General sich gegen die Lehmbratmanier verwahrte, und wir vorläufig auch noch Zeit hatten, so machte sich mein Bursche sofort an das Rupfen. Dasselbe geschah bei den Bataillonen und Eskadrons, und unter lustigem Lachen wurde an den verschiedensten Plätzen im Biwak flott darauf losgerupft.

Die Stabsgans sollte aufbewahrt werden, bis sie im Quartier regelrecht gesotten werden könnte. Warum sie später einem Chevauleger geschenkt wurde, werde ich nachher erzählen.

Die Dämmerung war schon ziemlich stark hereingebrochen, als von der vornstehenden Husarenbrigade die Meldung einlief, der Gegner ziehe sich gegen Châteaudun und Cloyes zurück. Nun

erhielt unsere Brigade den Befehl, in Arrou und Courtalin Alarmquartiere zu beziehen.

Wie immer ritt ich auch jetzt in Begleitung einer Chevaulegerordonnanz voraus, um so gut es möglich war, Quartier zu machen. Der Brigadestab war nach Courtalin selbst bestimmt, und ich machte mir heute wegen unseres Unterkommens nur geringe Sorgen, da ich erfahren hatte, daß sich bei jenem Städtchen ein wunderschönes Schloß befinden sollte. Unterwegs traf ich mit einem Landwehr-Chevaulegerleutnant, dem Grafen Arco, zusammen, der ebenfalls zum Quartiermachen, und zwar nach Arrou entsendet war. Während wir Offiziere vorausstrabten, folgten unsere Chevaulegers auf etwa fünf bis sechs Schritte. Alle vier hatten wir die seit der Einnahme von Orleans von fast sämtlichen Berittenen getragenen, blauen französischen Kapuzen mit ihren blauen Radkrägen an und sahen daher in der Dunkelheit wie französische Chasseurs à Cheval aus.

Weder Mond noch Sterne erhellten die Nacht. Nur der Schnee leuchtete etwas.

Nördlich Arrou passierten wir die Yères nicht ohne große Schwierigkeiten, da trotz des sehr niederen Wasserstandes die Furt, welche wir benutzen mußten, nur schwer zu erkennen war. Wir kamen glücklich hinüber und ritten, durch verschiedene Vorfälle gewitzigt, mit größter Vorsicht in das Städtchen Arrou ein. Die Straßen waren menschenleer. Nur wenige Fenster sah man erleuchtet. Auf einem großen Platze aber brannte eine Laterne, und siehe da, darunter standen drei Männer, die ich sofort als französische Infanteristen erkannte. Einer derselben, der sich durch die auf seinem Mantelärmel im Laternenlicht erglänzenden chevrons (Abzeichen für längere Dienstzeit) als Unteroffizier kennzeichnete, hatte das Gewehr bei Fuß und erklärte den anderen etwas auf einer Karte. Ich machte dem Grafen Arco ein Zeichen, still zu sein, und beide ritten wir ruhig weiter. Dicht vor den uns in ihrer Ahnungslosigkeit, wer wir seien, nicht besonders beachtenden Franzosen hielten wir; ich warf Arco meine Zügel zu, zog die Kapuze noch weiter vor, stieg vom

Pferde und schritt auf die drei Franzosen zu. Der Unteroffizier hatte nur ein „Bon soir. Chasseur!“ ausrufen können, als ich ihm schon sein Gewehr aus der Hand gerissen und mit dessen Kolben einem der französischen Soldaten einen solchen Stoß auf die Brust versetzt hatte, daß dieser mit einem Schrei des Entsetzens zu meinen Füßen zusammenbrach. Der Unteroffizier und der andere Infanterist besannen sich aber keinen Moment, sondern machten kehrt und waren in einem Nu unter dem Schreckensruf „les Prussiens“ in einer Haustür verschwunden. Nun kamen auch die beiden Chevaulegers hinzu. Ich befahl einem abzusteigen, dem Verwundeten, der jammervoll ächzte, sein Gewehr abzunehmen und dann ihm beizustehen, und bat den Grafen Arco, mit dem anderen Chevauleger zu Pferde zu bleiben, um im Falle der Not rascher davonreiten und Meldungen machen zu können. Dann begab ich mich mit vorgehaltenem, gespannten Revolver in das Haus, in welchem die beiden Flüchtlinge verschwunden waren. Als ich eine Nebentür aufriß, sah ich einen alten Mann, eine Frau und zwei Mädchen von vielleicht zehn und zwölf Jahren an einem Tische sitzen und bei einem Talglichte aus einer Schüssel eine breiartige Speise verzehren. Mein Erscheinen und Rufen, wo die beiden Franzosen seien, hatte zuerst ein entsetzliches Jammergeschrei zur Folge. Auf mein „taisez-vous!“ und das Drohen mit dem Revolver schwiegen die weiblichen Glieder der Familie still, und der alte Mann fragte ängstlich nach meinem Begehr. Ich erzählte ihm, daß zwei Franzosen hier in das Haus geflohen seien, und befahl, daß er mir mit einer Laterne leuchten solle, um sie zu suchen. Er war sofort bereit, erklärte aber, daß mein Bemühen vergeblich sein werde, weil das Haus nur ein Durchgangshaus sei, und auf der anderen Seite des Torweges sich eine zweite Straße befinde. Da ich mich von der Wahrheit dieser Angabe sofort überzeugen konnte, so verzichtete ich bald auf weiteres Suchen und kehrte zu Graf Arco zurück. Der Verwundete wurde von dem Chevauleger, dem Hausbewohner und dessen Frau in die Stube gebracht und auf ein Sofa ge-

legt. Es waren ihm, wie ich später erfuhr, einige Rippen gebrochen.

Auf meine Aufforderung gestand der französische Zivilist, daß noch vor einer halben Stunde ein französisches Infanterie- und ein berittenes Chasseursregiment durch Arrou marschiert und über Courtalin gegen Châteaudun abgezogen seien. Er habe nicht gewußt, daß sich noch französische Truppen im Orte befunden hätten, und glaube, daß die von uns betroffenen drei Mann nur eine verirrte Patrouille gewesen seien. Der Verwundete bestätigte diese Meinung.

Nachdem unser Hausherr den Befehl erhalten hatte, den Grafen Arco zum Maire zu führen, trennte ich mich von dem Kameraden und trabte mit meinem Chevauleger weiter nach Courtalin.

Die Straße war gut. Wir lugten aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach allen Seiten aus, denn es wäre gar nicht unmöglich gewesen, daß selbst ganze feindliche Eskadrons noch zurück waren und uns auf den Hals kamen.

Hier ist der Ort, eine Affaire einzuschalten, welche an diesem Tage einem anderen Ordonnanzoffizier, dem Oberleutnant Freiherrn von Andrian, begegnete. Er ritt ebenfalls mit einem Chevauleger zum Quartiermachen voraus und mußte in einem kleinen Orte — ich habe den Namen vergessen — eine Querstraße passieren, um in die rechtwinkelig zur letzteren gehende Hauptstraße zu gelangen.

Da sah er auf dieser Kavallerie, welche im Schritt in östlicher Richtung abzog. Oberleutnant von Andrian ritt dicht bis an die Hauptstraße heran, blieb mit seinem Chevauleger ruhig stehen und ließ auf diese Art zwei französische Reiterregimenter etwa vier Schritt vor sich vorbeipassieren, ohne daß er und sein Begleiter erkannt wurden. Auch hier hatte die Kapuze gute Dienste geleistet.

Was mich betrifft, so war ich ohne weiteres Abenteuer gegen ½8 Uhr abends nach Courtalin gekommen. Aus dem ersten Hause trommelte ich mir ein Bäuerlein heraus und ließ

mich vor das Schloß führen. Unterwegs erzählte mir der durch einige revolverische Andeutungen gesprächig gemachte Mann, daß die französische Arrièregarde soeben erst gegen Châteaudun abmarschiert sei, weil die Ankunft der Prussiens gemeldet worden wäre. Weiter berichtete er, daß der Schloßbesitzer, Graf Gontant-Saint-Blancart, sich in Paris befinde, aber sein Verwalter anwesend sei.

Jetzt stand ich vor dem Schlosse und staunte über die Pracht des gewaltigen Baues vor mir, dessen Fenster merkwürdigerweise meist hell erleuchtet waren. Unter dem Portal kam mir der concierge entgegen; ich stieg vom Pferde, gab meinem Chevauleger die Zügel und befahl ihm, einen guten Stall zu suchen. Dann bedeutete ich dem concierge, mich zum Verwalter zu führen. Der aber läutete zweimal an einer alten, laut schallenden Glocke und teilte mir mit, daß sofort ein Diener zu meiner Verfügung stehen werde. Wirklich erschien gleich darauf ein in goldstrotzende Livree gekleideter Lakai und führte mich in die erste Etage in einen hocheleganten Empfangssalon. Dann entfernte er sich, nachdem er mir gemeldet hatte, er werde den Herrn Kastellan sofort rufen.

Einige Momente stand ich ruhig in dem brillant erleuchteten Salon. Da hörte ich hinter einer Tür Gläser klirren. Ich öffnete dieselbe und stand zu meinem größten Erstaunen vor einer mit dem raffiniertesten Luxus gedeckten Tafel. Diener waren soeben damit beschäftigt, die zahlreichen Weinflaschen vom Tische wieder zu entfernen. Mein in lautestem Kommandotone gerufenes „Halt" wurde sofort befolgt. Da erschien vom anderen Ende des Saales her ein eleganter Herr und gab sich als den Schloßverwalter zu erkennen.

Ich kündigte ihm an, daß ich der Quartiermacher des Stabes der 3. bayerischen Infanteriebrigade sei, und daß eine große Zahl von Offizieren ins Schloß gelegt werde. Das, wie ich sehe, schon vorbereitete Souper müsse ich für meine Herren in Beschlag nehmen, und daher könne ich nicht gestatten, daß der Wein weggetragen werde. Der Verwalter machte gute Miene

zum bösen Spiel und gab den Dienern den Befehl, alles an den alten Platz zu stellen. Auf Erfragen erfuhr ich, daß dies opulente Mahl für die Offiziere einer zum XVII. französischen Korps (General de Sonis) gehörigen Kavalleriebrigade, ich glaube die des Generals Guépratte, bestimmt war, und daß letztere plötzlich Befehl zum Abmarsch erhalten habe.

Da ich selbst tüchtigen Hunger verspürte, so nahm ich rasch ein Weißbrot und einige Südfrüchte, trank ein Glas vorzüglichen Chambertin, stürzte noch ein Glas Leoville nach und ersuchte nun, mir die Zimmer für den Herrn General und die übrigen Offiziere zu zeigen.

Der Verwalter sah, daß er der Gewalt weichen müsse und bot alles auf, wenigstens der Ehre des Namens seines Gebieters gemäß zu repräsentieren; er erteilte noch verschiedene Befehle an die Dienerschaft und führte mich dann im Schlosse herum. Dasselbe gehörte einst dem Herzog von Montmorency und verriet den Geschmack des 16. Jahrhunderts. Dabei war es nicht nur vollständig gut erhalten, sondern sogar durch seinen damaligen Besitzer auf das prächtigste eingerichtet. Unter anderem imponierte mir besonders der herrliche Wendelweg, auf dem man bis zum obersten Stockwerk hinaufreiten konnte. Als, kurz nachdem ich mit der Einteilung der Zimmer, ebenfalls eines schöner als das andere, fertig geworden war, mein General vor dem Schlosse erschien, machte ich mir den Spaß und ihm die Überraschung, ihn auf jenem Wege zu Pferd vor den Empfangssalon zu führen und ihn, nachdem er abgestiegen, direkt in den Speisesaal zu begleiten. Dort war alles fix und fertig. Die galonnierten Lakaien standen, weiß behandschuht, an den Wänden herum, und man konnte eher glauben, daß man zu einer Hoftafel geladen sei, als daß man sich im Feindesland, höchstens vier Kilometer von den französischen Vorposten entfernt, befinde. Wir schickten sofort Ordonnanzen in die Stadt, um möglichst viele Offiziere ins Schloß zu laden, und in einer halben Stunde saßen wir, etwa dreißig, an der entzückenden Tafel und schwelgten in Genüssen, wie wir sie nur noch aus

ferner Erinnerung kannten, und wie sie den meisten der Anwesenden während des ganzen Feldzugs nicht mehr zuteil wurden. Ähnlich gut ging es unseren Burschen und den Pferden, so daß wohl niemand, der das Glück hatte, am 26. November 1870 abends im Schlosse zu Courtalin einquartiert zu werden, diesen Tag je vergessen wird.

Mich traf freilich wieder mein tagtägliches Los, d. h. ich mußte in der Nacht fort zum Befehlholen. Allein dieses Mal stieg ich mit ganz anderen Gefühlen als sonst in den Sattel. Erstens hatte ich so gut zu Abend gespeist wie selten in meinem Leben, und zweitens war mir der ganz eminente Champagner doch etwas in den Kopf gestiegen. Man konnte zwar damals sehr viel vertragen, aber ich hatte doch etwas mehr als sehr viel geleistet. Unser Stabsgänschen hatte ein nachts mit Meldungen von den Vorposten eingetroffener Chevauleger erhalten, da er berichtete, sie hätten da draußen im Schnee gar nichts zu essen. Die außerdem beigegebenen zwei Flaschen Leoville und ein Laib Brot haben den Kameraden auf Vorposten sicher auch vorzüglich geschmeckt, und das gesottene Gänschen erschien ihnen gewiß als extrafeiner Leckerbissen, denn sie wußten ja nicht, wie gut es uns erging.

Anfangs Dezember habe ich drei Tage lang nur von etwas Schokolade, Brot und Schnaps gelebt. So geht's im Kriege. Einmal in Luxus, dann wieder auf Diät gesetzt, der eine bei Bordeaux und Champagner, der andere ganz auf dem Trocknen; wie's gerade trifft, so nimmt man es, und geht es schlimm, so hofft man, es wird besser werden. Dies ist Soldatenlos, und wir haben es nach allen Richtungen tüchtig kennen gelernt.



XVI.

Châteaudun und Varize.

(27. bis 29. November.)

Aus unserem schönen Schlosse von Courtalin ging ich recht ungern heraus. Erstens war ich dort auf eine Art einquartiert, daß kein Prinz besser wohnen konnte, zweitens hätte ich den interessanten Bau mit seinem runden, ganz mit grün bewachsenen Eckturm und den großen, schönen Park gern genauer besichtigt, und drittens ließ das gestrige exquisite Souper auf eine gute Fortsetzung für den heutigen Tag hoffen. Allein der Leutnant denkt, und der General lenkt. Es ging weiter nach Osten.

Wir waren damals eigentlich so ein rechtes Freikorps; jeden Tag wo anders. Von regelrechtem Einquartieren war keine Rede, man konnte froh sein, wenn man den Ort vom Feinde verlassen fand. Ich durfte immer sehr zufrieden sein, wenn ich schon mit den ersten Kavalleriespitzen den für unseren Stab bestimmten Ort erreichte, daher vielleicht eine halbe bis eine Stunde vor unserer Brigade ankam und wenigstens für meinen General und den Stab ein etwas besseres Unterkommen suchen konnte. Da man nur nach dem Äußeren der Häuser sich richtete, so kam es häufig vor, daß Mannschaften oft besser untergebracht waren als Stabsoffiziere. Tut nichts, sie mußten oft genug nachts auf Vorposten stehen und unter freiem Himmel kampieren.

Lustig genug hat einmal der Oberleutnant Moser vom 1. Artillerieregiment Quartier gemacht. Seine Batterie war in ein Dorf seitwärts der Hauptstraße bestimmt; es sollte noch ein Infanteriebataillon dazu kommen. Letzteres marschierte aber an der Queue des Gros, die Batterie dagegen befand sich bei der Avantgarde.

Da es schon beinahe ½5 Uhr nachmittags war, wollten die Artilleristen nicht auf ihr Bataillon warten und marschierten

allein auf ihren Bestimmungsort los. Oberleutnant Moser, der Führer der Batterie, trabte mit einem der Trompeter scharf voraus, um sich umzusehen, wo er die Geschütze am besten für die Nacht unterbringen resp. auffahren lassen könne. Es war sehr dämmerig geworden, als er vor dem Orte, dessen Name mir entfallen ist, ankam.

Plötzlich schrie es: „Qui vive“; zwei Kerls traten vor, und an den Gewehren derselben hörte man deutlich das Knacken der Hähne.

„So, so,“ dachte sich Moser, „die haben wieder Tabatière-gewehre, sind also Moblots.“

Dies äußerte er aber nicht laut, sondern erzählte es nur uns später und rief statt dessen: „Steigt's mir den Buckel nauf, Bande!“ riß sein Pferd herum und jagte mit seinem Trompeter zurück. Die Franzosen schossen nach, trafen aber nur ein großes Loch in die Luft. Oberleutnant Moser ließ seine nun ankommende Batterie halten, die beiden Tetengeschütze auffahren, abprotzen, und — eins, zwei, drei, vier, — saßen vier Granaten in dem Dorfe.

Jetzt ging ein kolossaler Spektakel in dem Orte los; man hörte Signale, sogar Schüsse fielen, man wußte aber nicht, wo und gegen wen; die Batterie jagte noch zwei Granaten in das Dorf, das man in der Dunkelheit kaum erkannte, und bald war Ruhe. Der mit einigen Unteroffizieren vorreitende Leutnant der Batterie bemerkte nur noch, daß eine Schar von etwa hundert Bewaffneten im eiligsten Laufe zum anderen Ende des Dorfes hinausrannte und bald im Dunkel verschwand. Nachgeschickte Unteroffiziere konstatierten, daß der Feind ohne Aufenthalt immer weiter retiriere. Nun wurde Meldung in die nächsten Kantonnements und zu den vorgesetzten Behörden geschickt, die Batterie quartierte sich aber ruhig ein, und als das Bataillon ankam, waren die Artilleristen lustig unter Dach. Auch die Infanteriepatrouillen fanden nichts mehr vom Feinde. Ein im Dorfe zurückgelassener Verwundeter blieb der einzige Zeuge seiner vorherigen Anwesenheit.

Die armen Moblots müssen sich gedacht haben: „Diese Bayern sind doch wirklich ungemütliche Leute."

Am 27. November früh marschierten wir nordöstlich nach Logron. Dort versammelte sich das ganze Armeekorps, Front gegen Châteaudun, also gegen Südosten. In den vergangenen Tagen standen und schlugen wir gegen Dreux und le Mans, also gegen Westen, Nordwesten und Südwesten.

Jetzt ging es wieder gegen Südosten. „Gut! Um so lieber, vielleicht kommen wir noch einmal nach Orleans!"

Während der durch den Aufmarsch des Korps entstehenden Pause fand bei unserer Brigade ein Standgericht gegen einen Pfarrer statt. Derselbe war in Gesellschaft von Bauern, die auf unsere Leute geschossen hatten, gefangen worden, und zwar mit Patronen in der Tasche.

Jene Bauern hatte man an Ort und Stelle tot geschlagen; den Talar aber respektierten die Soldaten und lieferten daher den Geistlichen ab. Er machte ein erbarmungswürdiges Gesicht, und als er merkte, daß ich französisch verstand, klammerte er sich an mich und bat händeringend, ich solle ihm doch helfen. Er erzählte alles Wahrscheinliche und Unwahrscheinliche. Ich beruhigte ihn, indem ich ihm mitteilte, daß ganz nach Recht und Gesetz mit ihm verfahren würde. Aber er konnte sich damit nicht trösten; mußte wahrscheinlich ein schlechtes Gewissen haben. Nur das eine schien ihn etwas aufzurichten, daß ich ihm auf seine diesbezügliche Frage mitteilte, ich selbst und fast alle meine Kameraden seien Katholiken. Unter den Protestanten scheint der sich nette Leute vorgestellt zu haben.

Zum Erschießen wurde er nicht verurteilt, aber auch nicht frei gegeben, sondern an den Korpsstab und von da, glaube ich, an das Armeekommando abgeliefert. Ich weiß nicht, was noch mit ihm geschah.

Gegen Mittag liefen Meldungen der Kavallerie ein, daß der Feind, den man vorher bei Châteaudun bemerkt hatte, süd-östlich abgezogen sei. Das Armeekorps marschierte vor; uns traf das günstige Geschick, in der schönen Stadt Châteaudun

selbst ins Kantonnement zu kommen. Ich mußte zwar noch einmal nach Mezelle zurückreiten, aber abends acht Uhr war ich doch vergnügt in meinem Quartier. Da die Überbringung des Befehls nach Mezelle eilte, und meine Pferde schon zu ermüdet waren, setzte ich mich schnell auf ein Ordonnanzpferd, das einem ziemlich großen Chevauleger gehörte und vollständig bepackt war. An diese Reiterei auf dem Kommißsattel, dessen Steigbügel ich, der ich nichts weniger als sehr groß bin, kaum erreichte, denke ich mein Leben lang. Noch am anderen Tage war ich wie gerädert.

Zu Hause hörte ich aber eine sehr angenehme Nachricht, nämlich der 28. war Rasttag. Da konnte man doch einmal wieder ausschlafen und den äußeren Menschen etwas veredeln. Außerdem gewährte es mir großes Vergnügen, Châteaudun, insbesondere sein hochinteressantes Schloß, das aus dem 15. Jahrhundert stammt und noch einen runden, von „Thibault-le-Tricheur" im 12. Jahrhundert errichteten Turm besitzt, näher zu besichtigen. Der östliche Teil war in dem Treffen am 18. Oktober durch die Artillerie der 22. preußischen Division und unsere Sechspfünderbatterie Olivier gründlich zusammengeschossen worden und sah ähnlich aus wie Bazeilles; die übrige Stadt war aber verschont geblieben, und der Teil am Loir, einem Nebenfluß der Loire, bot einen geradezu reizenden Anblick.

Mein Quartier war gut, mein Hausherr ein gebildeter Mann, mit dem es sich ganz gut plauderte. Natürlich war die Rede von der heldenmütigen Verteidigung von Châteaudun durch die Franktireurs des Oberstleutnants Lipowski gegen die Übermacht des Generals von Wittich. Am meisten war der gute Mann darüber erzürnt, daß man von der starken deutschen Artillerie so vielen Gebrauch gemacht, ein Drittel der Stadt zusammengeschossen und dieselbe nicht von Anfang an nur mit Infanterie angegriffen habe, da ja der Verteidiger auch nur aus Infanterie bestanden. Als ich ihm darauf entgegnete, daß man gerade deshalb mit um so größerem Rechte die Artillerie verwendet habe, wurde er ernstlich böse. Ich beschwichtigte ihn

durch folgende Worte: „Setzen Sie den Fall, Monsieur, Sie müßten als Kommandeur eines kleinen Korps eine große Strecke Landes decken, in dem überall zahlreiche Feinde stecken. Was würden Sie da tun?"

„Versuchen, einen nach dem anderen zu schlagen."

„Bravo. Sie haben militärische Anlagen. Wenn Sie aber einen Tag hier, den anderen dort kämpfen müssen, immer viele Leute verlieren, weil Sie jedesmal flott drauf los gingen, und es bleiben doch noch viele Gegner an verschiedenen Punkten übrig, was wird schließlich eintreten?"

„Daß ich unterliege!"

„Gut. Wenn Sie aber dies nicht wollen, was müssen Sie dann tun?" — Er schwieg.

„Nun, ich will es Ihnen sagen. Dann müssen Sie von Haus aus mit Ihren Leuten so sparsam als möglich umgehen, damit Sie auch gegen den letzten Feind noch stark genug bleiben. Es gibt überhaupt kein kostbareres Material als unsere Mannschaft, und wir verlieren an und für sich genug. – Glauben Sie nun, daß diese Kanonade der 22. Division von den Höhen von Jallans aus auf die Franktireurs in Châteaudun uns viel Leute gekostet hat?"

„Nein, keinen Mann, denn Infanterie kann so weit gar nicht schießen."

„Aber Sie glauben doch, daß uns die Kanonade genützt hat?"

„Gewiß, denn die tapferen Franktireurs konnten unter einem solchen Hagel von Geschossen trotz aller Todesverachtung nicht mehr aushalten."

„Nun, da haben Sie das Geheimnis von der Materialersparung. Und wenn Ihr Sohn bei unserer Infanterie gestanden wäre, dann hätten Sie gewiß ebenso dem Divisionskommandeur innigst gedankt, daß er seine Infanterie vor einem sehr verlustreichen Häuserkampf bewahrte und das gleiche Resultat in erster Linie durch Granaten erreichen ließ. Daß wir, wenn es sein muß, ein Ortsgefecht nicht scheuen, das haben wir in Bazeilles am 1. September und in den Vorstädten von

Orleans am 11. Oktober zur Genüge bewiesen. Sind Sie jetzt mit dem Bombardement vom 18. Oktober einverstanden?"
Er meinte, er müsse es wohl sein, aber es ginge ihm eine solche Handlungsweise doch contre cœur, und ein französischer General hätte es wahrscheinlich anders gemacht.

„Das ist möglich", erwiderte ich zum Schluß. „Wie weit Ihre Generale aber mit ihrer Methode kommen, das sieht man ja." – Von nun an vermieden wir derartige Gespräche, haben uns aber sonst recht gut unterhalten.

Nachmittags wurde die ganze Garnison alarmiert und marschierte bei Jallans in Bereitschaftsstellung auf. Es war aber umsonst; die westlich Villampuy aufgetretenen französischen Kolonnen hielten es für geratener, vor unserer Avantgarden-kavallerie auszuweichen und es auf keinen ernsten Zusammenstoß ankommen zu lassen. Ich bin nie ein Freund von solchen Alarmen gewesen. Am wenigsten an einem Rasttage, denn der Mensch ist ja keine Maschine und will auch einmal seine Ruhe haben. Allein der Feind nimmt leider oft darauf keine Rück-sicht wie damals am 26. August auf mein schönes Quartier in Chardogne. Heute ging es uns besser, denn nach drei Stunden durften wir wieder zurückkehren. Unsere Leute hatten es nicht so gut, denn das 1. Bataillon des 3. Regiments, die Jäger und das 1. Bataillon des 12. Regiments mußten auf Vorposten ziehen, und ihre Patrouillen stießen in der Nacht überall auf den Feind. Da ist natürlich von Ruhe keine Rede.

Weil außer unserer Brigade auch der Divisions- und Armeekorpsstab in Châteaudun im Quartier lagen, so hatte ich es mit dem Befehlholen sehr bequem. Ich konnte schon vor der Ausgabe desselben einige Stunden schlafen, ließ mich zur Ausgabe selbst wecken, besorgte in kurzer Zeit meinen Dienst und schlief dann sogleich wieder weiter. Damals besaß man eine große Gewandtheit, überall und immer zu schlafen. Man durfte sich einfach nur hinlegen, wenn man dazu Zeit hatte. Dies war aber freilich selten.

Am nächsten Morgen waren wir noch keine zwei Stunden

marschiert, da krachte es bei der Avantgarde wieder in allen Tonarten. Wir sahen aber mit froher Zuversicht dem bevorstehenden Kampfe entgegen, denn von dem Momente an, wo wir wieder die freie Ebene der Beauce vor uns erblickten, kam auch das Bewußtsein unserer taktischen Überlegenheit und eine Art von Sicherheitsgefühl mit Macht über uns. In einem recht coupierten Terrain, wie es die Gegend zwischen der Huisne und dem Loir ist, hat man immer eine gewisse Empfindung der Unbehaglichkeit, wenn man in einem Lande Krieg führt, wo jeder Mensch, der eine Waffe handhaben kann, zugleich ein tätiger Feind ist. Gerade die Ordonnanzoffiziere, die jede Nacht zum Befehlholen oder Befehlüberbringen, nur von einem Chevauleger begleitet, in dem ganzen Gelände umherreiten mußten, können ein Liedchen von diesem Unbehagen singen. Außerdem wußte jeder von uns genau, daß wir in der freien, ebenen Beauce unsere verhältnismäßig sehr starke Kavallerie und Artillerie ganz anders verwenden konnten, als in jenem unübersichtlichen, für diese Waffen so sehr ungünstigen Terrain.

Diese Waffengattungen selbst machten wieder ganz andere Gesichter.

„Was ist denn heute los?"

„Wird nicht viel sein. Vielleicht wieder der verrückte Lipowski mit seinen Franktireurs."

Der war es auch; aber er spielte heute den Schlaumeier. Als er durch die flüchtige Verteidigung von Vallière, Nobleville und Givry merkte, er gerate da in die Anmarschlinien eines ganzen Korps, riß er nach rückwärts aus und ließ nur die armen „Franctireurs girondins" in unseren Klauen.

Die haben wir nun tüchtig zerzaust: allein Ehre, wem Ehre gebührt, es waren würdige Gegner. Sie sahen auch ganz anders aus, als die Franktireurs, denen wir bisher begegnet waren. Alle trugen hübsche, graue Anzüge, führten vorzügliche Henry-Winchestergewehre und bei jedem steckte überdies ein guter amerikanischer Revolver im Gürtel. Es waren sämtlich gebildete, junge Leute aus Bordeaux und der Umgegend dieser Stadt.

Sie schlugen sich sehr brav und benahmen sich als Gefangene würdig und anständig.

Das Gefecht war kurz. Die Artillerie knallte ordentlich in die Orte, und dann trieben die Bataillone der 4. Brigade mit leichter Mühe aus den Nestern heraus, was nicht schon freiwillig ausgerissen war.

Nur im Park von Varize, wo gerade die erwähnten Franctireurs girondins Stellung genommen hatten, wurde es ernster. Die siebenten Jäger waren aber eher an der Mauer und darüber, als es den Verteidigern gelang, dieselbe mit Schießscharten zu versehen. Daher bestand der Kampf hier aus lauter kleinen Gefechten um die Büsche und Waldparzellen des Parkes selbst, während seine Umfassung fast nicht verteidigt wurde. Das Bajonett sprach hier ein ernsteres Wort als die Büchse, und hier und da gab auch der Kolben seinen Trumpf dazu.

Leider ist dort eine Szene passiert, die uns das Leben eines braven Offiziers, des Oberleutnants Mauerer, kostete. Derselbe stürmte an der Spitze von etwa zwanzig Jägern gegen ein von den Franktireurs besetztes Boskett. Als er dicht in die Nähe desselben kam, stellten verschiedene der letzteren ihr Gewehre zu Fuß und machten mit Taschentüchern Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Mauerer sah dies, drehte sich gegen seine Leute und rief ihnen zu, die Franzosen zu schonen, weil sie sich ergeben wollten. In diesem Moment schoß noch einer der letzteren mit seinem Revolver und traf den bayerischen Offizier durch das Rückgrat, so daß er tot zusammenstürzte. Wahrscheinlich hat der Franktireur, welcher diesen Schuß abgab, die Zeichen seiner Kameraden nicht gesehen und dachte für seine Person nicht an Übergabe. Jedenfalls war es ein Mißverständnis, dem unser armer Oberleutnant und sämtliche Franktireurs in diesem Boskett zum Opfer fielen, denn keiner von ihnen kam lebend heraus. — Ich selbst habe mir bei Varize nur meine Säbelscheide zerschießen lassen, als ich dem Angriff der siebenten Jäger etwas zusah, um, wie befohlen, meinem General hierüber Rapport zu erstatten.

Nach dem Kampfe passierte mir in Varize selbst eine drollige Geschichte. Es stand in einer Nebengasse das Exekutionskommando, welches beauftragt war, die im Gefecht mit den Waffen in der Hand ergriffenen Bauern zu füsilieren. Ich muß hier einfügen, daß wir schon im Oktober von Orleans aus gezwungen waren, Varize wegen der feindseligen Haltung seiner Bewohner größtenteils niederzubrennen. Trotzdem hatten sich jetzt wieder Bauern am Kampfe beteiligt, und jene, welche nicht schon in dem Gefecht selbst gefallen waren, mußten nach demselben erschossen werden.

Die Gesellschaft sah ich, kurz ehe sie abgeführt wurde, im Kreise ihrer Wächter stehen, und mitten darunter bewegte sich ein großer, sehr starker, gutgekleideter Herr und sprach mit ihnen.

Man wird im Kriege etwas derb, und außerdem hatten wir uns angewöhnt, von allen mit den Waffen in der Hand ergriffenen Zivilisten nicht mit besonderer Hochachtung zu sprechen, was bei der Buschklepperei, die diese vollführten, gewiß nur natürlich ist.

Als ich nun den wohlgenährten Herrn, den ich auch für einen Gefangenen hielt, erblickte, entfuhren mir die Worte: „Was habt ihr denn da für ein dickes Schwein erwischt?"

Ehe der mir bekannte Führer des Exekutionskommandos etwas sagen konnte, fuhr der besprochene Herr mit einer für seine Beleibtheit staunenswerten Schnelligkeit herum und fing in tadellosem Deutsch an: „Ich muß doch bitten, Herr Leutnant, daß Sie von mir in anderer Art sprechen."

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

„Ja, sind Sie denn ein Deutscher?"

„Gewiß, Herr Leutnant! So gut wie sie selbst. Mein Name ist Voget."

„Da bitte ich sehr um Entschuldigung. Davon hatte ich keine Ahnung. Aber wie kommen denn Sie, ein Zivilist, jetzt zu einem Gefecht hier in die Beauce?"

„Ich gehöre zum Stabe Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg."

„Ah! Das ist etwas anderes. Ich ersuche Sie nochmals, mich zu entschuldigen. Ich kannte Sie durchaus nicht."

„Oh, es macht nichts. Es ist mir schon öfter ähnlich ergangen."

Er war wieder vollständig ausgesöhnt, und wir schieden, indem wir uns die Hände gaben.

Später erfuhr ich, daß Herr Voget Kriegskorrespondent der „Frankfurter Zeitung" und der „Neuen freien Presse" war.

Wir marschierten noch weiter über Cormainville nach Orgères und sollten dort Quartiere beziehen. So leicht ging die Sache aber nicht, denn außer unserem Stabe lagen dort noch: der Korpsstab, die beiden Divisionsstäbe, verschiedene Brigadestäbe und an Truppen, was nur hineinging. Es ging aber nicht alles hinein, und gar manches Regiment, das seit dem frühen Morgen marschierte, mußte wohl oder übel an dem Dorf vorbeimarschieren und sehen, ob es im nächsten oder übernächsten ein leidliches Unterkommen fände. Seit heute schneite es auch, was es schneien konnte, und ein kalter Wind, der einem durch Mark und Bein ging, erinnerte uns daran, daß der Dezember vor der Tür stand. Das Bataillon, das in jener Nacht das Los traf, auf Vorposten kommandiert zu werden, das war nicht zu beneiden.

Obgleich ich nun zum Quartiermachen möglichst vorgeritten war, kam ich, weil unsere Brigade heute an der Queue marschierte, doch zu spät in Orgères an. Jeder Stall, jede Scheune trug schon die ominöse Kreideaufschrift: „Korpsstab 6 Pferde", „1. Divisionsstab 14 Pferde" u. s. w. u. s. w.

Da man ja untergebene Stäbe aus den Quartieren werfen und sich hineinlegen kann, aber nicht höhere, so war guter Rat teuer. Für unseren eigenen Körper wollte ich schon Platz finden, aber die Pferde, — und die brauchten bei der grimmigen Kälte ja ein warmes Quartier noch notwendiger wie wir selbst. Endlich kam mir ein rettender Gedanke. Ich sah nämlich, daß eine vom 1. Divisionsstab belegte Scheune mitten in den für den Korpsstab reservierten Stallungen lag. Nun suchte ich die am

weitesten seitwärts gelegene Scheune des Korpsstabes, die gerade für unsere Stabspferde reichte, ging zum Quartiermacher des Armeekorps und stellte es ihm mundgerecht dar, daß es für ihn sehr zweckmäßig sei, er nehme die mitten in seinem Rayon liegende Divisionsscheune und überlasse mir dafür die entlegenere des Korps. In der Eile übersah der Herr, daß ich ja gar nicht zur 1. Division gehörte, stimmte in der Meinung, nur einen einfachen Tausch vorzunehmen, der Sache zu, ich strich selbst das „1. Division 14 Pferde" aus, schrieb „Armeekorps 14 Pferde" hin und empfahl mich.

An meine Scheune „3. Infanterie-Brigadestab" hinzuschreiben, unterließ ich wohlweislich, und es stand also immer noch „Armeekorpsstab" darauf. Unsere Pferde waren schon lange glücklich darin, als der Quartiermacher der 1. Division wütend erschien und nach einer noch freien oder von der Division untergeordneten Stäben belegten Scheune suchte. Als er auf unserer Tür „Armeekorps" las, verschwand er, ohne unsere Burschen zu fragen, ob sie auch wirklich zum Korpsstab gehörten. Wir waren nun sicher, und unsere Pferde hatten ein gutes Quartier. Wer schließlich an unserer Stelle hinausgeworfen wurde, weiß ich nicht. Auch nicht, wie wohl die beiden Quartier machenden Herren der Division und des Korps sich wegen der Geschichte zurecht fanden. Als man hätte genauer recherchieren können, waren wir schon wieder ganz wo anders, und die Sache wurde vergessen. Nur ich lachte mir ins Fäustchen, denn nichts macht im Feld mehr Spaß, als wenn man auf listige Art zu einem guten Quartier kommt.

Wir standen jetzt in steter Berührung mit dem Feinde. Am 30. November hieß es sehr viel reiten, von einem Vorpostenbataillon zum anderen; am 1. Dezember folgte das Gefecht von Villepion und am 2. Dezember die Schlacht von Loigny. Doch von dieser will ich mehr erzählen.

Zweiter Teil

Vom 2. Dezember 1870 (Schlacht bei Loigny) bis zur Heimkehr (27. Juli 1873)



XVII.

Loigny (Bazoches-les-Hautes).

Der 2. Dezember 1870.

Loigny! Eines der schönsten Lorbeerblätter im Siegeskranze der Bayern von der Tanns; eines der herrlichsten für den Ruhm des Vaterlandes; aber eines der traurigsten für die engere Heimat!

Als die Nachrichten von Loigny in unsere Garnisonen kamen, da herrschte zuerst nur Freude über den neuen Sieg, denn die Mitteilung des Telegraphen war kurz. Dann aber folgte eine schmerzliche Botschaft nach der anderen, und in kurzer Zeit begegnete man nur zu vielen schwarz gekleideten Damen und Kindern. Sie trauerten um Loigny.

Die französischen Kürassiere der berühmten Division Bonnemains verloren bei ihrem berühmten Todesritt bei Elsaßhausen durchschnittlich nicht ganz ein Fünftel ihres Bestandes, nämlich beim 2. Regiment 129, beim 3. 70 Mann, beim 1. und 4. noch beträchtlich weniger. Als man den Marschall Mac Mahon nach der Schlacht über die Kürassiere fragte, sagte er: „Kürassiere, die habe ich nicht mehr."

Die französische und auch die deutsche Presse sprach in allen Tonarten von dem Todesritt der Kürassiere von Reichshofen, und diese Regimenter erschienen im Kriege nicht wieder. Bei Loigny verlor allein unsere Brigade von einem Bestande von 115 Offizieren und 3936 Mann: 39 Offiziere und 765 Mann,

davon das I. Bataillon des 12. Regiments von 11 Offizieren und 268 Mann: 8 Offiziere und 101 Mann.

Diese Brigade aber, unsere Brigade, war nach jenem Tage nicht tot, nicht leistungsunfähig, sondern wir haben unter neuen Verlusten am nächsten und übernächsten Tage, am 3. und 4. Dezember, Orleans mit gestürmt; wir blieben dem Feinde auf dem Nacken; haben noch die blutige Schlacht vom 8. Dezember, die Gefechte vom 9., 10. und 11. ausgehalten und waren dann — freilich eine Schlacke — noch nicht tot, sondern noch leistungsfähig und immer vollkommen geordnet, sobald die in der Schlacht selbst entstandenen Lösungen wieder ausgeglichen waren. Andere Truppen haben ähnliche und größere Verluste erlitten, aber an einem oder an zwei Tagen. Die kamen gar nicht zum Bewußtsein ihrer Lage. Dann hatten sie lange Pause und konnten sich erholen. Wir schlugen fast jeden Tag, nachdem wir abends in aller Ruhe unsere Verluste berechnet und uns neu formiert hatten. Man konnte sich selbst sagen: „Morgen dürfen wir so viel verlieren, dann reicht es noch, um jeder Kompanie einen Offizier als Chef zu geben. Verlieren wir mehr, dann geht dies nicht; dann müssen übermorgen Feldwebels die Kompanien ins Gefecht führen."

Und so kam es.

Aber wir gingen doch vor und schlugen den Feind, solange als wir im Feuer standen, solange als bayerische Büchsen knallten.

Sind wir im Unrecht, daß wir so stolz sind, zum Korps „von der Tann" gehört zu haben?

Das Treffen vom 1. Dezember war etwa 5½ Uhr nachmittags zu Ende. Unsere Jäger hielten Villerand, das II. Bataillon des 3. Regiments Villevé besetzt, wir — der Stab — kamen nach la Maladerie; die 4. Brigade war in Loigny und Villours. Es lagen also die vorderen Quartiere von den von den Franzosen besetzten Orten Nonneville, Moulin de Villepion und Villepion 1800—2000 m entfernt; die Vorposten standen sich durchschnittlich auf 1000 m, an einigen Stellen auf 600 m

gegenüber. Am Abend des 1. mußte ich noch nach Villerand reiten und hörte dabei deutlich Signale bei den Franzosen. Dann holte ich in Orgères den Befehl, kam aber schon gegen 10 Uhr nach la Maladerie und habe dort von 10½ bis früh 6 Uhr ausgezeichnet auf einem langen Tische geschlafen. Ich brauchte auch Erholung, denn am 29. und 30. November und am 1. Dezember bin ich so viel geritten, daß mein Bedarf überreichlich gedeckt war.

Früh 6½ Uhr mußte die Division stehen, aber zum guten Glück bei la Maladerie vor unserer Türe. Die Nacht war bitterkalt, der Morgen beinahe noch mehr.

Ich muß hier mein Kostüm erwähnen, denn es war drollig genug. Unten trug ich eine dunkelblaue Geniereithose, die ich, dank der Liebenswürdigkeit des damaligen Geniehauptmanns Körbling, an Stelle meines vollständig aus dem Leim gegangenen Jägerbeinkleides gesetzt hatte. Darüber kam unten der von außen nicht sichtbare, hellblaue Waffenrock. Über demselben kreuzte sich eine vierfach zusammengelegte, in Orleans erhaltene weiße Wolldecke, die um den Leib durch Säbelkoppel und Revolver- und Feldstecherriemen zusammengehalten wurde. Über allem hing der frühere große bayerische Radmantel ohne Ärmel, wie ihn noch die Italiener tragen, und der mit der Jägermütze — die Herren beim Stabe hatten keine Helme — bekleidete Kopf steckte in der französischen, blauen Kapuze, die damals fast alle Berittenen dankbarst von den Franzosen angenommen, d. h. requiriert hatten. Ich bin ja, wie so viele Kameraden, nur mit dem Radkragen ausmarschiert, weil wir glaubten, es gehe so rasch wie 1866, und vor Wintersanfang wären wir wieder zu Hause. Daher die weiße Decke. Helf, was helfen mag.

Punkt 6½ Uhr war die Division versammelt. Die Leute liefen vor Kälte auf ihren Plätzen im Kreise herum, und mir sind fast die Finger an die Zügel gefroren; der schneidende Nordostwind blies durch unsere fadenscheinigen Röckchen, als ob er uns mit Eisnadeln stechen wollte, und, was das Schlimmste war, die Reiterei auf unseren abgemagerten, matten Pferden mit

ihren glatten Sommerbeschlägen über Schnee und Eis konnte nicht leicht schwieriger gehen, als es der Fall war.

Um 7 Uhr früh erschienen feindliche Tirailleurs und Reiter auf den Höhen bei Loigny und Villerand.

Das ganze Korps marschierte links ab gegen Loigny.

Das Wort „Höhen bei Loigny" muß näher bezeichnet werden. Es waren keine Hügel, sondern nur sanfte Erhebungen, die gegen uns jedoch ganz glacisartig verliefen und keinerlei Bewachsung hatten. Wenn wir einmal solche Höhen verteidigen dürfen, dann kommt keine Maus hinauf, geschweige denn ein Feind.

Etwa 8 Uhr standen wir gegenüber der Ferme Beauvilliers. Man hielt wieder. Wir Herren des Stabes versammelten uns vor der Front der Brigade.

„Sind das dort drüben auch Franzosen?"

„Ja, Herr General. Man sieht es daran, daß unsere Chevaulegers vor ihnen ausweichen."

„Wird ein ernster Tag werden, meine Herren."

Niemand antwortet; jeder dachte sich sein Teil.

„Die gestrigen Verluste waren stärker, als wir glaubten. Exzellenz Stephan (Kommandeur der 1. bayerischen Division) ist schwer verwundet. Er hat einen Granat- und einen Chassepotschuß erhalten."

„Wen es heute wohl trifft?" meinte Hauptmann Menges, unser Brigadeadjutant.

„Dort rücken sie aber mit Macht vor; das ist mindestens eine Brigade."

Jetzt kam unser Divisionsgeneralstabschef, Oberstleutnant Muck. Wieder, wie immer, vollkommen ruhig, rein sachlich, klar und genau, gab er unserem General den Befehl über den nun zu unternehmenden Angriff der Brigade.

Die 4. Brigade stand schon seit etwa einer halben Stunde bei Goury Château im Feuer, unsere Jäger hatten die Ferme Beauvilliers besetzt und knallten lustig gegen die französischen Plänkler vorwärts Fougeu.

Nun trat unsere Brigade an, das 3. Regiment im ersten,

das 12. Regiment und das sich anschließende 1. Jägerbataillon im zweiten Treffen.

Es ist etwas Stolzes, so ein Vormarsch einer Brigade zum Angriff, wie man ihn damals noch machte. Voraus die Schützen, die schon drauf lossfeuern, dann die Bataillone; alle Tambours schlagen, die Musiken spielen den Avanciermarsch, wie eine undurchdringliche Masse wälzt sich alles vor, stumm und ernst, gleich einer schweren Wolke.

Da kommt die erste Granate! Sie geht drüber weg.

„Habt schlecht gezielt, Franzosen!“

Immer weiter, stramm im Schritt, marschieren die Bataillone. Man faßt den Säbel fester; der sieht, ob das Bajonett gut hält; jener spricht im stillen ein Gebet; der denkt an Vater, Mutter, an die Braut, ob er sie wiedersieht; der Kommandeur sitzt wie von Eisen auf seinem Pferd, keine Muskel zuckt; der Adjutant hält, beobachtet mit dem Feldstecher, sprengt nach und meldet; alles aber drängt vor, immer dichter geschlossen, immer schneller; jeden erfaßt jetzt der eine Gedanke: drauf, wir müssen siegen — oder fallen!

Da kommen neue Granaten! Die sind näher.

„Jetzt werden sie uns gleich haben.“

„Halb rechts schwenkt. Tetenkompanien ausschwärmen! Richtung auf den Kirchturm von Loigny — Gott sei mir gnädig!“ — Er sinkt zerschmettert vom Pferde; die Granate saß. Die nächste saust in die Kompanie. Nur einen Blick hat man für die stürzenden Kameraden; mehr reicht es nicht; die Blessiertenträger werden ihnen schon helfen. „Vorwärts, vorwärts, Hurra, Hurra, Hurra!“ — So warf sich die ganze Brigade auf den Feind, ohne ein langes Schützengefecht, denn der Gegner war auch zum Angriff vorgegangen, und deshalb stießen beide Abteilungen so rasch aufeinander.

Die Franzosen warteten aber das vollständige Anprallen nicht ab. Trotzdem sie zehn Bataillone stark waren, wichen sie zurück. Wir hielten nun auch und jagten aus unseren Büchsen hinüber, was herausging. Da erschienen neue Feinde in unserer

rechten Flanke. Zwei Bataillone des 12. Regiments wandten sich gegen diese. Die übrigen aber riß der Kampfesmut, der Eifer in der Hitze des Gefechts fort; sie folgten dem weichenden Feinde und erstürmten Loigny, die französische Division Barry war geworfen.

So rasch war der Angriff unserer Brigade erfolgt, daß kein Bataillon der bei Villeprévost — 3200 m dahinter — stehenden 1. Division als unsere Reserve vorgezogen werden konnte, und wir standen nun allein 1200 m vor der als Hauptstellung in Aussicht genommenen Linie, allein im Kampfe gegen eine feindliche, vierfach überlegene Division. Man hat uns aus diesem Angriff viele Vorwürfe gemacht. Es ist wahr. Vom taktischen Standpunkt aus durfte er nicht stattfinden. Aber vom moralischen! Wer rechnet da mit uns? 1500 m sind wir vormarschiert; wie die Spreu vor dem Winde jagten wir den doppelt überlegenen Feind vor uns her; in Loigny konnte er sich vielleicht festsetzen; war es nicht natürlich, daß wir ihn auch da hinausjagten und darüber vergaßen, daß niemand hinter uns nachkommen konnte, daß wir schließlich vereinzelt weit vor der Front stehen mußten?

Der kritisierende Offizier verurteilt uns, und mit Recht. Fragt er dann aber sein Herz, und fühlt er mit uns, so wie es uns damals war, dann verzeiht er uns gern; wir waren ja nur zu tapfer.

Aber gerächt hat sich dieser Angriff furchtbar.

Von allen Seiten schlugen jetzt Granaten und Chassepots in unsere schon stark gelichteten Reihen. Bald war es klar, daß die fünf Bataillone dort nicht stehen bleiben durften, sonst waren sie verloren.

Ehe ich hier weiter erzähle, muß ich nachholen, was ich selbst erlebte und wie es bei unserem Stabe zuging. Unsere Brigadebatterie (Stadelmann) mußte bei Beauvilliers auffahren. Ich hatte ihr einen Befehl zu überbringen und ritt von dort den vorderen Kompanien nach. Da erhielt ich plötzlich mitten auf die Brust einen Stoß, als ob mich jemand mit aller Ge=

walt mit der Faust dorthin geschlagen hätte. Ich sank etwas zurück auf die Kruppe meines Pferdes, war aber schnell wieder im Sattel. Da fand ich in meiner Decke, die durch das Übereinanderkreuzen gerade an dieser Stelle achtfach lag, ein Chassepotgeschoß. Es war ziemlich abgeplattet, mußte also auf der Erde aufgeschlagen und dann auf mich geflogen sein. Ich habe es in die hintere Rocktasche geschoben, um es als Andenken zu bewahren, aber als ich abends danach sah, hatte die Tasche ein tüchtiges Loch, das Geschoß war fort.

Unserem Generalstabsoffizier erging es viel schlechter. Dem krepierte eine Granate in der Brust des Pferdes. Dieses wurde buchstäblich zerrissen; er blieb zwar unverwundet, wurde durch den Sturz aber so geprellt und erschüttert, daß er längere Zeit brauchte, bis er sich wieder erholt hatte und von neuem ein Pferd besteigen konnte. Er wurde zurücktransportiert. Der General aber bekam einen sehr schmerzhaften Streifschuß an die Fußsohle und mußte das Kommando der Brigade an den Oberst Schuch des 3. Regiments abgeben.

Sehen wir wieder nach unseren armen Bataillonen in Loigny. Sie mußten zurück! Leider zurück! Das war ein Marsch!

1500 m im feindlichen Feuer unerschüttert vorgehen, ist viel. Aber 1500 m im stärksten feindlichen Artillerie- und Infanteriefeuer zurück müssen, ist entsetzlich.

Und doch gingen unsere braven Soldaten im Schritt zurück. Das ist wahr, von einer Ordnung war in diesem Moment nicht mehr viel die Rede. Aber gelaufen sind wir nicht. Der Bayer läuft nur gegen den Feind, nicht von ihm weg. Aber diese Wut! Wäre nicht den Leuten die Munition ausgegangen, wir hätten sie aus dem Dorfe gar nicht herausgebracht. So aber mußten sie fort, denn bloß dasitzen und sich durch Eisen, Blei und Steinsplitter nutzlos totschlagen lassen, das war doch unnötig; da konnte man wenigstens den Versuch wagen, neue Patronen rückwärts zu holen. Gegen 10½ Uhr kamen die Reste hinten an. So schnell als möglich wurden aus den

Munitionswagen, die ich auf Befehl des Generals bis dicht hinter Beauvilliers herangebracht hatte, Patronen verteilt und die Bataillone wieder gesammelt. Aber aus denselben waren Halbbataillone geworden.

Wir waren kaum etwas in Ordnung, da erschienen lange französische Infanterielinien auf den soeben von uns verlassenen Höhen vorwärts Loigny.

Hatten sie gedacht, daß wir ganz verschwunden seien? Da irrten sie sich.

Die Artillerie war überhaupt nicht retiriert und blieb auch jetzt stehen, trotzdem die französischen Tirailleure auf vierhundert Schritte an sie herankamen und manche Batterie von drei Seiten umfaßten. Die machten aber nach drei Seiten Front und feuerten mit Kartätschen. Freilich mußten sie auch furchtbar zahlen. Wie es einem Batteriechef zu Mute ist, der einen Mann nach dem anderen, ein Pferd nach dem anderen hinsinken sieht und weiß, die einzige Rettung ist ununterbrochenes Schnellfeuer, jede Pause heißt soviel als verloren sein, das hat der Chef jener Batterie bei Beauvilliers erfahren, und wer es von ihm hören will, der frage bei der einstigen Batterie Stadelmann nach.

Ja die Franzosen vermeinten uns jetzt ganz zu werfen. Aber das 12. Regiment und die 1. Jäger, die meinten anders.

„Vorwärts, vorwärts! Wir haben ja wieder Patronen! Drauf Jäger, drauf Zwölfer! Müssen den Kameraden vom 3. Regiment noch Zeit verschaffen, sich weiter zu sammeln!"

Und wieder ging's vorwärts. Die Hurras klangen schwächer, aber nicht, weil der vorherige Schneid gefehlt hätte — nein gewiß nicht. Wir waren nur weniger geworden; die einzunehmende Strecke blieb aber die gleiche, und das Getöse des feindlichen Feuers wurde stets heftiger.

Der rechte Flügel schien der wichtigere. Ich ritt und zwar auf der feindlichen Seite neben dem Brigadeadjutanten, Hauptmann Menges, dorthin. Es donnerte neuer Geschützkampf auf dem linken Flügel; da wendete ich mich zurück, stützte die

rechte Hand auf die Kruppe meines Pferdes, ließ mit der linken die Zügel etwas lang und sah, während wir ritten, nach Goury Château hinüber.

Plötzlich fühlte ich einen leichten Ruck und hörte dicht neben mir jenen charakteristischen Ton, den ein Geschoß hervorruft, wenn es hart an uns vorbeischwirrt. Ich wendete mich wieder vorwärts und erkannte, daß mein rechter Trensenzügel durchschossen war. Im gleichen Moment aber sank der Brigadeadjutant, Hauptmann Menges, neben mir langsam vom Pferde, sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an, murmelte etwas, das ich nicht recht verstand, und stürzte vollends zu Boden. Schnell rief ich einen Mann herbei, der ihn unterstützte; ein anderer fing das Pferd; ich mußte fort. Habe ihn nicht mehr wiedergesehen; zwei Tage darauf war er tot; das Korps hatte einen braven Offizier weniger.

Ich ritt rasch zum älteren Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Lobenhofer, um ihm zu sagen, daß er jetzt Adjutant sei. Wir sprachen nur kurz zusammen. Da fuhr er auf einmal mit der Hand nach dem Leib und rief mir kurz zu: „Du, Tanera, mich hat's auch." — Er mußte, durch ein Geschoß in den Unterleib ebenfalls schwer verwundet, durch einen Soldaten zurückgeführt werden.

Ich jagte zur Batterie. „Armer Kamerad!" Mehr langt es nicht, dann sind die Gedanken wieder bei der Sache, beim Kampf.

Und der war von neuem entbrannt, wie wenn die Hölle losging. Der Angriff der schwachen Bataillone gelang so weit, daß sie die Höhe zwischen Loigny und Beauvilliers erreichten.

Dort schossen sie so ruhig und wohlgezielt, daß der Feind, die ganze Division Maurandy und die Brigade Bourdillon, nicht nur in seinem Vormarsch einhielt, sondern sogar wieder ein Stück, bis fast Loigny, zurückweichen mußte.

„Was ist aber dort? Sind denn das noch einmal neue Infanteriemassen des Feindes? Wahrhaftig, keine Täuschung

ist möglich! Wo steht der jetzige Führer der Brigade, Oberst Schuch?"

„Wird dort auf dem linken Flügel sein."

Ich jagte hin, um zu melden. Dort war er auch; aus der von drei Kugeln durchlöcherten Brust sickerte sein Blut und sein Leben.

„Wo ist der Kommandeur des 12. Regiments? Der hat jetzt die Brigade zu führen."

„Wird auf jener Höhe stehen!"

Ich hetze meinen armen Rappen hinüber. — „Wo ist der Oberst von Narciß?"

„Hier nicht; soll verwundet in Villeprévost liegen."

„Herr, mein Gott! Wer führt denn jetzt die Brigade?"

Ich wußte es nicht mehr. Wo ich hinkam, fand ich nur Tote oder schwer Verwundete. Es war zu spät, weiter zu suchen. Der neuen Übermacht hatten die schwachen Bataillone wieder weichen müssen. Langsam Schritt für Schritt ging es zurück. Unaufhörlich rollte das Schützenfeuer, unaufhörlich prasselte der Chassepothagel.

„Aber Ehrne" — es war dies ein Hauptmann des 12. Regiments, ein lieber Freund von mir — „steige doch von deinem Pferde herunter. Du setzest dich ja nutzlos aus."

„Ist nicht nutzlos. Heute muß man den Leuten zeigen, daß man sich aus den blauen Bohnen nichts macht; verlieren sonst den guten Humor; bist ja auch zu Pferd."

„Bei mir gehört es zum Dienst, bei dir nicht."

„Tut nichts. Ruhig, Schimmel, nur Schritt. Pressiert gar nicht."

Ich mußte weiter. Habe auch diesen nie mehr gesehen. Bald darauf war er tot.

Zäh genug hielten Jäger und Zwölfer jeden kleinen Ravin. In der Kiesgrube — denkt ihr noch an jene Kiesgrube südöstlich von Beauvilliers? — häuften sich die Toten, aber trotzdem gingen unsere Leute nicht heraus. Von den Gefallenen nahmen die Überlebenden die Patronen; die Verwundeten reichten die

ihrigen hin, und unaufhörlich spie die Kiesgrube Feuer gegen die vorrückenden Franzosen.

„Kommen denn die Preußen noch nicht?“

Die 17. Division erwarteten wir so sehnlich, so schmerzlich, aber sie konnte noch nicht da sein.

Neue feindliche Brigaden dagegen waren da und verstärkten ihre an und für sich schon so übermächtigen Tirailleure.

„Bravo, bravo, die Chevaulegers reiten an! Hurra, unser 4. Regiment!“

„Aha, der Feind stutzt. Der kennt schon die grünen Reiter, die spaßen nicht. — Gut so. Jetzt können wir auch wieder stehen. Visier 300 Schritt, tief halten. Zielt gut.“

Die Chevaulegers prellten vor, daß es nur so eine Freude war. Einzuhauen brauchten sie gar nicht; der Feind wich, und wir bekamen wieder Luft. Weiter reiten wäre Wahnsinn gewesen. Sie kehrten zurück.

„Dank euch, ihr braven Reiter. Ihr kamt zur richtigen Zeit.“

Jetzt stieß die ganze 1. Division rechts von uns vor. Unsere Jäger durften wieder mit.

Sind eben nimmer satt gewesen, diese Jäger. Dort ging es nämlich auch tüchtig los, und da mußten natürlich die 1. Jäger noch einmal dabei sein. Soeben hatte man ihren Bataillonsführer, Hauptmann von Pappus, mit zerschmettertem Arm zurückgebracht.

Hauptmann Gries springt ein. Mit der 2. Brigade, und zwar speziell mit dem 11. Infanterieregiment gehen die Jäger wieder vor. Dieses Regiment führt aber unser guter Oberstleutnant Schmidt, der seit zwei Tagen zum Kommandeur desselben ernannt war. Er trug noch unsere Uniform. Nun muß es ja gehen! Wie freuten sich die Jäger, daß sie ihn wiedersahen. Er hatte keine Zeit zu langem Gruße. Aber über sein jetzt so ernstes Gesicht glitt es doch wie ein glückliches Leuchten, als er seine 1. Jäger erblickte. Ich glaube, er hat den Angriff noch einmal so gern geführt, weil sein früheres Bataillon mit

dabei war. Und es ging auch wieder gut. Nicht so brillant, wie bei Beaumont — man war zu erschöpft —, aber gut genug, daß der Feind ausreißen und uns wenigstens die Ferme Morâle überlassen mußte. Von da aus knallten Jäger und Elfer dem Gegner in die Flanke. Er war aber immer noch zu stark.

Zwischen Beauvilliers und Goury Château entstand eine Lücke. Die mußte ausgefüllt werden. Aber durch wen? Reserven? Die gab's nicht mehr.

So muß eben die 3. Brigade noch einmal vor.

„Wer führt sie?"

„Niemand."

Da ergriff der zweite Generalstabsoffizier der Division, Major Kriebel, eine Fahne und sammelte um diese die Reste der armen Brigade. Sie kamen und ordneten sich, so gut es ging.

Bataillone waren es nicht mehr, nur Kompanien.

„Munition her!"

„Hier!" — Die Leute steckten die Taschen und Brotbeutel voll Patronen.

Dann ging's zum dritten Male vor bis auf den zweimal gestürmten, zweimal verlorenen Höhenrand.

Wieder krachten die Podewilsbüchsen, die Werdergewehre sangen die hohen Töne, die Geschütze donnerten den Baß, und dieses Terzett imponierte den Franzosen so, daß sie keinen Vorstoß mehr wagten. Sie waren ebenfalls zu erschöpft. Lange hätten wir aber auch dieses ruhige Feuergefecht, in dem wir einer gegen vier standen, nicht ausgehalten, dann wäre es bei uns verstummt, denn Büchsen gehen nicht von selbst los, und Tote schießen nicht mehr.

Doch die Hilfe war nahe.

Die Herren, welche uns zuerst das Eintreffen der 17. preußischen Division meldeten, der Hauptmann von Bronsart vom preußischen Generalstab und der Leutnant von Bentheim von den Husaren, wurden beide mitten im Stabe des Generals von der Tann schwer verwundet.

Unsere Leute hielten immer noch brav.

„Jetzt Munition sparen! Laßt die Rothosen näher heran! Ich glaube wahrhaftig, die gehen noch einmal vor. Schadet nichts, die Preußen werden gleich da sein!“

Sie gingen wirklich noch einmal vor. Das Armeekorps des Generals de Sonis — er fiel kurz darauf an der Spitze der päpstlichen Zuaven — war eingetroffen. Der französische General Chanzy und der Admiral Jauréguiberry setzten die letzten Reserven ein.

„Spart Leute! Stopfen! Laßt sie auf 200 Schritt herkommen!“

Es geschah so.

„Nur Ruhe. Seht dahinten die langen, schwarzen Linien. Das sind die Preußen! — Jetzt los. Feuer! Feuer! Raus, was aus den Büchsen geht. Bis zur letzten Patrone!“ — Da krachte es wieder, und die Artillerie donnerte mit erneuter Heftigkeit dazu.

„Seht, wie sie stutzen! Höher zielen! Sie weichen! Visier 300 Schritt! Feuer! Feuer!“

Wir schossen dieses Mal in die Zurückgehenden hinein, wie sie einige Stunden vorher in uns, ohne Erbarmen, ohne Gnade. Von links aber stürmten die Preußen vor, brillant. Sie wollten uns wohl zeigen, wie sie einen Angriff machen, und sie führten ihn famos aus. Uns klangen ihre Hurras wie die herrlichste Musik, die man hören kann; es war unsere Erlösung.

Wie elektrisiert wurde alles durch den Vormarsch der 17. Division. Auch unsere Kompanien wollten wieder mit vor. Man mußte es ihnen verbieten, denn es galt jetzt eine Reserve schaffen. Die 1. Division jedoch und mit ihr unsere 1. Jäger durften sich anschließen, und jetzt fühlte jeder, die Schlacht war gewonnen, der Sieg war erkämpft.

Immer aber tobte das Feuer noch fort. Auch der Feind wich nur langsam. Er war zwar sehr erschöpft, denn von früh 8 Uhr bis nachmittags 2 Uhr zerschellten seine beiden starken Korps an dem einen schwachen 1. bayerischen; allein seine Reste

waren immer noch mächtig genug, um einer einzigen Division, der 17. preußischen, Schwierigkeiten in Menge zu machen.

Wir sammelten daher, was von der Brigade übrig war, und führten dieses kleine Häuflein nach Morâle Ferme vor, um der 17. Division im Notfall als Reserve zu dienen. Zur Verwendung kamen wir nicht mehr, allein Leute haben wir durch zu weit gegangene Geschosse auch hier noch verloren.

Bis es dunkel wurde, sandten unsere Batterien dem abziehenden Feinde ihre Granaten nach; dann endlich trat Ruhe ein. Jetzt rückten die Truppen, soweit es anging, in die nächsten Quartiere. Aber die meisten Häuser waren mit Verwundeten belegt und Loigny, Beauvilliers und Morâle standen in Flammen. Da mußte eben biwakiert werden.

Der Brigadestab, d. h. der verwundete General, ich und die Ordonnanzen, kamen wieder nach la Maladerie. Abends habe ich gearbeitet, und nachts 9 Uhr bin ich weggeritten, um die mit der 1. Division vorgegangene Batterie Stadelmann zu suchen und ihr einen Befehl zu überbringen. Da hatte ich noch ein ernstes Erlebnis.

Ich mußte Schritt über das ganze Schlachtfeld reiten, denn obgleich der Schnee blendete, so sah man doch nicht immer die Toten und Verwundeten, und ich wollte keinen treten und auch selbst nicht stürzen. Außerdem rutschte das Pferd sehr viel; es war bitterkalt, und das Tier konnte vor Müdigkeit nur langsam fort.

Es war ein schauriger Ritt. Nur wenige Abteilungen hatten schon Zeit gehabt, da außen nach den Verwundeten suchen zu lassen; die meisten der letzteren lagen noch auf dem Schlachtfeld. Was habe ich da für Schmerzenstöne gehört! So viel als möglich wich ich aus; ich konnte ja doch nicht helfen. Endlich fand ich die gesuchte Batterie und durfte wieder zurückkehren. Noch einmal mußte ich über das ganze Schlachtfeld. Es war 11 Uhr nachts.

Merkwürdig! Jetzt hörte ich viel weniger als zwei Stunden vorher. Freilich hatten die Blessiertenträger unterdessen viele

Verwundete weggetragen. Ebenfalls viele aber waren infolge der furchtbaren Kälte eingeschlafen; die hielt man für tot und ließ sie liegen; am anderen Tage waren sie erfroren.

Plötzlich stutzte mein Pferd. Nur wenig, denn es war zu müde, um sehr zu erschrecken, aber genug, um mich aus meinen Träumen zu wecken. Ich sah, wie ein erhobener Arm sich langsam senkte. Ich ritt hin und stieg ab; jetzt hatte ich ja Zeit. Da lag ein französischer Offizier, der mich leise um etwas zu trinken bat, als ich zu ihm trat. Leider befand sich in meiner Feldflasche nur noch ein Schluck Schnaps. Er nahm ihn und schien etwas gekräftigt.

„Wo sind Sie verwundet, Kamerad?“ fragte ich ihn, als er mir danken wollte. — „Mein Oberschenkel ist ganz zerschmettert.“ — „Waren denn noch keine Blessiertenträger bei Ihnen?“ – „Ich weiß es nicht. Ich muß bewußtlos gewesen sein und erwachte erst, als ich den Tritt Ihres Pferdes hörte.“

„Ich will sofort welche suchen. Werden Sie noch einige Minuten so liegen können?“

„O lassen Sie es, mein Kamerad, ich sterbe doch.“

„Nur nicht verzweifeln! Wenn Sie Hilfe bekommen, wird vielleicht alles wieder gut. Nehmen Sie hier dieses Stück Schokolade, und versuchen Sie, es zu essen; möglichst bald bin ich wieder hier.“

Ich merkte mir nach den Richtungen der brennenden Dörfer den Punkt und ritt gegen Loigny zurück. Bald fand ich zwei Träger mit einer Bahre und in wenigen Minuten waren wir bei dem Verwundeten. Er schien etwas erholt.

Nun versuchten wir ihn auf die Bahre zu legen. Sein Säbel genierte.

„Bitte, schnallen Sie mir die Koppel ab, mein Kamerad.“

Ich erfüllte seinen Wunsch. An der Koppel hing auch ein sehr schöner Revolver.

„Erweisen Sie mir den Gefallen und behalten Sie Säbel und Revolver als ein Andenken von mir. Sie sind der letzte

Mensch, der mir Gutes erwiesen hat, denn ich lebe nicht mehr lange."

„Fassen Sie Mut, Kamerad! Sie werden jetzt bald verbunden sein, und morgen hoffe ich, Sie in Loigny wiederzusehen."

„Ich glaube es nicht; jedenfalls nehmen Sie meine Waffen mit."

Um ihn zu beruhigen, gürtete ich seine Koppel mit Säbel und Revolver über meine. Hierauf legten wir den Offizier auf die Bahre. Dann erkundigte ich mich, zu welcher Truppe die Blessiertenträger gehörten, welcher Arzt in Loigny ihr Vorgesetzter sei, und befahl ihnen, den Verwundeten diesem zu übergeben.

Nun wünschte ich letzterem alles Gute, rief ihm noch: „Auf Wiedersehen morgen in Loigny!" zu und ritt zurück nach la Maladerie.

Am nächsten Tage erkundigte ich mich nach ihm und erfuhr, daß er schon während des Transportes gestorben war. Er wurde in Loigny begraben.

Säbel und Revolver aber habe ich behalten und habe sie noch. Es sind meine Andenken an Loigny, an den 2. Dezember.

XVIII.

Die zweite Schlacht bei Orleans am 3. und 4. Dezember 1870.

Bei meiner Erzählung von den Schlachten im Sommer konnte ich noch Szenen aus einer Zeit schildern, in der wir wohl Ernstes, ja Grausiges erlebt, im großen Ganzen aber doch noch einen flotten, sozusagen frischen und aufmunternden Krieg geführt hatten. Wenn ich aber von den Dezembertagen spreche, so erwarte der Leser keine

lustigen, heiteren Episoden, denn diese Zeit hat für mich zwar großartige, unvertilgbare Erinnerungen, aber sie sind meist düster, hie und da sogar schaurig.

Schon die Zusammenstellung des Frührapports auf Grund der gestrigen Schlacht bei Loigny war sehr, sehr traurig.

Beim Brigadestab fehlten: Hauptmann Menges tot und Oberleutnant Lobenhofer schwer verwundet. Der General ließ sich infolge seiner Verwundung am Fuße in einem Wagen nachfahren, behielt aber das Kommando seiner Brigade, und Hauptmann von Xylander versuchte trotz seines gestrigen schweren Sturzes zu reiten; es war aber fast unmöglich. Ich allein vermochte noch flott herumzusprengen, soweit bei dem eisigen, festgefrorenen Boden auf einem abgehetzten Pferde mit glatten Sommereisen überhaupt von Sprengen die Rede sein konnte.

Ähnlich sah es bei den Bataillonen und den der Brigade zugeteilten Batterien aus. Ich habe bisher genug von unseren Verlusten gesprochen und will jetzt davon schweigen. Dies kann ich aber nicht verhehlen, daß es kein freudiger Gedanke war, mit einem so zusammengeschossenen Häuflein an eine Aufgabe treten zu müssen, deren außerordentliche Schwierigkeit jeder einigermaßen erfahrene Soldat erkannte, sobald er nur hörte, um was es sich handelte. Sie lautete einfach: „Entreißt Orleans einem vierfach überlegenen Feind, der um die Stadt herum ein vorzüglich befestigtes Lager angelegt, dieses mit schweren Marine- und Festungsgeschützen ausgerüstet hat und entschlossen ist, bis aufs Äußerste zu kämpfen. Greift ihn mit euren Schlacken von Bataillonen an; nehmt mit stürmender Hand die wohlverteidigten Schanzen; bringt mit euren leichten Feldkanonen, die sich zu den feindlichen Positionsgeschützen wie Federmesser zu Kürassierpallaschen verhalten, die feindliche Artillerie zum Schweigen; jagt mit euren ermüdeten, durch tägliche Kämpfe, ununterbrochene Vorposten und schlechte Verpflegung ermatteten Truppen nicht allein die in der gestrigen Schlacht erschütterten, sondern auch die frischen, ausgeruhten,

bisher in Orleans mit allem Notwendigen überreich versehenen Armeekorps des Feindes zum Teufel; kurz, nehmt die Stadt wieder, siegt, siegt, — oder bleibt auf dem Felde der Ehre, wie eure Kameraden bei Wörth, Beaumont, Bazeilles, Artenay, Orleans, Coulmiers, Villepion und Loigny, wo ihr ja überall mitgekämpft habt, wie noch in anderen Gefechten auch!"

Das alles sollten wir leisten! War es möglich? Wer weiß es voraus? Niemand. Aber es muß gewagt werden, und manches haben wir ja doch noch vor dem übermächtigen Feinde voraus, und das gleicht viel aus, „ein seine Pflicht bis zum letzten Atem erfüllendes Offizierkorps und eine ihren Führern unbedingt vertrauende, gut disziplinierte, brave, schneidige Truppe".

Schon der Beginn des 3. Dezember war schaurig genug. Wir mußten über das gestrige Schlachtfeld marschieren. Da sah es wirklich fürchterlich aus. Bis in die tiefe Dunkelheit hatte ja der Kampf gedauert. Lange noch suchten die unermüdlichen Ärzte, Offiziere und Leute der Sanitätskompanien nach den Verwundeten, allein viele wurden nicht mehr gefunden, weil sie keine Kraft hatten, sich bemerklich zu machen oder vorübergehend in Ohnmacht lagen und für gestorben galten. Wer aber bis zum Abend nicht unter Dach gebracht worden war, der erlag der furchtbaren Kälte, die noch morgens 7½ Uhr, als die Brigade in Rendezvousstellung aufmarschierte, etwa 16° R betrug. Es ist nun gewiß verzeihlich, daß unsere Leute am Abend und in der Nacht vor allem nach unseren eigenen Verwundeten suchten. Nicht, daß sie die Feinde, welche ihnen gerade im Wege lagen, übersehen und schutzlos in Schnee und Eis gelassen hätten. Diese wurden ebenso mitgenommen wie ihre bayerischen Kameraden, aber man suchte doch vor allem jene Plätze ab, wo hellblaue Uniformen bezeugten, daß hier in erster Linie Bayern gefallen, während die Franzosen, die an anderen Stellen dichter lagen, später auch geholt werden sollten. Schließlich hörte aber die Leistungsfähigkeit der abgehetzten Sanitätssoldaten auf; man mußte den nächsten Morgen

abwarten. Der kam, aber Verwundete gab es nicht mehr, alle waren erfroren, tot.

Nicht weit außerhalb Loigny hinter einer Hecke lag ein junger französischer Offizier. Er hatte eine Photographie in der starren Hand; das halbgeschlossene Auge war noch darauf gerichtet. Ich ritt hin und erkannte ein weibliches Porträt. Vielleicht seine Braut, deren Bild er beim Scheine der brennenden Häuser von Loigny wahrscheinlich noch einmal sehen wollte. Da drückte ihm die Kälte die Augen zu; er schlief ein, um nicht mehr zu erwachen. Ein anderer mit zerschossenem Fuße lag ausgestreckt auf dem Rücken und hatte die Hände zum Gebet auf der Brust gefaltet. Auch er schlief, aber für ewig.

Dutzende — nein Hunderte von schaurigen Todesbildern traten uns bei dem Marsche über Loigny, Villours und Terrenoire vor Augen. Wir waren ja hart geworden, aber dieser Anblick erschütterte doch die Gemüter, denn jeder mußte sich sagen: Wirst du heute, wenn auch nur leicht, verwundet, und man findet dich nicht rechtzeitig, dann ist es aus mit dir; dann mußt du erfrieren im Eis der Beauce, fern der Heimat, die gerade in solchen Momenten am verlockendsten winkt.

War es diese schaurige Umgebung, oder war es das ahnende Gefühl, welches uns neue, blutige Kämpfe vorhersagte, ich weiß nicht, was die Schuld trug, daß heute die Bataillone so still und ernst des Weges zogen. Auch die Pferde ließen die Köpfe hängen. Die armen, treuen Tiere hatten so Hunger, waren so müde und mußten so frieren, denn zaundürre, abgehetzte Körper können die Kälte nicht mehr gut ertragen.

In jener Zeit mußte man sich abgewöhnen, an sich selbst zu denken. Der Ernst der Lage nahm alle Gedanken in Anspruch. Man kam sich nur als ein kleines Rädchen einer großen Maschine vor, das mithalf, daß das ganze Werk ging. Nun handelte es sich einfach darum, wie viele Rädchen man entfernen konnte, ohne das Arbeiten der ganzen Maschinerie zum Stehen zu bringen. Wir glaubten keines mehr entbehren zu können, und doch mußten wir noch viele hergeben. Gleichwohl lief das

Werk immer noch. Es war eben ein Meisterwerk, gut erdacht und gut ausgearbeitet und hielt zusammen, auch dann noch, als der Meister selbst, unser von der Tann, meinte, es sei nicht mehr möglich.

Wir waren recht froh, als wir endlich das Schlachtfeld von gestern hinter uns hatten. Die Luft war rein, das freie, übersichtliche Gelände der Beauce gestattete einen weiten Umblick. Da krachten vor uns die ersten Kanonenschüsse. „Wer muß jetzt vor?"

Es läßt sich nicht leugnen, damals fragten wir: „Wer muß vor?" Bei Beaumont, Sedan hatten wir gefragt: „Wer darf vor?" Auch jetzt fehlten uns gewiß nicht Schneid und Kampfeslust. Allein man war nicht sicher, ob man mit seinem schwachen Häuflein auch den gestellten Anforderungen entsprechen könne. Daher die Frage: „Wer muß?"

Es traf uns noch nicht; die 1. Division griff an. Neben uns fuhr die Artillerie der preußischen 22. Infanteriedivision und jene des IX. Armeekorps — Prinz Friedrich Karls Armee bildete ja nun unseren linken Flügel — zwischen Poupry und Ouvans auf, und schließlich standen neunzig Geschütze im Feuer gegen die bei Auvilliers Château stehenden Franzosen des Generals Martineau.

Jetzt schloß sich unsere Artillerie auch noch mit einigen dreißig Geschützen an und beschoß die Arrièregarde des Generals Chanzy bei Trogny.

Das war ein Konzert! Etwa 120 deutsche Geschütze spielten ein Stück auf, wie man es nicht alle Tage hört. Aber auch die Franzosen waren nicht faul. Sie wollten ebenfalls mittun, und nun kam es darauf an, wessen Stimme stärker war, oder wer zuerst heiser werden würde.

Wir als die Reservedivision der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg standen auf den hinteren Plätzen des riesigen Konzertsaals und hörten zu.

„Daß die Kerls noch nicht gelernt haben, ihre Schrapnells besser zu tempieren. Die platzen ja alle viel zu hoch!"

„Dort seht hin! Bravo, Artilleristen, das war gut getroffen! Das müssen wenigstens zwei Munitionswagen gewesen sein, die zugleich in die Luft flogen."

„Diese Granate saß aber auch bei uns. Die armen Leute!"

Ja die Armen! Unter einem Geschütz war das feindliche Geschoß eingeschlagen. Einen Moment herrschte erwartungsvolle Ruhe. Dann ein Blitz, ein Schlag; Rauch, Holzstücke, Eisenteile schwirren durch die Luft; die braven Bedienungskanoniere sinken und brechen zusammen; das Geschütz schweigt; es hat niemanden mehr, der es laden und abfeuern könnte. Schon schickt aber der Hauptmann zur zweiten Staffel zurück. Im Laufschritt kommen neue Artilleristen vor. Die ergreifen ihre gefallenen Kameraden und legen sie nur etwas auf die Seite. Dann springen sie an die verwaiste Kanone. Ein Gefreiter kommandiert: „Mit Granaten geladen, 2200 Schritt auf das linke Flügelgeschütz jener Batterie an der Windmühle gerade vor, — Feuer!"

Der Schuß kracht; das Geschoß saust hinüber; der Gefreite beobachtet: „Hurra!" ruft er freudig aus, „der sitzt gut; unsere Kameraden sind gerächt. Noch einmal so hinhalten, Schulz, dann wird den Kerls da drüben das Schießen vergangen sein."

Unterdessen haben zwei Kanoniere das Rohr gewischt. Die sehen gar nicht nach dem Feinde, denn der geht sie nichts an; sie sorgen nur, daß das Rohr nicht verbleit wird, daß man es sofort wieder gebrauchen kann. Ein anderer bringt eine neue Granate; schiebt diese, dann das Pulversäckchen ein; der Verschluß fliegt zu, die Kanone ist wieder geladen. Nun tritt ein vierter Kanonier vor, zielt, gibt mit der Hand Zeichen, damit die anderen mit Hebeln das Geschütz so verschieben können, wie er es für nötig hält; es stimmt; er stellt sich zur Seite, stellt das Schlagröhrchen in das Zündloch, befestigt die Schnur daran, spannt sie an und sieht nach dem Gefreiten.

„Feuer!"

Der Kanonier reißt an der Schnur; der Schuß kracht; eine neue Granate bringt Tod und Verderben in die feindliche Batterie. Freilich mußte manche Kanone von drei und schließlich nur von zwei Mann bedient werden, aber sie feuert doch. So geht es fort. Bald mußten die Franzosen nachgeben. Ein Geschütz nach dem anderen verstummt bei ihnen, und dann rissen die letzten noch übriggebliebenen Bedienungskanoniere aus, denn sie wollten, was noch lebte, dem sicheren Untergang entziehen. Ihre Fahrkanoniere hatten schon längst das Weite gesucht.

Nun kam auch die Reihe an uns. Wir sollten den Angriff der 1. Division auf Trogny unterstützen. Die Franzosen warteten aber unser Eingreifen nicht ab, sondern gaben vorher die ziemlich zähe gegen die 1. Brigade verteidigte Stellung auf.

Ich muß hier einfügen, daß ein Bataillon unserer Brigade, das III. des 3. Regiments, schon früh morgens in die rechte Flanke detachiert worden war, um mit der 4. preußischen Kavalleriedivision uns vor unliebsamen Überraschungen von Westen her zu sichern. Auch die zu unserer Brigade gehörige Batterie Stadelmann befand sich dort. Da man gegen 1 Uhr nachmittags von dieser Seite her Geschützfeuer vernahm, so wurde ich hinübergeschickt, um zu sehen, was dort los sei. Mein Rappe machte zwar einen sehr traurigen Kopf, als ich ihn ansprengen ließ, es half ihm aber nichts. Wir legten die etwa neun bis zehn Kilometer bis zum Coniebach betragende Strecke in etwa dreiviertel Stunden zurück, sahen, daß unser Bataillon in guter Stellung gerade einen Angriff französischer Infanterie abwies und ließen uns einige Chassepotspillen um die Ohren pfeifen. Da ich nun von den Herren der Kavallerie erfuhr, daß man es nur mit einem schwachen feindlichen Detachement zu tun habe und keinerlei Unterstützung brauche, so hielt ich mich nicht lange auf, sondern kehrte, so rasch es auf dem ermüdeten Rappen möglich war, zu meinem General zurück, um ihn über unsere rechte Flanke zu beruhigen. Es war interessant für mich, während dieses Rittes wiederholt zu beobachten, wie selbst stark überlegene französische Kavalleriemassen vor den

kleinsten deutschen Reitertrupps auswichen, wenn diese Miene machten, anzugreifen. Etwa gegen 3½ Uhr war ich wieder bei meiner Brigade, welche von neuem in Reservestellung, und zwar vorwärts Sougy stand. Das Gefecht des III. Bataillons des 3. Regiments war auch wirklich von keiner besonderen Bedeutung. Dennoch kostete es uns wieder drei tote Offiziere und zahlreiche tote und verwundete Mannschaften.

Nun war die ganze französische Stellung bei Trogny von der 1. Division genommen.

Man brauchte uns jetzt nicht mehr; wir blieben in Reserve. Allmählich brach die Dunkelheit ein. Alle vorgeschobenen Patrouillen stießen auf den Feind. Der wich also noch nicht ganz. Er war nur in das befestigte Lager zurückgegangen.

„Nun gut! Auf morgen; da werden wir euch schon heraustreiben, denn Orleans nehmen wir, und sollten wir noch mit der Hälfte der Unseren den Eintrittspreis bezahlen."

Die Nacht vom 3. zum 4. brachte mir doch noch eine lustige Episode. Die ganze 2. bayerische Division sollte in Chevaux Alarmquartier beziehen. Das Wort „Alarmquartier" klingt ganz gut, wenn man den Hauptton auf die letzten, schon etwas weniger schön, wenn man ihn auf die ersten Silben legen muß, aber hundemiserabl, wenn man sich an die Alarmquartiere in Chevaux erinnert. Letzteres ist nämlich ein Weiler, der aus vier größeren und einigen kleineren Höfen besteht, nicht einmal eine Kirche besitzt und nun einer ganzen Infanteriedivision, die freilich sehr zusammengeschossen war, aber doch immer noch aus dreizehn Bataillonen, vier Eskadronen, vier Batterien und den zur Division gehörigen Stäben, Kolonnen, Feldlazaretten ꝛc. bestand, als Quartier dienen mußte. Dies waren damals noch etwa 7000 Mann und vielleicht 1000 Pferde. Die alle sollten in Chevaux unterkommen. Nun hatte es überdies das Mißgeschick gewollt, daß wir — die Reservebrigade — zuletzt ins Nest kamen und, als wir einrückten, buchstäblich keinen Quadratmeter bedeckten Raumes mehr unbesetzt fanden. Mann an Mann lagen die Leute auf dem blanken Boden und

freuten sich, wenigstens unter Dach zu sein und durch das enge Aneinanderrücken sich gegenseitig etwas zu erwärmen. Was war da zu machen? Ich hörte nun, daß der 4. Brigadestab ein großes Zimmer zur Verfügung habe. Dort ging ich hin und fand auch den General Rudolf von der Tann, den Bruder des kommandierenden Generals, mit seinen Herren in einem verhältnismäßig ausgedehnten Raume. Noch erwähnen muß ich, daß es mir am Nachmittag des 1. Dezember gelungen war, einen tüchtigen Vorrat von Champagner in einem Schlosse zu requirieren und in unserem Stabswagen unterzubringen. Es entspann sich nun zwischen dem Kommandeur der 4. Brigade und mir folgendes Gespräch:

„Herr General, wäre es nicht möglich, daß ich noch ein Plätzchen hier im Zimmer für meinen Herrn General bekommen könnte?"

„Unmöglich, mein Lieber. Sie sehen ja, daß ich selbst mit meinen Herren kaum Platz habe."

„Aber hier auf diesem Sofa könnte General Roth vielleicht schlafen?"

„Das gehört für meinen Generalstabshauptmann."

„Wenn aber der Herr Hauptmann sich auch aufs Stroh legen wollte?"

„Nein, das geht nicht. Sie finden vielleicht doch wo anders noch Quartier."

„Nicht möglich. Ich kann doch nicht fünfzig so arme, todmüde Burschen aus einer Stube werfen, um für unseren Stab Platz zu machen. Unser Adjutant ist tot, Lobenhofer schwer verwundet, und der Generalstabshauptmann und ich wollen gar keinen Platz. Es handelt sich nur um General Roth, der ja auch leicht verwundet ist."

„Die Sache wird sich schwer machen."

„Herr General, es geht vielleicht doch. Ich komme auch nicht mit leeren Händen; ich kann einen Tausch vorschlagen."

„Wieso denn?"

„Wenn mir der Herr General das Sofa für meinen

General überlassen, und der Herr Hauptmann sich bequemt, auf Stroh zu liegen, so bringe ich für jeden der Herren des 4. Brigadestabs eine und für Herrn General zwei Flaschen vorzüglichen Champagner herbei."

„Ei sieh da! Sie Schwerenöter! Wo haben Sie denn jetzt Champagner her?"

„Rechtzeitig requiriert, Herr General, und vor Wißbegierigen gut versteckt. — Darf ich meine Flaschen bringen?"

„Was meinen Sie, Hauptmann E.?"

„Natürlich, Herr General, trete ich gern meinen Platz dem General Roth ab."

„Also darf ich meinen Kommandeur und die Flaschen holen, Herr General?"

„Meinetwegen. Sie lassen mir doch keine Ruhe."

Ich rannte fort. Bald darauf war mein General freundlichst beim Stabe der 4. Infanteriebrigade aufgenommen, und auch für unseren Generalstabsoffizier fand sich dort noch ein Strohlager. Meinen Wein lieferte ich richtig ab. Er reichte auch für uns vollkommen aus. Nur zwei Flaschen versteckte ich wieder im Stabswagen als eisernen Bestand für morgen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich anführen, daß wir am 2., 3. und 4. Dezember keinerlei Lebensmittel empfingen, und ich selbst in diesen drei Tagen nur von etwas Schokolade, Champagner und viel Schnaps gelebt habe. Erst am 4. abends konnten die Verpflegungskolonnen wieder zu uns stoßen.

Einen Teil der Nacht zum 4. Dezember lag ich unter einem Stabsgepäckwagen auf einem Stück einer Schranktüre, den anderen Teil bin ich, wie so viele Kameraden und sehr viele Soldaten, im Schnee um die kleinen Biwakfeuer herumgetrippelt, um mir nicht die Füße zu erfrieren. Unsere armen Pferde standen alle unter freiem Himmel im Schnee und knabberten an dem bißchen Stroh, das man ihnen vorwerfen konnte. Manchen Angehörigen unseres Korps hat auch in dieser Nacht die eisige Kälte geliefert, und viele leiden noch jetzt an den Folgen des damaligen Erfrierens einzelner Gliedmaßen.

Endlich brach der Morgen an. Wir freuten uns darauf, denn Nächte wie die vergangenen erscheinen endlos.

Um 7 Uhr traten wir den Marsch über Doncy nach la Provenchère an. Als wir diesen Ort erreicht hatten, mußten wir rechts abbiegen, um uns bei Huêtre südlich Sougy in Rendezvousstellung zu sammeln. Zunächst wurde der Kampf durch die beiderseitige Artillerie eingeleitet; von den mächtigen Geschossen der französischen Artillerie wird noch weiter die Rede sein. Der Morgen war schon vorgerückt, als die Kommandos erschollen:

„In Kompaniekolonnenlinien auseinanderziehen!"

„Ja stehen wir denn schon so nahe am Feinde, daß wir in Gefechtsbereitschaft übergehen müssen?"

„Weiß nicht. — Doch, da schau hin, da krepiert ein Schrapnell."

Es war so. Wir standen auf einer kleinen Höhe gegen Süden gedeckt. Wir Herren vom Stab ritten auf dieselbe hinaus.

Was ich nun erblickte, erhebt mir noch jetzt das Herz, wenn ich daran denke. Bisher hatte ich von einer „Bataille rangée" eigentlich nur aus Lehrbüchern gehört. Jetzt sah ich sie vor mir, als ob man mit Tusche auf hellweißes Papier die Figuren gezeichnet und diese dann durch unsichtbare Maschinen in Gang gesetzt hätte. Der Blick reichte frei nach links bis zur Straße Paris-Orleans, rechts bis zu der von Châteaudun nach Orleans und vorwärts bis zu den Waldparzellen zwischen Boulay und Gidy; dort aber standen die Franzosen.

Gegen die Stellung der letzteren gingen unsere 4. Brigade, links neben dieser die 1. bayerische und neben letzterer die 17. preußische Division zum Angriff vor, und zwar auf eine Weise, daß man von unserer Höhe aus meinen konnte, die einzelnen Bataillone hätten gegenseitig den Abstand abgeschritten und würden von einer Seite aus scharf eingerichtet.

Ganz vorn drangen Schützenlinien gegen die Waldungen vor. Hinter diesen folgten die Unterstützungstrupps, dann die

Kompanien, nun die Bataillone des Haupttreffens und zuletzt jene des 2. Treffens, einzelne Batterien, Sanitäts- und Munitionswagen. Auf den Flügeln begleiteten Kavallerieregimenter den ganz wunderbaren Vormarsch. — Leser, stelle dir vor, daß sich hier vor unseren Augen etwa dreißig Bataillone gegen den Feind heranschoben, daß alle Musiken spielten, die Tambours schlugen, eine prächtige Wintersonne das endlose Schneefeld mit seinen Milliarden von Eiskristallen in blendendstem Glanze erscheinen ließ, und dann urteile selbst, ob da nicht die Brust eines jungen Leutnants sich heben, und er mit Gewalt sich beherrschen mußte, um nicht die Sporen einzusetzen und vorzujagen, um mit dabei zu sein, wenn diese dunklen Massen losbrachen, um über den Feind hereinzustürzen wie ein Gebirgsstrom, der, angeschwellt durch den Wolkenbruch auf der Höhe, plötzlich das Wehr zerreißt und mit Sturmeseile das schutzlos preisgegebene Dorf im Tale in seinen gelben Fluten begräbt. Ich kann dir sagen, es kostete keine geringe Mühe, hier ruhig zu stehen und einfach mit dem Feldstecher nachzublicken, wie sie vorgingen. Vergessen waren Strapazen und Sorgen. Solche Massen, solche Truppen, so geführt, die mußten ja durchdringen; da gab es keinen Widerstand; Sieg hieß die Parole, und der Sieg kam auch, wenn auch nicht so schnell, wie wir geglaubt hatten.

„Was sind das für dumpfe Schläge? Die dröhnen wie Gewitterdonner im Hochgebirge.“

„Das müssen die schweren Marinegeschütze sein, von denen man uns erzählte.“

„Ja, so ist es. Hört nur, wie das rollt.“

„Dort, Herr General, dort bei Janvry feuern sie. Das sind ja endlos große Dampfsäulen. Die geben aus. Wo das wohl hintrifft?“

„Dort schlägt es ein. Es war zu kurz. Aha, die Bataillone lösen sich in Kompaniekolonnen auf. Sie gehen im Laufschritt vor. Neue Kompanien schwärmen aus. Jetzt feuern die Schützen!“

Ein Ordonnanzoffizier der Division sprengte herbei.

„Die 3. Brigade hat der 4. als Reserve gegen Bricy und Boulay zu folgen.“

Die Bataillone treten an. Auch sie ergreift eine gehobene Stimmung, als sie den Kamm der Höhe erreicht und nun das gewaltige Bild vor sich erblicken. Ein solcher Massenangriff ist wirklich etwas Erhabenes, etwas Majestätisches. Schon im Frieden, im Manöver reißt es den Zuschauer wie den Beteiligten mit fort, wenn zum Schluß das Armeekorps den letzten Schulanlauf gegen den markierten Feind macht. Und nun erst im Kriege, mit solchen Massen, in einem so übersichtlichen Terrain, wie die Beauce, unter dem Donner von Hunderten von Geschützen, dem Gekrach der krepierenden Granaten und Schrapnells und dem Geknatter und Rollen des Infanteriefeuers!

Mit der Zeit änderte sich das herrliche Schauspiel vor uns ein wenig. Die Schützenlinien verschwanden in den Waldparzellen, und vor den Orten Janvry und Boulay kam der Vormarsch zum Stehen. Dort hatten die Franzosen ausgedehnte Verschanzungen angelegt, und deren Besatzungen mußten erst durch längeres Feuer mürbe gemacht werden, ehe man an den eigentlichen Sturm denken konnte.

Auch unsere Brigade mußte halten. Diesmal fand sich kein deckender Hügel, sondern wir standen im freien Felde und hoben uns recht deutlich von dem weißen Schnee ab.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten.

Ein Surren drang durch die Luft; unwillkürlich blickte man in die Höhe.

„Aha, einer der großen Zuckerhüte aus den Marinegeschützen!“

Er war aber, ohne zu schaden, über die Brigade hinweggesaust, schlug hinten auf, rikoschettierte einigemal und blieb dann im Schnee liegen.

„Wieder eine von den miserabel geladenen Granaten, die nicht krepieren können. Sie haben doch elendes Zeug bei ihrer Munition.“

„Seid froh darüber, sonst hätten wir noch größere Verluste!"

„Obacht! Niederwerfen!"

Es war zu spät. Die Granate saß richtig und krepierte richtig. Rechts und links sanken die armen Burschen zusammen, denen die Eisenstücke den Leib zerrissen.

Die vier Bataillone der Brigade (das ganze 3. Regiment war jetzt in die rechte Flanke detachiert) lagen flach auf dem Boden im Schnee. Keine schwerere Aufgabe kann eine Truppe treffen, als untätig im feindlichen Granatfeuer ausharren zu müssen. Dort bei Bricy haben wir das stundenlang geleistet. Kein Mann rührte sich; keiner erhob den Kopf, denn jeder wußte, je flacher er sich machte, desto leichter gingen die Sprengstücke über ihn weg. Nur hie und da ertönte das Kommando: „Die Verwundeten zurückführen". Dann erhoben sich einzelne Leute und schleppten ihre getroffenen Kameraden hinter die Front zu den Sanitätswagen. Wußten sie die Verwundeten in den Händen der Ärzte, dann eilten sie schnell wieder auf ihre Plätze und duckten sich von neuem eiligst in den Schnee nieder. Hier hat, glaube ich, keiner gefroren; die fieberhafte Aufregung erhielt alle warm.

Wir Herren vom Stabe befanden uns zu Pferd vor der Front der Brigade. Bei uns war der Kommandeur der uns zugeteilten Artillerieabteilung, Major Daffner. Dessen Adjutant, ein mir von der Pfalz her gut bekannter Kamerad, der Oberleutnant Jäger, hielt dicht neben mit. Plötzlich rief Major Daffner: „Achtung, Tanera, das gilt Ihnen!"

Ich blickte in die Höhe und sah noch das Krepieren der französischen Granate; da fühlte ich einen leichten Schlag am Fuße; es ging ein Zittern durch mein ganzes Pferd; dasselbe neigte sich zur Seite; ich konnte gerade noch herabspringen, dann fiel das gute Tier um, machte noch einige Zuckungen, und bald darauf war es tot. Das Sprengstück hatte dem Rappen die ganze Brust und mir den inneren Teil des linken Stiefelschaftes zerrissen. Für das Pferd gab es ja keine Heilung mehr,

mein Stiefel aber wurde später in Orleans kuriert. So habe ich mein erstes Pferd vor der Front unserer ganzen Brigade, mitten im Kreise der Herren des Stabes, von welchen keiner verwundet wurde, verloren.

Ich bestieg nun einen Braunen, der von früher her noch „der Dicke“ hieß, obwohl er jetzt eher den Namen „der Zaundürre“ verdient hätte, denn er sah eben aus wie alle unsere Pferde, d. h. wie ein Skelett.

Plötzlich, etwa um 11 Uhr vormittags, ertönte lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer rechts rückwärts unserer Stellung bei Coinces. Dort standen freilich die 4. preußische Kavalleriedivision, unser 3. Infanterieregiment und die Batterie Stadelmann. Allein man erkannte bald, daß diese Truppen zu schwach waren, den gegen sie vorgehenden Kräften des Feindes zu widerstehen. An dieser Stelle stieß der französische General Chanzy mit seinem ganzen Armeekorps vor. Er wollte uns von der Seite her aufrollen.

Unsere Brigade erhielt den Befehl, in die rechte Flanke abzumarschieren. Ich wurde vorausgeschickt, um dem 3. Regiment die Nachricht von der demnächst eintreffenden Verstärkung zu bringen. Bald kam ich in das feindliche Feuer. Während ich über den Schnee dahingaloppierte, schlug ein Infanteriegeschoß von links nach rechts so durch den Hals meines Braunen, daß das Blut gleich zu beiden Seiten im Bogen herausspritzte. Da ich aber merkte, daß kein edler Teil verletzt, sondern nur das Fleisch zwischen Halswirbel und Mähne durchschossen war, so konnte ich keine Rücksicht auf die Wunde des armen Tieres nehmen, sondern zwang es, weiter zu galoppieren. Jedenfalls hatte der Franzose, der nach mir gezielt, nur etwas zu viel vorgehalten. Die Höhe war gut, und etwa dreißig Zentimeter weiter rückwärts hätte ich selbst statt des Pferdes, und zwar wahrscheinlich gerade mit dem Herzen den feindlichen Gruß aufgefangen. Wir konnten dem Braunen keine Ruhe gönnen. Da sich die Wunde bald von selbst schloß und somit auch aufhörte zu bluten, ritt ich ihn noch den ganzen Tag.

Das Auftreten unserer Brigade, das schneidige Verhalten des 3. Regiments und der Batterie Stadelmann und vor allem einige ganz vorzüglich gerittene Attacken der Blücherhusaren, der 2. Leibhusaren und verschiedener Ulanenregimenter der preußischen 2. und 4. Kavalleriedivision brachten das Vorgehen des französischen XVI. Armeekorps unter General Chanzy zum Stehen und verhinderten dadurch einen uns vielleicht sehr gefährlich werdenden Stoß in unsere rechte Flanke.

Mit außerordentlicher Kühnheit des Entschlusses ließ der Großherzog von Mecklenburg im Einvernehmen mit dem Prinzen Friedrich Karl, dessen Korps sich nun links an die Armee des Großherzogs anschlossen, rücksichtslos in der Front gegen Orleans vorgehen, und dem verdanken wir es, daß noch an diesem Abend die mächtige Stadt zum zweitenmal in unsere Hand fiel. Unsere Brigade konnte sich bald wieder gegen Süden wenden und den gegen Orleans vorgegangenen Truppen anschließen. Wir marschierten über Boulay auf les Barres und Ormes. Des Rekognoszierens wegen wurde ich immer vorausgeschickt, und hier hatte ich die seltene Gelegenheit, mehrere der oben erwähnten Reiterangriffe aus ziemlicher Nähe mit anzusehen.

Wie die Blücherschen Husaren südöstlich les Barres auf die von Ormes herausbrechenden französischen Gums und Chasseurs à Cheval anritten, dann, ehe diese sich in Galopp gesetzt hatten, hineinsausten und dreinwetterten wie der Hagel auf ein Kornfeld, das zu sehen war zauberisch. In solchen Momenten Kavallerieoffizier zu sein, ist das Schönste, das Höchste, was ein Soldat erreichen kann. Zum guten Glück war ich doch zu weit zurück, um noch mittun zu können. Ich glaube, ich hätte meine Aufgabe, meine Pflicht, alles total vergessen und wäre mitgeritten, denn schon der Anblick dieser Attacke hatte mich vollständig berauscht. Die Franzosen wurden im ersten Anlauf geworfen. Der ganze Haufe wälzte sich um Ormes herum gegen Ingré zu; ich verlor ihn schließlich aus den Augen. — Was sich wohl vor allem diese armen Gums gedacht haben, als die preußischen Säbel so rücksichtslos auf sie dreinschlugen? Freiwillig

hatten diese dunkelbraunen Söhne der Sahara ihre heiße Heimat verlassen. Das war ihnen von ihren arabischen Propheten aber nicht gesagt worden, daß sie nach wenigen Wochen schon im Schnee und Eis des nordischen Winters niedergeritten, erschlagen und gefangen würden, ohne etwas leisten zu können. In der afrikanischen Wüste mögen diese malerischen Gestalten mit ihren weiten, wallenden Burnussen, ihren wehenden, weißen Mänteln, den breiten Turbanen und langen Flinten Gutes geleistet haben. Dort bewähren sich jedenfalls auch ihre kleinen, edlen Rosse. Gegen deutsche Reiter waren sie aber nicht am Platze, so wenig wie die in weite, rote Mäntel gehüllten, äußerst theatralisch aufgeputzten Spahis, deren auch verschiedene hier von den preußischen Kavalleristen gründlich zerzaust wurden.

Als ich über die Stelle ritt, wo der erste Zusammenstoß erfolgt war, sah ich einzelne Gums auf eine Art zerhauen, daß man wirklich Mitleid empfand. Es waren schöne Bronzegesichter, prächtige Gestalten, Modelle für Maler, wie man sie nicht besser findet. Hier lagen sie, hingemäht von der Kriegsfurie, ehe sie recht zur Besinnung gekommen, wo sie sich eigentlich befanden. Einer sah besonders interessant aus. Sein Burnus bestand aus feinerem Stoffe. Vielleicht war es ein Häuptling, der auch im Vertrauen auf die Worte seines Scheichs die heimatlichen Zelte verließ, um jenseits des Meeres Kriegsruhm und Beute zu finden. Er fand aber nur den Tod.

Unsere Brigade marschierte über diesen Platz, so daß auch unsere Leute diese merkwürdigen Feinde sehen konnten. Wir rückten vor bis Villeneuve.

Da waren wir wieder auf bekanntem Boden. Vor uns tauchten die Türme von Orleans auf, und mit eigenen Gefühlen betrachteten wir diese Wahrzeichen der schönen Stadt, welch letztere wir ja schon einmal mit unserem Blute erkauft hatten. Doch sollten wir sie für jetzt noch nicht wieder betreten.

Das Geschützfeuer wurde von neuem heftiger. Deutlich unterschied man auch jetzt die dumpfen Schläge der schweren Marinegeschütze. Aber sie mußten doch nachgeben. Von allen

Seiten drangen die deutschen Truppen siegreich vor. Als die Sonne hinter dem Walde von Montpipeau verschwand, goß der Vollmond sein mildes Licht über das ganze Gelände, und der Schnee leuchtete hell, so daß man fortkämpfen konnte, bis in die Nacht, bis die Stadt erstürmt, bis Orleans wieder in deutschen Händen war, und damit der Sieg.

Noch einmal muß ich des Großherzogs von Mecklenburg erwähnen. Zwei starke, feindliche Armeekorps (das XV. und XVI.) standen in unserer rechten Flanke, schließlich in unserem Rücken. Trotzdem drang der Großherzog unerschrocken in der Front vor. Mancher Feldherr hätte hier gezaudert, und sicher wäre dies zu entschuldigen gewesen. Er aber ließ sich durch keine Meldung beeinflussen. Unentwegt leitete er seine Truppen auf das eine Ziel, auf Orleans, und diesem Entschluß verdankte, wie ich fest glaube, die deutsche Armee den heutigen Sieg.

Wir konnten freilich von den Früchten desselben noch nichts ernten. Im Gegenteil! Man war über den Rückzug des Feindes noch nicht recht im klaren und wollte Orleans von allen Seiten dicht umgeben. Deshalb mußten wir noch über la Chapelle nach Chaingy weitermarschieren und dort Alarmquartiere beziehen. Erst nachts 12½ Uhr kamen die Truppen da an und richteten sich so gut als möglich ein. Unsere ganze Aufmerksamkeit war aber natürlich auf Orleans gerichtet. Ehe wir jedoch die Stadt betraten, mußten wir noch einmal zahlen, und zwar viel, viel Blut, so daß die Maschine beinahe doch still gestanden wäre. Deshalb bedeutet der Name Orleans für die Bayern von der Tanns: „Zeit des höchsten kriegerischen Triumphes, aber auch entsetzlicher Leiden und furchtbarer Opfer.“

XIX.

Der 5. und 6. Dezember und die Gefechte bei Meung und Vilocry am 7. Dezember 1870.

Im Laufe des 5. Dezember suchte nicht nur jeder Truppenteil, sondern auch jeder Offizier und Mann wieder gut zu machen, was die Strapazen der letzten Tage am inneren und äußeren Menschen verdorben hatten. Bei mir bestand die Heilmethode vor allem darin, daß ich in erster Linie tüchtig futterte.

Die endlich angekommenen Verpflegungskolonnen gestatteten wieder einmal eine regelrechte und reichliche Verteilung von Lebensmitteln. Der Gewandtheit meines Burschen gelang es, außer unseren Portionen noch eine ganze Ochsenzunge und ein tüchtiges Stück Ochsenleber zu ergaunern. Erstere verteilte sich ziemlich bei den Herren des Stabes; letztere blieb fast ganz mir allein. Es ist nicht jedermanns Sache, die gesottene Leber eines noch vor drei Stunden stillvergnügt wiederkauenden Vierbeiners zu verzehren. In jenem Augenblick hätte ich aber gebackene Salamander und Schlangenragout gegessen, denn wenn man als 21jähriger Mensch drei Tage lang nur von Schnaps, Champagner und Schokolade lebt, dann hat man so Hunger nach Fleisch und Brot, daß ein lebendes Schwein fast in Gefahr käme, um ein Stück rohen Schinkens angebissen zu werden, wenn man ihm zufällig begegnen würde. Freilich war die Gefahr eines solchen Zusammentreffens damals in der Gegend bei Orleans nicht zu fürchten. Trotzdem aber dort seit Monaten der Krieg wütete, Hunderttausende von Leuten und Pferden durch Requisitionen im Lande ernährt wurden, und gerade die französischen Truppenteile am wenigsten schüchtern waren, sich den nötigen Lebensunterhalt in den schon so furchtbar mitgenommenen Dörfern herauszufinden, so gelang es mir doch noch am 5. Dezember nachmittags, einen ordentlichen Laib Käse „um fünf

Sous" zu kaufen. Dieses „Kaufen um fünf Sous" — so war der landläufige Ausdruck — bestand nämlich darin, daß man sich aus dem mit List und Schlauheit entdeckten Versteck die gesuchten Eßgegenstände herauslangte und, waren die bisherigen Besitzer anständig, ihnen einen „bon" gab, waren sie es nicht, nur mit der Hand bezeichnend an den Revolver griff und sich empfahl. Essen gehört einmal zum Leben, und ein Soldat, der Tag für Tag marschieren, kämpfen und siegen soll, muß erst recht essen — vorausgesetzt, daß er etwas Genießbares hat. Da macht man nun nicht lange Umstände, sondern nimmt, wo man etwas findet, und das ist Kriegsrecht, denn hungernde Truppen schlagen sich schlecht. Wir hatten an den Schlachttagen des 1., 2., 3. und 4. Dezember genug gehungert. Jetzt mußte man das Versäumte etwas nachholen und so viel als möglich für die Zukunft sorgen.

Der Stab unserer Brigade war in Chaingy in einem großen Hofe einquartiert, wo es freilich „rien du tout" zu essen gab, ebenso wie „rien du tout, du tout" von Wein. Es standen dagegen einige alte Bücher in einem großen Wandschrank herum. Verschiedene Schriften ließen mich kalt, denn die konnte ich bei passender Gelegenheit auch deutsch lesen und brauchte also keine französischen; allein ein großes, geographisches Werk über die Loiregegend interessierte mich, denn es konnten darin vielleicht verwendbare Karten enthalten sein.

Ich langte also den Schmöker herunter, durchstöberte denselben genau, fand aber das Erwartete nicht. Das Buch stammte nämlich aus einer beinahe antediluvialen Zeit und hatte für uns gar keinen Wert. Als ich es wieder an seinen Platz stellen wollte, bemerkte ich einen runden Gegenstand, der hinter den Büchern hervor in die Lücke ragte. Nur aus reiner Wißbegierde tastete ich nach dem Ding und zog es an das Tageslicht. Es entpuppte sich als die eine Hälfte eines kleinen, runden Käselaibes, der allerliebst duftete. Wo steckt denn die andere Hälfte? Wieder veranlaßte mich mein Streben nach Aufklärung und Wissen zu weiteren Recherchen. Wirklich fand ich auch bald

die andere und zwar bessere, denn es war die größere Hälfte des Käses, welche sich züchtig und schüchtern hinter einem dickleibigen Lexikon verborgen hatte, um unter dessen kräftigem Schutze vor den Zudringlichkeiten profaner Augen bewahrt zu bleiben. Rein der Wissenschaft wegen ließ ich sofort ein tüchtiges Stück in meines Innern innerstem Innern verschwinden. Da der Stoff probehaltig war, so wurde er nun dem Brigadestab zur weiteren Untersuchung überantwortet, und bald zeugten nur noch einzelne Rinden von der einstigen Pracht. Diese räumten noch Burschen auf, aber auch in ihrem Innern. Der Hausherr hatte von der ganzen Prozedur nichts bemerkt, und da ich ihn nicht mehr sah, so kam er auch um seinen „bon". Der Käse war eben „um fünf Sous gekauft worden".

Zu unserer nicht geringen Überraschung erfuhren wir im Laufe des Vormittags, daß wir nicht hinter den anderen Korps, welche noch die letzten Franzosen aus Orleans selbst gejagt, also in zweiter Linie oder in Reserve ständen, sondern daß wir uns wieder dicht am Feinde befänden, nur treibe sich derselbe in unserem Rücken herum. Gambetta stampfte immer neue Soldaten und Heere aus dem Erdboden. Während die soeben aufs Haupt geschlagene Armee Aurelle de Paladines südwärts von der Loirearmee verduftete, marschierte in unserer rechten Flanke ein ganz neues, vier Divisionen starkes Armeekorps unter General Jaurés an. Dieses hatte hinter dem Wald von Marchenoir die beiden Korps des General Chancy, die sich vor uns dahin in leidlicher Ordnung zurückgezogen hatten, aufgenommen und sich mit denselben verstärkt. Aber nicht genug damit. Bei Beaugency, also auf dem linken Flügel der deutschen Armee, war soeben auch noch die vierzehn Bataillone starke Division des General Camô eingetroffen. Aus diesen verschiedenen Korps und Divisionen formierte sich nun die sogenannte „zweite Loirearmee", zu deren Oberbefehlshaber General Chancy ernannt wurde. Die total zersprengten Bataillone der ersten Loirearmee aber wurden einstweilen hinter der Loire zurückgenommen, um dort neu organisiert zu werden. Deren bisheriger Oberbefehls-

haber, Aurelle de Paladines, wurde von Gambetta abberufen und an seine Stelle Bourbaki gesetzt.

Statt wie bisher gegen Südosten, mußten wir also jetzt schnell gegen Westen, Nordwesten und Südwesten Front machen. Wie stark der neue Gegner dort sei, wußten wir damals noch nicht, sollten es aber in den nächsten Tagen an unseren blutigen Köpfen deutlich genug erfahren.

Für den 6. Dezember vormittags war der Vormarsch gegen das uns nur zu gut bekannte Coulmiers und dann gegen Westen befohlen. Nachts traf aber Gegenbefehl ein, und wir durften noch einen Tag in unseren Quartieren verweilen, um uns zu erholen.

Hier muß ich eine Bemerkung einfügen, die gewiß keine Anklage enthalten, sondern nur zeigen soll, wie manches bei der Truppe anders aussieht, als es sich aus den Berichten der höheren Stellen herausliest. Wie so oft in allen möglichen Geschichtswerken, so heißt es auch bei dieser Gelegenheit in dem Werke des Hauptmanns Hugo Helvig: „Das I. bayerische Armeekorps von der Tann im Kriege 1870/71" Seite 298: „Die betreffenden Befehle an die Truppenteile des I. Korps (nämlich für den Vormarsch des 6. Dezember) waren bereits ausgegeben, als abends eine neue Ordre einlief, welche den Vormarsch für den 6. Dezember sistierte, um den Truppen noch einen Tag der nötigen Ruhe zu gewähren."

Wer nun glaubt, daß darauf hin die Truppen sich in Ruhe und Frieden dem Schlafe überlassen konnten, der befindet sich bedeutend auf dem Holzwege. Als der Befehl wegen des weiteren Rasttages abends beim Armeekorpsstab einlief, hatten die meisten Abteilungen noch nicht einmal den Befehl für den vorher beabsichtigten Vormarsch in Händen. So und so viele Ordonnanzoffiziere und Adjutanten, eine Menge von Schreibern und Ordonnanzmannschaften waren mit Überbringung dieses Befehles unterwegs; alle Kommandeure konnten noch kein Auge schließen, weil sie den Befehl für den folgenden Tag abwarten

mußten. Nun läuft die Änderung desselben beim Korpsstab ein. Der Befehl muß neu diktiert, geschrieben und verschickt werden, das Gleiche ist bei der Division der Fall, und so geht es fort. Wie viele Zeit dabei verfließt, zeigt gerade die Notiz meines Tagebuches von dieser Nacht, welche lautet: „Zurück (nämlich vom Befehlholen) nachts 2 Uhr.“ Nun war der Befehl erst bei der Brigade. Jetzt mußte der Adjutant oder Generalstabsoffizier, in dringenden Fällen der General selbst, geweckt werden. War letzteres nötig, so bedeutete dies natürlich Aufstehen des ganzen Stabes. Nun wurde der Befehl studiert, ein Entschluß gefaßt, der neue Befehl besprochen, und endlich konnte er an die von den Truppen hereingeschickten Offiziere oder Unteroffiziere diktiert werden. Ist er kollationiert, so machen sich letztere auf den Weg, und schließlich kommt der Befehl, wenn es gut geht, um vier Uhr zu den Kompanien. Oft erhalten ihn Abteilungen in der Nacht gar nicht mehr. Daß da von einer Ruhe für den Kommandeur, den Adjutanten, detachierte Hauptleute, deren Feldwebels, die Unteroffiziere du jour usf. keine Rede sein kann, ist klar. Alles dieses tritt ein, wenn der Befehl regelmäßig seinen Weg nimmt. Gibt es außerordentliche Gegenbefehle oder besonders schnell auszuführende Ordres, die abzuholen niemand bereit ist, welche also an alle Stellen geschickt werden müssen, dann ist die Sache noch unangenehmer. Bis man da alles gefunden und wach getrommelt hat! Na, ich könnte auch davon manches Liedchen singen. Überhaupt empfehle ich jedem, der, wie ich damals, Ordonnanzoffizier bei einem Armeekorps ist, das ununterbrochen im Feindesland herummarschiert, bald hier, bald dort eine Schlacht schlägt und innerhalb vierzehn Tagen, nämlich 29. November bis 12. Dezember nicht weniger als zehnmal im Feuer steht (am 29. November, 1., 2., 3., 4., 7., 8., 9., 10. und 11. Dezember), sich das Schlafen ganz abzugewöhnen, denn er kommt doch nicht recht dazu.

Der 6. Dezember war also Rasttag, und wir nützten ihn als solchen redlich aus. Ich finde in meinem Tagebuch nur

wieder die stereotype Notiz: „Abends Befehlholen, nachts 12¼ zurück."

Die Reiter des Grafen Stolberg gingen am Morgen des 7. Dezember auf der Chaussee vor, die von Orleans in der Richtung auf Blois Loire abwärts führte. Trotz des hohen Schnees und der glattgefrorenen Wege drangen die Ulanen tapfer vorwärts, und ihre Patrouillen hatten St. Aye bald hinter sich. Dort versperrte der Eisenbahndamm den freien Ausblick. Ein Leutnant erkletterte hoch zu Roß die Böschung. Breite, dunkle Linien tauchten aus dem Wald von Marchenoir auf. Kein Zweifel, es ist der Feind, der dort wieder vorgeht! Kaum hat der Offizier sich diese Überzeugung verschafft, als er eiligst seinem Rosse die Sporen gibt und rückwärts Meldung erstattet. Der Führer der 13. Division, General von Treskow, entschloß sich hierauf sofort den Befehl zum allgemeinen Vorgehen zu geben, und noch am Vormittag entspann sich infolgedessen an unserem linken Flügel bei Meung ein heftiges Gefecht.

Was uns Bayern betrifft, so befanden wir uns um 9 Uhr in Rendezvousstellung vorwärts Chaingy, um gemäß dem Befehl von der vergangenen Nacht über Huiseau sur Mauve nach Baccon vorzurücken. Mit dem schönen Orleans war es also für dieses Mal nichts. Und ich wäre so gern in die Stadt geritten! Man will wieder einmal gesittet in einem Hotel essen, und — das Beste nicht zuletzt — man muß doch auch wieder einmal ein hübsches Gesichtchen sehen, sonst meint man ja wirklich, es gäbe in der Welt außer Soldaten und Bauern nur noch alte Frauen. Daß man aber in Orleans nicht bloß Soldaten und häßliche Mumien sehen könne, wußte ich von unserem ersten Aufenthalte dort zur Genüge. Alle diesbezüglichen Träume erwiesen sich aber als Schäume, und statt nach Osten wendeten wir uns wieder nach Westen. Freilich heimelte uns die wohlbekannte Gegend recht an. Das hätte sie aber vierzehn Tage später auch noch getan.

Wir zogen also von neuem über die Mauve und mar-

schierten südwestlich von Baccon in Bereitschaftsstellung auf, um zu warten, welche näheren Nachrichten die vorgesandte Kavallerie über den Feind bringe.

Nun meint wohl der Leser, ich hätte jetzt die Karte studiert oder für alle Fälle im Geiste Vorbereitungen für mein Verhalten in dem erwarteten Gefecht getroffen. Keine Spur davon! Um mich aufzuregen, weil vielleicht in einer Stunde der Teufel wieder los sein konnte, dazu war ich jetzt ein viel zu abgehärteter Feldsoldat. Übrigens hatte ich Wichtigeres zu tun. Zwischen dem Stabe und der aufmarschierenden Brigade ragte ein Feldstein aus dem Schnee. Der erschien mir zu verlockend.

„Schwaninger, hol' den Doktor Maler beim 1. Jägerbataillon."

Bald darauf erschien mein Bursche mit dem Gewünschten, der zwar kein promovierter Arzt, aber doch ein damals gerade in der Jägeruniform steckender Badergeselle war. Ich stieg vom Pferde, setzte mich auf den Stein, und nun schnitt hier zwischen Stab und Brigade der erwähnte Doktor den schönsten Schwung meiner wallenden Locken von meinem bescheiden zu Boden geneigten Haupte ab. Während er noch an mir herumhantierte, tönten von links vorwärts dumpfe Kanonenschläge herüber. Natürlich sprang ich sofort in die Höhe und wollte, halbseitig geschoren, mein Pferd besteigen. Da meinte der General, ich solle mich nicht stören lassen, das Schießen komme von den Batterien der Avantgardenkavallerie her und bedeute nicht viel.

Ich ordnete mich also weiter der Schere des Doktor Maler unter und ließ mir ruhig die Haare fertig schneiden, während der Donner des Geschützfeuers von le Bardon her immer heftiger erklang. Doch sollte es auch für uns bald ernst werden.

An Stelle meines bei Huêtre am 4. Dezember gefallenen Rappen hatte ich mir aus den Beutepferden einen arabischen Schimmelhengst ausgewählt, den ich gestern schon einmal geritten und „Schah" getauft hatte.

„Reiten Sie einmal gegen Grand Châtre zu, Leutnant Tanera, und sehen Sie nach, was dort los ist.“

„Zu Befehl, Herr General.“

Das war doch wieder einmal ein Galopp. Wie entzückend der Hengst die Vorderbeine hob, und erst das Nachschieben von hinten! Dabei flatterte die kolossal lange Mähne in der Luft, und sein Schweif, der, wenn das Pferd nicht in Bewegung war, wegen seiner Länge noch ein tüchtiges Stück auf dem Boden auflag, flog im Winde wie die Flagge über dem Heck eines Schiffes. Jetzt konnte ich wie früher dahinsausen, und zwar noch besser, denn Schah hatte eine fabelhafte Geschicklichkeit im Vermeiden von Steinen usw. Er ist mir nie gestolpert.

„Herr Kamerad, wo wollen Sie denn hin?“

Ein Husarenoffizier kam von der Seite und rief mir schon von weitem diese Worte zu.

„Über Vilocry gegen Grand Châtre rekognoszieren.“

„Das ist absolut unmöglich. Alle die Höfe da vor Ihnen sind von den Franzosen besetzt. Unsere Husaren wurden wiederholt angeschossen. Da haben Sie ja den Beweis.“

Richtig knallte es aus dem nächsten Hofe heraus, und gar nicht weit von uns stäubten einige Infanteriegeschosse den neu gefallenen Schnee in die Höhe.

„Danke Ihnen sehr, Herr Kamerad; ich werde nun über les Fontaines reiten. Adieu.“

„Adieu.“

Bald konnte ich mich überzeugen, daß auch unsere 1. Division auf dem rechten Flügel schon in ein lebhaftes Gefecht, nämlich bei la Bourie und Grand Châtre verwickelt sei. Ich kehrte so rasch als möglich zu meiner Brigade zurück und erstattete meinen Rapport. — Unterdessen krachte es rechts vorwärts von uns ebenfalls.

„Schah, da müssen wir auch nachsehen. Vorwärts, hopp.“

Der gute Kerl flog wieder mit gleichem Feuer über den Schnee hinweg, und schon nach einer kleinen Stunde konnte ich die Meldung zurückbringen, daß bei Ouzouer-le-Marché die

22. preußische Division ebenfalls auf den Feind gestoßen sei. Sollten wir, die 2. bayerische Division, denn allein heute Ruhe haben?

Nicht doch. Gegen drei Uhr traf der Befehl ein, die 3. Brigade habe in südlicher Richtung gegen Vilocry vorzugehen.

Kaum waren wir anmarschiert, so ereigneten sich zwei interessante Sachen. Das erste war eine scheinbar ganz unverfängliche Geschichte. Es fing nämlich plötzlich eine in der Gegend von les Bauchets stehende Windmühle lustig zu gehen an. Wir aber waren nicht von heute und wußten recht gut, daß dort kein Getreide gemahlen, sondern nur ein vorher verabredetes Zeichen gegeben würde. Einige Chevaulegers jagten hinüber, die Mühle stand; dann leuchtete bald eine kleine Flamme aus dem Dach, und in kurzer Zeit verkündeten nur noch glimmende Balken, daß dort früher eine Windmühle den Franzosen Signale gegeben.

Die andere Geschichte war noch interessanter. Die Jäger, das I. Bataillon des 12. Regiments, eine Batterie und eine Chevaulegerseskadron bildeten die Avantgarde. Kaum daß dieselbe zwei Kilometer marschiert war, so sprengten von allen Seiten Chevaulegers herbei und meldeten, daß starke, feindliche Kolonnen gegen Cravant anrückten. Wer nun geglaubt hatte, daß der gute Hauptmann Neu schwerfällig und unbeholfen sei, weil es ihm allein geglückt war, den beträchtlichen Umfang seines runden Bäuchleins selbst in dieser strengen Zeit annähernd zu erhalten, der irrte gewaltig. Wie ein Wiesel fuhr der kleine, dicke Herr herum, gab dem Pferd die Sporen, sauste, begleitet von seinem Trompeter und von seinem treuen Hühnerhund „Perdrix" voraus, hielt, beobachtete mit dem Feldstecher, gab einen Befehl, der Trompeter blies das Signal, die Batterie rasselte heran, protzte im Vorgehen ab, und kaum daß die Bespannungen zwischen den Geschützen hindurch waren, krachte schon der erste, ein zweiter, dritter, vierter Schuß usw., und die bayerischen Granaten schlugen zwischen die Franzosen hinein, ehe diese nur ahnten, daß der Feind ihnen schon wieder auf

dem Nacken säße. Mir ist's, als hörte ich noch die außergewöhnlich helle und hohe Stimme dieses Hauptmanns, wie er nun wieder mit klassischer Ruhe das Feuer seiner Batterie leitete und den Welschen ein Geschoß nach dem anderen hinüberschickte.

Hatte die Batterie einerseits die feindlichen Marschkolonnen jedenfalls vollständig überrascht, so schien andererseits ihre Stimme das ganze Vorterrain wachgerufen zu haben. Die Höfe um Thorigny und Vilocry spieen plötzlich Feuer, und um uns herum prasselte es recht bedeutsam auf dem gefrorenen Schnee.

Da tauchten auch feindliche Batterien auf, kurz es ging einfach wieder los. Weil unterdessen die zuerst beschossenen französischen Kolonnen von der Bildfläche verschwunden waren, so sprach unsere Batterie Neu mit den Verteidigern von Vilocry einige ernste Worte, die zur Folge hatten, daß bald der genannte Hof in Flammen stand.

Jetzt ließen sich Jäger und Zwölfer nicht mehr halten. Ein flottes Hurra, das Dorf war gewonnen; die Franzosen mußten hinaus und durften recht froh sein, daß sie sich unter dem Schutze ihrer Batterien bei Cravant ziemlich ungerupft gegen Südwesten zurückziehen konnten.

Nun spukte es aber wieder in unserer rechten Flanke. Starke Patrouillen deckten uns jedoch gegen Überraschungen, und wir durften auf dem eroberten Gebiete Alarmquartiere beziehen. Die Dunkelheit war schon ziemlich merkbar, als allmählich das Geschützfeuer verstummte.

Gegen Abend kam der ganze Korpsstab zu uns nach Vilocry und erteilte hier bei der Beleuchtung der brennenden Häuser des Dorfes seine Befehle. Ich mußte in der Nacht wieder nach Baccon reiten und konnte erst nachts 1¾ Uhr zurückkehren.

Das heutige Gefecht war ja von keiner besonderen Bedeutung; auch betrugen die Verluste unseres Armeekorps heute nur 8 Offiziere und 94 Mann. Allein der französische Angriff hatte die Heeresabteilung des Großherzogs von Mecklenburg in der

ganzen Breite ihrer Aufstellung getroffen — von Meung an der Loire im Süden, bis über Baccon an der Mauve hinaus im Norden -- und uns dadurch die nichts weniger als angenehme Gewißheit geben, daß uns aufs neue eine starke Übermacht gegenüberstehe. Kein Zweifel also, daß wir am anderen Tage wieder einer ernsten Schlacht entgegengehen würden!

So sind wir mit der Zeit geworden. Vor Sedan konnte man die bevorstehende Schlacht kaum erwarten; jetzt war man nicht besonders freudig durch die Aussicht auf sie überrascht.

Was war da der Grund? Mangel an Kampflust?

Nein, gewiß nicht! Aber es lastete der Zweifel auf uns, ob wir mit unserem schwachen Häuflein die gestellte Aufgabe lösen, ob wir gegen die französische Übermacht überhaupt noch siegen könnten. Zählte doch vor dem heutigen Kampfe unser Armeekorps nur 9994 Feuergewehre!

Trotzdem aber haben wir am folgenden Tage, am 8. Dezember, die Schlacht von Beaugency geschlagen und haben gesiegt. Freilich ahnten wir nicht, welche Opfer uns dieser letzte große Sieg noch kosten würde. Auch ich ließ es mir nicht träumen, daß mir noch mein schönster Tag des ganzen Feldzuges bevorstand.

XX.

Mein schwerster, aber schönster Tag.

Herrgott, wie sah unsere schöne, gute Brigade aus, als ich den Frührapport am 8. Dezember 1870 morgens sieben Uhr zusammenstellte! Mehrmals hatten wir während des Feldzuges starken Ersatz an Offizieren und Mannschaften erhalten, und dennoch ergaben meine Listen trotz wiederholten Zählens an jenem Morgen statt der etats=

mäßigen Zahl von 167 Offizieren und 7000 Mann nur 59 Offiziere und 2466 Mann.

Ja, die Namen Beaumont, Sedan, Artenay, Orleans, Coulmiers, Loigny und wieder Orleans waren mit sehr blutigen Lettern auf unserer Kampfes- und Siegestafel eingetragen, und zu den Toten und Verwundeten gesellten sich noch die Kranken, deren Zahl die Strapazen der letzten Wochen von Tag zu Tag erhöhten. Nicht leicht konnte eine deutsche Truppe mit mehr Recht als wir sagen: „Wir haben viel errungen, aber teuer bezahlt."

An Stelle des am 2. Dezember erschossenen Brigadeadjutanten konnte erst gestern abend ein neuer ernannt werden, da sich für dessen bisherige Stelle früher kein Ersatz hatte auffinden lassen. Es fiel daher mir die Aufstellung der Rapporte zu. Ich kann nicht behaupten, daß mich die furchtbare Wahrheit dieser dürftigen Zahlen in den für eine Schlacht so notwendigen frischen Mut versetzte. Im Gegenteil! Es war ein düsterer Gedanke, daß man mit einem solchen Häuflein, freilich über jedes Lob erhabener, tapferer Leute von neuem die großen Massen, welche Gambetta gegen uns aufgerufen hatte, bekämpfen und sie heute nicht allein abwehren, sondern sie sogar angreifen und schlagen sollte. Doch die Herren in den Bataillonen durften nichts merken. Wie mein General und der Generalstabshauptmann der Brigade dachten, wußte ich. Wir drei wußten ja allein, was uns bevorstand. Nun in Gottes Namen, Kopf in die Höh'!

Ich entließ die Bataillonsschreiber und addierte, auf einem Stein sitzend, den Zügel meines Schimmels im Arm, noch einmal meine kleinen Zahlen. Sie wurden nicht größer. Da stieg ich auf mein gutes Tier und trabte zum General. Er stand mit den Kommandeuren der beiden Regimenter und dem des Jägerbataillons auf einem kleinen Hügel.

„Nun, was Neues, Leutnant Tanera?"

„Nein, Herr General, nur den Frührapport."

„Wie stark können wir heute ins Gefecht rücken?"

„Hab' es noch nicht genau zusammengestellt, Herr General!"

„Schon gut. Sie können mir die Zahl ja später melden." — Wir verstanden uns gut, der General und ich. Manche schwere Stunde hatten wir erlebt, und schon der Umstand, daß ich ihm von allen Herren des Stabes allein übrig geblieben war, während die anderen infolge des bitteren Kriegsgeschickes allmählich neu ersetzt werden mußten, war Ursache, daß zwischen uns eine Vertraulichkeit erwuchs, mehr wie zwischen Vater und Sohn, als wie zwischen einem alten General und einem blutjungen Ordonnanzoffizier unter gewöhnlichen Umständen. Er wußte, daß ich nur Ernstes zu melden hatte, und wollte auch nicht, daß es die Kommandeure hörten. Eine Viertelstunde später rückte die Brigade vor, und zwischen 8 und 8½ Uhr stand sie in Rendezvousstellung zwischen Cravant-Beaumont, etwa 700 m hinter der großen Straße von Beaugency nach Châteaudun. In der Nacht war leichter Schnee gefallen; jetzt lag über dem ganzen Gelände ein dünner Nebel, der zwar einen Fernblick auf etwa einen Kilometer gestattete, aber nichts deutlich erkennen ließ.

„Hier halten und nur angreifen, wenn der Feind sich vorwärts Villechaumont zeigt. Links geht die 17. preußische Infanteriedivision vor."

Dies war vorläufig unser Befehl.

Plötzlich bemerkt ein Adjutant eines bei den wieder zusammengerufenen Kommandeuren stehenden Majors: „Dort gehen ja feindliche Infanteriekolonnen vor."

Alles drehte die Köpfe nach der bezeichneten Richtung.

Wirklich, da schoben sich dunkle Massen im Nebel von le Mée her gegen die große Straße.

„Das ist die Avantgarde der 17. preußischen Division," meinte ein Stabsoffizier.

„Nein, das sind Franzosen, die Preußen würden westlicher marschieren."

„Keine Rede von Franzosen. Man sieht ja keine Spur von roten Hosen."

„Und doch ist es der Feind. Sie wollen die Straße besetzen.“

So ging es hin und her. Die Feldstecher kamen nicht von den Augen. Es war aber absolut keine Uniform zu erkennen, der Nebel ließ alles zu undeutlich erscheinen.

Da drängte ich mich vor: „Herr General, ich reite hin und sehe nach. Ich bin gleich wieder zurück.“

„Was fällt Ihnen ein? Daß Sie mir auch noch totgeschossen werden. Sie bleiben da.“ — — Wieder flogen die Feldstecher an die Augen, aber vergebens. Man erkannte nur, daß die Straße immer stärker besetzt wurde; allein es war weder eine Uniform zu unterscheiden, noch zu sehen, wohin eigentlich die Front dieser Truppen ging.

Von neuem wurden Zweifel laut, ob es die Preußen seien. Allmählich meinten doch mehr Stimmen, es könnten wirklich Franzosen sein. Da hielt es mich nicht mehr länger.

„Herr General, wenn ich nicht zurückkomme, sind's Franzosen.“

Meinem Schimmel beide Sporen geben und in Karriere gegen die Straße vorjagen, war geschehen, ehe der General etwas sagen konnte. Was er mir nachrief, wollte ich nicht verstehen. Er hat es gut für mich gemeint.

Nun ging's dahin. Da mußte ich in einen schmalen Weg zwischen Weinbergen einbiegen. Er führte scheinbar direkt auf die große Straße. Eine kleine Terrasse hielt uns auf. Mein guter Schimmel — ich ritt jetzt ein Dienstpferd, weil mein Rappe „Orleans“ ja tot war und ich meinen Araberschimmel noch schonen wollte, flog über das Hindernis hinauf, als ob wir im Zirkus wären und Hunderte von schönen Damen uns beobachteten. „Brav, Schimmel!“ Auch der Sprung über den Zaun gelang. Jetzt stand ich aber mitten in einem Weinberge, und zwar nicht mehr auf dem Wege, sondern zwischen den einzelnen Pfählen, an denen die Stöcke in die Höhe gezogen werden. Dort hat man nicht, wie am Rhein, lange Rebzeilen, sondern wie in Tirol wächst jeder Stock an einem etwa einen

Meter aus der Erde ragenden Pfahl empor. Dieselben sind so eng als möglich aneinander gestellt, um den Boden gut auszunützen. Zwischen diesen trabte ich an. Jeden Moment konnte sich mein braves Pferd die Brust aufspießen, und dann wäre es aus gewesen mit weiterem Vorreiten. Es glückte aber. Bald kam ich in einen Weinberg, in dem die Pfähle genau in Linien geordnet standen. Zwischen zwei Reihen derselben war Platz genug, um bei langsamer Gangart mit großer Vorsicht ziemlich gut reiten zu können. Der mir so vorgeschriebene Weg führte direkt auf die Straße. Ich wagte nicht vom Boden aufzusehen, damit mein Schimmel keinen Fehltritt tue.

Plötzlich prasselte es um mich herum und pfiff und krachte, als ob ein tüchtiges Hagelwetter über mir losbreche. Bald darauf folgte der Schall der vielen Schüsse, welche mir so freundlichen Gruß entgegengeschickt hatten. Ich sah auf und erblickte jenseits der Straße, die noch etwa 350 m vor mir lag, die wohlbekannten, kleinen Rauchwolken, welche deutlich genug sagten, wo der Feind stand.

Es waren also wirklich Franzosen, die sich bis auf etwa 150 m an die große Chaussee vorgeschoben und nun einige Ravins besetzt hatten.

Bald folgten neue, bleierne Boten. Die armen Weinbergpfähle! Sie hatten doch nichts Böses getan und wurden nun so rücksichtslos zersplittert. Die Sache war aber auch für mich und meinen Schimmel nicht sehr gemütlich. Umkehren gab es nicht. Wir hätten uns aufgespießt. Also vorwärts! Anfangs ein ruhiger, dann ein schärferer Galopp führte mich immer mehr den geehrten Herren Franzosen entgegen, die nun ein regelrechtes Scheibenschießen veranstalteten. Sicherlich waren es „Moblots", sonst hätten sie nicht so gar erbärmlich schlecht geschossen.

„Ja, hört denn der verfluchte Weinberg noch nicht auf?"

Immer fort, ventre à terre! An ein Gespießtwerden durch einen Seitensprung meines Schimmels dachte ich jetzt gar nicht mehr.

„Herrgott, der Weinberg geht ja bis an die Straße!" — „Zu, Schimmel! Halt aus! Auf der Straße kehren wir; dann geht's zurück!"

Das brave Tier lief wie der Satan.

Keine zwanzig Schritt war die Straße mehr entfernt.

Plötzlich — mir war's, als hörte ich's krachen — zerschmetterte ein Geschoß meinem armen Schimmel ein Vorderbein; er stürzt; ich fliege wie ein geprellter Frosch über den Kopf meines Pferdes hinweg; das aber wälzt sich, noch von andern Kugeln durchbohrt, zwischen Pfählen, die es niederdrückt und abbricht, und ich krieche auf allen Vieren, als ob ich nie anders gehen gelernt hätte, bis zum Straßengraben vor und niste mich in demselben hinter einer Pappel möglichst gut ein. Das patschte lustig rechts und links neben mir in den Schnee und auf den feuchten Boden. Oben in der Pappel prasselte es, und abgeschossene Zweige fielen herab; ich aber lag in verhältnismäßiger Sicherheit, freilich etwas naß gebettet, aber dadurch nicht im geringsten alteriert im Straßengraben hinter dem Baume und machte es mir bequem. Sorgsam lugte ich mit dem Feldstecher neben einem Wurzelknollen vor und beobachtete die im Maximum 140 m von mir entfernten Franzosen. Bald aber mußte ich die Nase wieder hinter die Pappel zurückziehen, denn die Burschen nahmen gar keine Rücksicht und schossen allmählich ganz dicht neben mich hin. Jetzt blickte ich auch zurück.

„Hurra, Hurra!" — Mein Herz war zu freudig bewegt. Ich mußte mit unserem alten Schlachtruf mir Luft machen. Dort waren ja schon zwei Batterien aufgefahren, und — plötzlich ein Blitz, ein Zischen, ein Krachen bei den Geschützen, dann wieder ein Krachen etwa 100 m vor mir, und die erste bayerische Granate sauste hinüber und brachte auch unsere Grüße den erstaunten Franzosen entgegen. Sie war zu kurz gegangen. Nun folgte die zweite. Die flog über die feindlichen Schützen hinweg. Die dritte aber saß, und dann kam die vierte und so fort, daß den armen Männleins jenseits der Straße wahrscheinlich Hören und Sehen verging. Sind aber nicht aus-

gerissen, sondern haben brav standgehalten und nun ein höllisches Feuer eröffnet, für das sie jedoch wertvollere Ziele suchten als meine arme, schon recht verbrauchte Mütze und was unter derselben sich befand. Dadurch fühlte ich mich wie in Abrahams Schoß und lugte mit meinem Glas bald vor zum Gegner, bald zurück zu den Unseren.

„Aha, nun wird's Ernst! Schützen gehen vor! Grüne Kragen!"

„Also meine lieben Jäger fangen an. Na wartet, Franzosen, die werden's euch schon zeigen."

Jetzt sind die ersten Schützenlinien noch etwa 200 m von mir entfernt. Sie stehen also ungefähr 350 m vor dem Feinde. — Signal „Halt" — „Feuer". „Bravo, bravo Jäger. Zeigt's ihnen. Schießt nur flott zu. Mir tut ihr ja doch nichts. Weiß ja genau, daß meine Jäger anders zielen als jene ungeschickten Moblots." — Über mich weg, rechts und links vorbei pfiff das wohlbekannte Podewilsgeschoß und suchte dort drüben seinen Weg zum Herzen des Feindes. Oft genug fand es ihn; die in die Höhe geworfenen Arme, ein Aufspringen, Wanken, Stürzen verriet den Treffer. Ja, wer eben sechzehnmal im Feuer gestanden und sechzehnmal das Weiße im Auge des Franzmannes geschaut hatte, bis dieser erschlagen oder gefangen war oder sich zur eiligsten Flucht wandte, der schoß nicht mehr aufgeregt wie ein Rekrut, sondern der überlegte, wie es sich für einen alten Kriegsveteranen ziemte, der zielte, setzte wieder ab, zielte noch einmal, drückte langsam ab, ein Knall, und dort beim Feinde hatte ein junges Menschenleben geendet.

Es waren aber auch viele Ersatzleute bei unseren Bataillonen eingestellt. Von denen stammten sicher die zu kurz gehenden Schüsse, die mir öfters recht verdächtig nahe ihr Blei hersandten.

„Das muß doch ein dummer Kerl sein! Schießt mir da beinahe den Absatz vom Stiefel, und der Gegner ist doch da vorn!"

Hätte ihn gern ein wenig an den Ohren gezaust.

Die Franzosen ließen mich jetzt ganz in Ruh.

Das Schwirren der bayerischen Geschosse klang aber immer näher, denn unsere Jäger waren sprungweise avanciert und lagen nur noch etwa 40 m von mir entfernt. Aufs neue mußte ich mich so tief als möglich in den Straßengraben drücken, denn bei dieser Nähe konnte doch sehr leicht so ein kleines, bleiernes Dingchen an die falsche Adresse gelangen, und man hat oft schon an einem genug auf ewig.

Es lief aber alles gut ab. Beim letzten Sprung hatten die Jäger den Straßengraben selbst erreicht, und ich war also der fatalen Aussicht, ein bayerisches Geschoß verschlucken zu müssen, enthoben. Nun konnte ich auch den Rückweg antreten und meinen General aufsuchen. Dies Zurückgehen war kein Vergnügen, denn die Chassepotgeschosse patschten vor, hinter und neben mir, daß es eine Freude war. Obgleich ich Grund genug zur Eile hatte, blieb ich doch einen Moment bei meinem armen Schimmel stehen. Da er zu schwer getroffen war, um je geheilt werden zu können, machte ich seinem Leiden durch einen Revolverschuß zwischen die Ohren ein Ende.

Dann aber schlug ich einen flotten Laufschritt an, und bald wurde ich vom General bemerkt. Derselbe sandte mir die Stabsordonnanz mit einem Handpferde, dem sogenannten „Auditeur", entgegen. Der alte Braune war nämlich für den Auditeur Hauer der Brigade bestimmt gewesen. Dieser Herr — er verzeihe mir die Indiskretion — hatte aber vor dem Kriege nie ein Pferd bestiegen und sollte plötzlich reiten. Bei dem ersten Versuche im Lager von Germersheim hatte es zwischen Roß und Reiter Differenzen gegeben, so daß beide sich im Zorn voneinander trennten. Seit jenem Tage marschierte unser Herr Auditeur durch ganz Frankreich zu Fuß, und der Braune bildete das Reservepferd des Brigadestabes. Schnell befand ich mich an der Seite des Generals. Er schüttelte mir die Hand und sprach nur: „Das war brav gemacht. Ich werde es nicht vergessen."

Dann aber fiel er gleich in den kurzen, dienstlichen Ton

zurück, der ihm eigen war, und fuhr fort: „Ich bin schon wieder auf Sie allein angewiesen. Der arme Hauptmann von Meier (dies war der neue Brigadeadjutant) ist soeben von einem Geschoß durch die Brust getroffen worden. Er wird den Abend kaum erleben."

Ich hatte keine Zeit, mich nach weiteren Details zu erkundigen; die Schlacht wurde immer heftiger. Allmählich entwickelten sich auf beiden Seiten gewaltige Artilleriemassen, und es blitzte und krachte und dröhnte wie bei Sedan, Beaumont, Orleans, Loigny und auf den anderen Schlachtfeldern, auf denen wir gekämpft.

„Leutnant Tanera, zwei Bataillone des 3. Regiments sollen sich links vom Jägerbataillon entwickeln. Direktion gegen Villechaumont."

„Zu Befehl, Herr General."

Wo ich vorbeikam, rief man mir freundliche Worte wegen meines vorherigen Rittes zu.

Die Bataillone gingen vor.

Aber auch die Franzosen erhielten Verstärkungen, und zwar nicht Bataillone, sondern Brigaden.

Ihr Chassepotfeuer klang wie das Rollen unausgesetzt aufeinander folgender Salven.

Schon wieder hatte jene schaurige Wanderung begonnen, bei der ein oder zwei Leichtverwundete einen schwerer Getroffenen aus der Schützenlinie herauszubringen suchen; oft zum eigenen Leid, denn wer geht, wenn auch nach rückwärts, wird leichter getroffen, als wer in der vordersten Plänklerkette sich so gut als möglich decken kann. Die Toten blieben liegen. Für sie konnte man ja später sorgen, wenn der Feind geschlagen, der Sieg errungen war. Dieser sollte uns heute aber recht schwer gemacht werden. Immer neue Massen verstärkten die feindlichen Schützen; General Chanzy wollte durchaus nicht weichen.

„Das III. Bataillon des 3. Regiments zur Verstärkung in die Schützenlinie."

„Zu Befehl, Herr General."

Bald war auch diese Truppe in der grauen Dampflinie verschwunden, welche die Schützenkette markierte.

Da liefen verschiedene Meldungen ein, die Munition beginne zu mangeln. Zugleich erkannte man das Gefährliche der Situation. Der Feind war mindestens fünffach überlegen. Nur unser wohlgenährtes Schützenfeuer hielt ihn in seiner Position. Ein Nachlassen desselben, und gewiß wäre er zum Angriff vorgegangen und hätte uns durch seine Übermacht erdrückt. Schon wieder erkannte man dort hinten lange, dunkle Linien. „Nimmt denn der Feind heute gar kein Ende?"

Nun hieß es Patronenersatz vorbringen. Ich jagte zurück zur Munitionskolonne.

„Ein Wagen mit Podewilsmunition vor!"

„Hier, Herr Leutnant. Wohin soll ich?"

„Mir nach, Trab."

Zum Glück wußte ich jetzt einen Feldweg, der zur Hauptstraße führte. Auch hatte ich etwa in der Mitte der Schützenlinie eine Mulde entdeckt, die vielleicht etwas Schutz gewährte. Dort wollte ich den Wagen hineinbringen.

„Herr Leutnant! Wir sind im Granatfeuer. Soll ich halten?"

„Nein. Vorwärts, Galopp, marsch!"

„Herr Leutnant! Es ist meine Pflicht, auf die Gefahr einer Explosion aufmerksam zu machen. Sogar ein Gewehrgeschoß kann sie bewirken."

„Tut nichts. Ich übernehme die Verantwortung! Es muß sein!"

Der brave Unteroffizier vom Train, der Führer des Wagens, zögerte keinen Moment.

„Habt's g'hört, Leute. Der Herr Leutnant hat g'sagt, es muß sein. Rein mit die Sporen, haut drauf auf die Gäul! Es muß sein!"

Das rasselte und flog dahin, hinter mir her wie die wilde Jagd. Und die Granaten schlugen um uns ein, daß es nur so dröhnte. Ein Sprengstück in unseren Kasten — wir hatten

damals Papierpatronen — und wir alle, der Unteroffizier, die drei Trainfahrer, ich und acht Pferde hätten die Reise in das unbekannte Jenseits in einem Nu angetreten und noch dazu verkohlt und verbrannt, daß uns die schon vorausgegangenen Kameraden vielleicht gar nicht erkannt hätten.

„Herrgott! Das Vorderhandpferd stürzt. Das Granatstück hat ihm die Schulter zerschmettert."

„Schneid' die Sträng' ab, Waller!"

„Gehen Sie auf die Seite, der Vorderreiter dort. Können wir vierspännig weiterkommen?"

„Wird gehn, Herr Leutnant!"

„Reißt das Sattelpferd weg. So! gut! Vorwärts, Galopp, marsch! — Hauen Sie mehr drauf. Macht nichts, wenn die Gäule kaput gehen. Wenn wir nur vorkommen."

„Etwas kürzer jetzt; laßt die Tiere ein wenig verschnaufen; im Infanteriefeuer müssen wir noch mehr jagen."

Das war eine Fahrt. Der Weg miserabel, fest gefrorene Geleise, dazu die Eisen der Pferde abgelaufen, glatt und ohne Stollen.

„Herr Leutnant, die Franzosen gehen vor!"

„Wahrhaftig! Leute, jetzt gilt's. Schaut nur auf den Boden, die Zügel fest in die Faust, die Sporen in die Flanken, peitscht zu, Galopp, was aus den Gäulen rausgeht und mir nach!"

„Fehlt sich nix, Herr Leutnant. Wir kommen schon!"

Und wirklich kamen sie, die schneidigen Kerle — es waren Altbayern — und wir jagten dahin, daß der schwere Patronenwagen Sprünge machte, als ob er ein leichtes Korbwägelchen wäre und die besten englischen Stahlfedern hätte. Kein Mann sah um; keiner blickte in die Höhe; keiner dachte an die furchtbare Gefahr einer Explosion; wir flogen dahin, als ob der Teufel uns jage, und unser einziges Streben war, die Schützenkette zu erreichen.

Nun erreichten wir die Straße.

„Rechts schwenkt — marsch! Noch vierzig Schritt.“ — „Kürzer!“ — „Halt!“

Es war unnötig, dies zu kommandieren. Zwei Pferde stürzten zugleich. Der Stoß des Wagens warf die anderen darüber: zwei Fahrer und vier Rosse wälzten sich durcheinander auf der Erde; was lag daran?

„Jäger her! Herr Kamerad, schicken Sie mir Leute! Werft die Patronenverschläge heraus, sonst fliegen wir alle in die Luft. Vorwärts! Packt zu! So ist's recht! Dorthin mit dem Verschlag.*) Den anderen rechts. Nur zu; erst raus mit allen! — Gott sei Dank, es ist geschehen. Ihr tragt zwei Verschläge zum rechten Flügel; ihr drei zum linken. Wo ist der Trainunteroffizier?“

Der arme Mensch lag unter seinem erschossenen Pferde; ein Fahrer war tot, der andere hatte sich hinter dem leeren und nunmehr ungefährlichen Wagen gedeckt. Als er die Lage seines Unteroffiziers sah, eilte er zu ihm und zog ihn unter dem Pferde hervor. Ich rief letzterem zu, er solle sich nur hier einstweilen decken, ich würde alles melden, und als ich sah, daß die Jäger und Infanteristen rasch die Patronen unter sich austeilten, jagte ich zurück, um wieder meinen General aufzusuchen und ihm die Sache zu melden. Ich hatte Glück; unversehrt kam ich zurück und konnte meinen Bericht erstatten. Mit neuer Kraft knatterten unsere Podewilsbüchsen den Franzosen entgegen. Es war ja wieder Futter da, wie die Leute sagten, und selbst ein tüchtiger Heißhunger der Gewehre konnte befriedigt werden.

Der Feind begriff, daß der Moment zu Vorstößen verpaßt, und es nicht angezeigt sei, sich jetzt unseren Jägern zu nähern. Die wenigen Schützenschwärme, welche gegen die Straße bis auf 120 m vorgelaufen waren, machten, daß sie wieder in ihre deckenden Gräben zurückkamen. Nur Tote und Verwundete blieben liegen. Auch letztere rührten sich bald nicht mehr, denn

---

*) Offizielle Bezeichnung für Patronenkasten.

mitten zwischen den beiden feuerspeienden Linien mußten zu kurz gehende Geschosse alles töten, was etwa noch lebte, wenn auch niemand auf einen gestürzten Verwundeten zielte.

Die Schlacht wurde immer heftiger. Unsere ganze Artillerie stand im Feuer. Der Feind war an Zahl der Geschütze überlegen. Jede Sekunde platzten in der Luft die verhaßten Schrapnells, und dann sauste ein Schauer von Sprengstücken und kleinen Vollgeschossen herunter, als ob der Sturm den Hagel auf ein Kornfeld peitschte. Zum Glück schossen die Franzosen schlecht. Aber die Masse von Eisen und Blei, welche sie auf uns warfen, bewirkte doch, daß wir auch heute schwere und wegen unserer an und für sich so kleinen Zahl recht empfindliche Verluste erlitten. — Auch unser 12. Regiment mußte nun zwei Bataillone zur Verstärkung der Schützenlinie abgeben. Nur ein Reservebataillon blieb in der Hand des Generals.

Da drangen neue französische Massen aus Cernay und Villechaumont vor. Gegen uns, das Zentrum der deutschen Aufstellung, führte Chanzy, der feindliche Oberbefehlshaber, den Hauptstoß. Er wollte unsere schwache Linie hier durchbrechen und die ganze Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg auseinandersprengen.

Wir aber mußten gerade hier halten, um jeden Preis, bis auf dem rechten Flügel unsere 1. und die 22. preußische Infanteriedivision gegen Montsouris und auf dem linken die 17. preußische Infanteriedivision gegen Messas vorgehen und uns dadurch Luft machen konnten.

Die an uns gestellten Anforderungen wurden immer schwerer; unsere Mittel zur Erfüllung derselben immer geringer. Bei der Artillerie schwieg ein Geschütz nach dem andern. So waren von der Batterie Stadelmann nur noch zwei Geschütze im Feuer. Drei hatten die feindlichen Granaten demontiert, eines war verbleit. Auch reichte die noch übrige Mannschaft kaum zum Bedienen der beiden noch schußfähigen aus.

Unser letztes Bataillon wurde vorgezogen. Es hatte die neuen Werdergewehre. Der hellere Ton aus diesen Gewehren

klang uns wie liebliche Musik. Wir wußten, daß dieselben bedeutend schneller und besser schossen als unsere Podewilsbüchsen.

Das Bataillon machte sogar einen Vorstoß. Es kam etwa 50 m über die Straße vor.

Dann — ratsch, ratsch — rollten die Lagen den Franzmännern entgegen, und aus solcher todbringenden Nähe fanden nur wenige Geschosse nicht ihr bestimmtes Ziel.

Dennoch war der Versuch ein verfehlter. Zu einem allgemeinen Vorstoß waren wir zu schwach. Dort vorn gab es aber keine Deckung für die Schützen des einen vorgegangenen Bataillons. Der Feind erkannte dies und konzentrierte sein Feuer auf die armen Zwölfer. Sie mußten zurück bis zur Straße. Ihren Major und ihre Hauptleute ließen sie aber vorn liegen; die wichen nicht zurück; sie waren tot.

Ein Unterleutnant, als der älteste lebende und unverwundete Offizier des Bataillons, sammelte die langsam weichenden Scharen und postierte sie zwischen den anderen Schützenlinien im Graben der Chaussee.

Von neuem krachten die Werdergewehre, und ununterbrochen wütete das gewaltige Feuer.

„Wenn nur um Gottes willen die 17. Division bald bei Messas Erfolg hat."

„Sie haben erst ihre Avantgarde vorgeschoben. Das Gros ist noch zurück."

Wie schauten der General und ich nach links rückwärts! Alles vergebens.

Schon wieder führten die Franzosen neue Unterstützungen vor. Ihr Feuer klang, als ob sie lauter Mitrailleusen hätten, und doch befand sich bei ihrer Loirearmee keine einzige der uns von Sedan her so gut bekannten Kriegsorgeln. Nur die Tausende und Abertausende von Chassepots sprühten ununterbrochen Tod und Verderben in unsere Reihen, und wuchtige Granaten sekundierten den unscheinbaren und doch so schaurigen, kleinen Bleigeschossen, um überall die verheerende Wirkung der feindlichen Grüße zu verbreiten.

Unser rechter Flügel fing an zu wanken. Dort hatten die Franzosen eine günstigere Stellung erreicht und flankierten etwas unsere Linien.

„In dem Feuer gehen meine Bataillone allmählich zu Grunde", seufzte der General vor sich hin. Es war nicht für meine Ohren bestimmt.

„Leutnant Tanera. Reiten Sie zum linken Flügel. Das 1. Bataillon des 3. Regiments soll sich, wenn es nicht mehr an der Straße halten kann, an jene Weinbergterrassen zurückziehen und dort unter allen Verhältnissen halten. Dadurch wird der rechte Flügel zum Stehen kommen. — Sehen Sie noch nichts vom Gros der 17. Division?"

„Nein, Herr General!"

„So reiten Sie in Gottes Namen fort und bringen Sie dem Major Kohlermann den Rückzugsbefehl."

Ich sprengte an. Es ging nicht so schnell wie sonst. Vielleicht war mein Brauner schon ermüdet! Da kam ich über einen kleinen Hügel. Plötzlich erblickte ich von seinem Gipfel aus links seitwärts in einem breiten Grunde, der von der Stellung, wo mein General sich befand, nicht gesehen werden konnte, lange, schwarze Linien von Infanterie, vor diesen Schützenketten und noch weiter vorn einzelne Patrouillen. Wie schlug mein Herz, als ob es vor Freude bersten wollte! Das war ja die so sehnlich erwartete 17. Division; in einer Viertelstunde konnte sie von den Franzosen bemerkt werden; in einer halben Stunde mußte ihr Vorgehen sich bei le Mée fühlbar machen.

Jetzt lief mein Brauner wieder, was er nur leisten konnte. Bald war ich beim Major Kohlermann. Was ich ihm zu melden hatte, stand mir klar vor meinem Geiste.

„Sie bringen mir den Rückzugsbefehl?"

„Nein, Herr Major, das Bataillon muß unter allen Umständen halten. Die 17. preußische Division wird gleich Messas angreifen. In einer halben Stunde haben uns die Preußen links Luft gemacht."

„Ich kann aber keine zehn Minuten mehr halten. Der rechte Flügel weicht ja fortwährend zurück."

„Die Jäger stehen schon wieder. Ihr Bataillon muß der ganzen Stellung Halt verleihen."

„Sehen Sie nur hin, welche Verluste ich habe. Fast alle meine Offiziere sind gefallen."

„Bei den anderen Bataillonen ist es noch schlimmer. Der Major Pausch liegt dort vorn tot im Weinberg. Beim 12. Regiment gibt es keinen Stabsoffizier und keinen Hauptmann mehr. Die drei Bataillone werden von Leutnants kommandiert. Das Jägerbataillon ebenfalls."

Eine Pause trat ein. Stumm sah der Major, der ohne Deckung aufrecht dastand, durch seinen Feldstecher nach dem Feinde. Ich folgte seinem Beispiele. Wegen des Pulverdampfes konnten wir aber nur wenig erkennen. Dagegen prasselte es fortwährend um uns herum als Zeichen, daß das Feuer des Feindes mit ungeschwächter Kraft fortdauerte. Jetzt kam ein Mann gelaufen und berichtete: „Der Herr Leutnant L. läßt melden, daß bei der 4. Kompanie die Munition zu mangeln beginne."

„Gut. Er soll —"

Es war unnötig, den Befehl zu vollenden. Der Soldat warf plötzlich beide Arme in die Höhe, dann ließ er das Gewehr fallen, er brach zusammen, aus der Stirne floß das Blut und Gehirn; er war tot.

„Sie sehen, ich kann nicht mehr bleiben; ich muß zurück!"

„Herr Major, Sie müssen halten. Nur noch zehn Minuten. Dort sieht man schon die preußischen Schützenlinien."

„Es ist wahr, aber sie sind doch noch zu weit zurück. Wenn die Franzosen einen Vorstoß machen, bleibt kein Mann meines Bataillons am Leben."

Wieder kam ein Soldat mit der Meldung: „Herr Major, die 2. Kompanie hat bald keine Patronen mehr."

Vorwurfsvoll — nein fragend sah mich der Major an. Ohne Zögern rief ich: „Herr Major, ich habe Ihnen den be=

stimmten Befehl zu bringen, daß Ihr Bataillon bis auf den letzten Mann zu halten hat. Sie haben die Verantwortung, wenn Ihr Rückzug das ganze Zentrum in Gefahr bringt."

„Ich bleibe. Melden Sie dem General, der Major Kohlermann und sein Bataillon verlassen die Straße lebend nicht."

„Ich werde es später melden. Lassen Sie mich jetzt hier. Ich will den Leuten die Nachricht von der Ankunft der Preußen bringen."

„Gut, tun Sie das."

Während ich zu den Schützen vorsprengte, schickte der Major den Hornisten, der bei ihm stand, ebenfalls vor, um die ermunternde Botschaft zu verbreiten. Er selbst stand wie eine Statue auf dem Felde und blickte durch das Glas nach den Franzosen. So ist er mir noch in Erinnerung; so sah ich ihn sogar im Traume, ein echter Soldat, ein wahrer Held.

Was mir alles durch den Kopf jagte, bis ich in der vordersten Linie angekommen war, das kann ich nicht beschreiben. Ging alles gut aus, kamen die Preußen rechtzeitig, dann war ich der Anerkennung des Generals sicher. Wenn es aber schlimm endete; wenn die Franzosen vorstießen und das brave Bataillon durch die entsetzliche Übermacht einfach niedermachten? Kriegsrechtliche Untersuchung, Entlassung, Schmach und Schande stand mir vor Augen. Doch nein! Wenn sie diese vernichten, war ich ja auch dabei, und einen Gefallenen verurteilt man nicht mehr.

Nahe daran an dem Fallen war es auch. Mein Brauner konnte die in seinen Leib gedrungenen Chassepotgeschosse nicht vertragen und stürzte zusammen. Ich kam auf die Füße zu stehen. Ohne mich nach dem verwundeten Tier umzusehen, rannte ich hinter der Schützenlinie entlang und schrie, was die Kehle vermochte: „Nur aushalten. In einigen Minuten greifen die Preußen an; dann sind wir frei. Brav Leute, aushalten! So ist's recht! Die Jäger halten auch! Dort seht ihr schon die preußischen Schützen!"

Plötzlich trat ein Ereignis ein. Man vernahm einige

französische Hornsignale, das Pfeifen der Geschosse ließ nach, und dann hörte es ganz auf. Mir schien das Blut zu stocken. Jeden Moment erwartete ich das Angriffsgeschrei der Franzosen zu hören und sie in unzählbarer Menge auf uns einbrechen zu sehen. Ich hatte den Säbel aus der Scheide gerissen, und in der linken Hand hielt ich den gespannten Revolver. Da machte der Wind eine Lücke in die Wolke, welche der Pulverdampf vor unserer Schützenlinie bildete, und man konnte ins Vorterrain blicken. Kein Franzose war mehr im Graben sichtbar. Von verschiedenen Stellen schrieen schon einzelne unserer Leute: „Sie gehen zurück. Sie fliehen!"

Wahrhaftig, es war so. Einige Momente schwieg auch unser Feuer. Man ließ den Rauch abziehen und wollte schauen, was es gäbe.

Jetzt hörte man deutlich die lauten, scharfen Hurras der Preußen, und sofort war uns der Grund der französischen Bewegung klar. Ihr rechter Flügel war geworfen, ihr Zentrum fürchtete, umfaßt und von der Flanke her aufgerollt zu werden. Deshalb rissen sie aus.

Auch der Major hatte alles erkannt. Nun war es vorbei mit seiner klassischen Ruhe. Mit einer Schnelligkeit, die man dem schon älteren Herrn gar nicht zugetraut hätte, sprang er vor zu seinen Schützen und rief schon von weitem: „Visier 500 Schritt, nachfeuern, was ihr könnt. Die letzte Patrone kann draufgehen."

Von neuem rollte das Schützenfeuer. Zu uns aber kam kein Geschoß mehr; der Feind hatte keine Zeit mehr zum Halten und Schießen. Der Major schritt auf mich zu. Wegen des Lärmens konnten wir nichts zueinander sprechen. Aber wir gaben uns die Hand und verstanden uns. Vorher hatte ich ihn nicht leiden mögen. Er war so derb. Von jenem Moment an verehrte ich ihn, und als ich nach Jahren erfuhr, er sei einer schweren Krankheit erlegen, trauerte ich um ihn wie um einen nahen Verwandten.

Mit der Erkenntnis, daß die Gefahr vorläufig vorbei sei,

kehrte rasch mein guter Humor zurück. Da mein Brauner tot war, suchte ich eben zu Fuß meinen General auf und fand ihn auch bald. „Komm' schon wieder ohne Pferd, Herr General. Es liegt auch erschossen auf der Straße."

„Hab's schon gesehen. Was machten Sie aber vorn bei den Schützen."

Ich erzählte ihm offen und aufrichtig, wie alles gegangen war. Er sah mich, als ich geendet hatte, einige Momente fest an. Dann fragte er: „Wissen Sie, was Sie gewagt haben?"

„Nicht viel, Herr General. Ich wäre nicht lebend zurückgekehrt; also hätte man mich nicht verurteilen können."

„Wissen Sie, was ich tun werde?"

„Nein, Herr General."

„Sie dringend auffordern, in Zukunft meine Befehle genau zu überbringen und dann" — er machte eine kleine Pause, während sein Auge immer milder auf mir ruhte — „heute abend noch Sie zur Belohnung durch das Eiserne Kreuz vorschlagen."

Wie stieg mir da das Blut zu Kopf! Solche Gefühle, wie ich sie in jenem Moment empfand, kann man nicht beschreiben; die muß man empfunden haben, um sie zu verstehen.

Die Schlacht ging ununterbrochen weiter. Unsere Infanterie hatte zwar aufgehört zu feuern, teils weil der Feind zu weit weg war, teils weil es keine Patronen mehr gab, aber die Artillerie schoß nach, und als die Granaten zu Ende waren, wurden die Brandgranaten, von denen damals jedes Geschütz einige mit sich führte, nachgeworfen, und nachdem man in der unterdessen eingebrochenen Dämmerung nichts mehr erkennen konnte, knallte man in das Dunkel, denn der Zufall bewirkte vielleicht doch Treffer.

Ich wurde wieder zur Munitionskolonne entsendet und brachte, diesmal ohne Gefahr, zwei Wagen zu den Schützen vor. Dann schickte ich zwei Ordonnanzen zu meinen gefallenen Pferden, um Sättel und Zaumzeug zu holen, und bald saß ich auf meinem zweiten eigenen Pferde wieder im Sattel

und konnte das Dienstpferd, welches ich zuletzt geritten hatte, dem Chevauleger, dem es gehörte, zurückgeben.

Der Abend dieses für mich so ereignisvollen Tages bot nichts mehr besonders Interessantes dar.

Wir gingen noch vor bis Villorceau. Die Armee Chanzys mußte auf ihrem rechten Flügel etwas weichen. Ihr linker Flügel hielt aber, und durch diesen und die neu eingetroffenen Verstärkungen gelang es dem zähen Gegner, uns noch die ernsten Schlachten vom 9., 10., 11. und 12. Dezember zu liefern und uns noch manchen Verlust beizufügen, bis wir ihn definitiv geschlagen und aus dieser Gegend endgültig verjagt hatten.

In Grand Châtre in einem Stall fand ich, nachdem ich vom Befehlholen zurückkam, ein Lager auf einer leeren Kiste. Ich war todmüde. Trotzdem konnte ich lange die Augen nicht schließen. Eins stand im Geiste immer leuchtend vor mir — das Eiserne Kreuz.

So war mein schwerster, aber mein schönster Tag im Feldzug 1870/71.

XXI.

In der Weihnachtszeit von 1870.

Ja, jener Dezember von 1870! Wer ihn im Armeekorps des Generals von der Tann und bei den beiden, Seite an Seite mit ihm kämpfenden, thüringischen und mecklenburgisch-hanseatischen Divisionen, nicht zu vergessen die tapferen Reiterdivisionen unter dem Prinzen Albrecht Vater, dort unten an der Loire miterlebt hat, der weiß von den Schrecken des Krieges, von Tod und Wunden, von fast übermenschlichen Strapazen, von Biwaks im Schnee, auf gefrorener Erde, ohne ein Hälmchen Stroh, von entsetzlicher Kälte und dazu mehr wie mangelhafter Kleidung, von Hunger und

Ermattung, kurz von allem zu erzählen, was in der Erinnerung erhebend, im Durchleben aber schaurig ist, und was nur wenige zweimal aushalten würden. Wie einfach klingen die Worte des Hauptmanns Helvig, der auf Grund der Kriegsakten die Geschichte des I. bayerischen Armeekorps vom Kriege 1870/71 bearbeitete und S. 353 schreibt: „Somit hat das I. Korps in zehn Tagen (vom 1. bis 10. Dezember) acht Gefechtstage gehabt und hierbei ein Drittel der Mannschaft und mehr als die Hälfte der Infanterieoffiziere auf dem Schlachtfelde verloren!" Welche furchtbare Tatsachen verkünden solche Angaben und welch einfaches und rührendes Zeugnis geben sie von deutscher Tapferkeit und deutscher Treue.

Es war wirklich eine entsetzliche Zeit. Krampfhaft zuckte das Herz, wenn man jeden Tag die Bataillone mehr zusammenschmelzen sah und jeden Tag erfuhr, daß am nächsten Morgen noch ernstere Aufgaben, noch schwierigere und blutigere Kämpfe bevorständen. Die Sorge, ob man überhaupt den gestellten Anforderungen noch genügen könne, warf tiefe Schatten auf die Mienen der Offiziere, und dazu kam die Trauer um die gefallenen Kameraden, um die toten Freunde. Welche Mühe es kostete, den Leuten ein heiteres Gesicht zu zeigen, um wenigstens ihren guten Mut aufrecht zu erhalten, das weiß nur der, der bei Villepion, Loigny, Artenay, Orleans, Meung und Beaugency in der Zeit vom 1. bis 10. Dezember 1870 gekämpft hat.

Besonders wir Offiziere der höheren Stäbe litten unter der schweren Verantwortung, die uns auferlegt war, weil wir besser als die Herren in der Truppe wußten, was von uns noch verlangt werden mußte, und wie gering die Mittel waren, die uns zur Erfüllung unserer Aufgabe zu Gebote standen. Täglich häuften sich ja die Massen der Gegner, und schlugen wir ein Korps aufs Haupt, so stellte uns die rastlose Energie Gambettas zwei neue dafür entgegen. Wir aber waren immer dieselben, die bald hier, bald dort kämpften, immer schwere Verluste erlitten, aber vorläufig auf keine Unterstützung rechnen konnten.

Prinz Friedrich Karl hatte zwei seiner Korps zur Verfolgung der sogenannten ersten Loirearmee nach Osten und Süden entsandt, — nämlich das III. Korps mit der 1. Kavalleriedivision gegen Gien, Loire aufwärts, das X. in die Sologne gegen Salbris, südlich von Orleans. Das IX. Korps aber marschierte auf dem linken Ufer der Loire in der Richtung gegen Blois. Daß hinter dem Walde von Marchenoir eine zweite „Loirearmee" sich gebildet hatte, konnte ja niemand ahnen! Wohl hatte Prinz Friedrich Karl schon am 8. das III. und X. Korps von der Verfolgung der ersten Loirearmee, deren Spuren sich nicht mehr finden ließen, zurück nach Orleans berufen, und am Abend des 9. Dezember griff auch bereits die Avantgarde des X. Korps an unserem linken Flügel, nämlich bei Meung, in den Kampf ein. Aber der Hauptangriff General Chancys richtete sich auch an diesem Tag gegen den rechten Flügel der deutschen Stellung und traf also wiederum die Armee des Großherzogs von Mecklenburg, und von dieser ganz besonders das bayerische Korps. Und nicht viel anders war es auch am 10. Dezember. Am Abend dieses dritten Schlachttages hatte Chancy doch endlich eingesehen, daß er uns nicht werfen könne. Die erlittenen Verluste, der mit Riesenschritten fortschreitende Verfall der Disziplin und Ordnung und schließlich die Gefahr, von dem gegen Blois vorgehenden IX. Korps und der 6. Kavalleriedivision von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden, bestimmte den französischen Feldherrn, am Morgen des 11. den Rückzug auf Vendôme anzutreten.

Seit dem 2. Dezember stellte ich auf Befehl meines Generals jeden Abend eine neue Liste der Offiziere auf. Bei keinem Bataillon konnte ich noch fragen: „Wer ist heute gefallen?", sondern ich erkundigte mich nur, wer noch da sei, um den Befehl zu übernehmen. Als Beweis, wie es in dieser Zeit bei uns aussah, mögen einige Beispiele erwähnt sein. Am 8. Dezember wurden von den sieben Bataillonen der Brigade vier von Leutnants befehligt, weil es in denselben keine Stabsoffiziere mehr gab und keine Hauptleute; neun Kompanien des

einen Regiments führten Feldwebel. Wir hatten keine Offiziere mehr, um die Stellen zu besetzen.

Am 11. Dezember früh morgens wies mein Rapport nach:

Die 3. bayerische Infanteriebrigade! Sieben Bataillone, 40 Offiziere, 2124 Mann. Davon waren etwa die Hälfte der Offiziere und 500 Mann erst am 8. Dezember abends als Ersatz aus der Heimat eingetroffen und hatten also die Hauptschlachten gar nicht mitgemacht.

Unsere ursprüngliche Stärke betrug ungefähr 192 Offiziere und 7000 Mann, und wiederholt hatten wir schon Nachschub erhalten.

So gern wir gegen den Feind marschierten, jetzt sehnten wir uns nach einer Ruhepause, um uns zu erholen und zu neuem Kampfe zu stärken. Da, am 11. Dezember, mitten in das Schützenfeuer unserer aus Beauvert und Layes gegen die bei la Villette postierten Franzosen feuernden Jäger brachte ein Ordonnanzoffizier der Division den Befehl, daß wir nach Orleans abrücken dürften, sobald wir von dem X. preußischen Korps abgelöst seien. Ich sollte sofort zum Quartiermachen vorausreiten. Einen Galoppsprung aus meinem Braunen herauszubringen, war nicht mehr möglich, er war zu erschöpft. Da stieg ich auf meinen Berberhengst, meinen Schah, ein prächtiges Pferd. Leicht trug es mich in mächtigen Sätzen über die gefrorenen Schneefelder, und bald war ich dem freilich gewohnten, aber doch nicht gerade angenehmen Pfeifen der Chassepotgeschosse entrückt. Vierzehn Stunden später ritt ich durch die Porte St. Jean in Orleans ein.

Zweimal haben wir diese Stadt mit stürmender Hand genommen, den Feind durch sie hindurchgejagt und in den brennenden Vorstädten Leiche auf Leiche gehäuft, um sie zu unseren Füßen zu sehen, um sie zu erobern. Jetzt sollte unser Korps, d. h. dessen Schlacke, friedlich in seine Mauern einziehen, um durch wohlverdiente Ruhe sich zu neuen Taten zu kräftigen und um in sicherer Erholung Belohnung für Leistungen zu finden, die wenige deutsche Truppen erreichen konnten, weil nur

wenigen solche Gelegenheit geboten war, dem Feinde die Zähne zu zeigen und ihn zu fassen, wie den Bayern des Generals von der Tann. Hier sollten wir ausruhen von 21 Schlachten und Gefechten, hier uns pflegen nach unbeschreiblichen Strapazen und hier die schöne Weihnachtszeit verleben, ein deutsches Fest mitten im Herzen Frankreichs, bis wohin wir siegreich vorgedrungen. Wer verargt es uns, daß wir uns unendlich freuten, einige Wochen friedlich zubringen zu dürfen? Wie sehnten wir uns nach den lang entbehrten Nachrichten, nach lieben Grüßen aus der Heimat, nach den althergebrachten Gaben, die uns allen das heilige Weihnachtsfest bringen würde, und zwar in Orleans, in der mit unserem Blute eroberten Stadt!

Klein an Zahl ihrer Leute, aber stolz auf ihre Siege marschierten die Regimenter über die Esplanade und rückten in ihre Quartiere. Viele Offiziere und Mannschaften kehrten in dieselben zurück, in denen sie vom 11. Oktober bis 9. November untergebracht waren. Noch öfter aber lautete die Antwort auf die Frage der Bewohner, wo denn der Major H., der Hauptmann L., der liebenswürdige Leutnant N. sei, „tot bei Loigny, Beaugency, bei Ormes" usw. Da gab es manche Träne; denn war man damals auch als Feind gekommen, den Menschen hatte man doch achten lernen, und dem Toten trauerte man nach, auch wenn es ein „bavarois", ein „diable bleu" war.

Als eine Art von Ersatz für unsere verringerte Zahl brachten wir eine Menge von Gefangenen mit. Täglich kamen lange Transporte von französischen Infanteristen, Kürassieren, Moblots und Franktireurs aller Arten und wurden wegen Mangels an einem anderen Unterkunftsraum in der schneebedeckten schönen Kathedrale untergebracht, bis man sie nach Deutschland verschicken konnte. Schaurig genug hat es da drinnen ausgesehen und — gerochen. Aber helf, was helfen mag.

Vergnügt trabte ich zum Quai Cypière. Monsieur Jaquet traute kaum seinen Augen.

„C'est vous, mon lieutenant?"

„Ja, ich bin es. Der General kommt auch. Er ist wieder fast geheilt. Er war am Fuße verwundet."

„Wie geht es denn dem Kapitän Menges?"

„Er liegt bei la Maladrie begraben."

„Oh le pauvre garçon! Und Monsieur de Meyer?"

„Wir wollen seine Leiche nach Deutschland senden. Noch liegt er im Friedhofe von Loigny. Seine Frau möchte ihn in München beerdigen lassen."

„Oh la guerre, la guerre. Elle est terrible."

„Ja, ja. Da haben sie wohl recht, Monsieur Jaquet. Allein Ihre Landsleute wollen ja nicht nachgeben."

„C'est vrai. Solange noch ein prussien und ein bavarois im Lande ist, kann von Friede keine Rede sein; Paris, die gewaltige Stadt, gibt uns das erhabene Beispiel. Frankreich wird aushalten, Frankreich wird seine Peiniger verjagen, Frankreich wird —"

„Wie meinen Sie, Monsieur Jaquet, wenn wir unser Wiedersehen bei einer Flasche Wein feiern würden? Die Zimmer brauche ich ja nicht anzusehen. Der Herr General erhält wieder das blaue. Meinen Sie nicht auch? Ich gehe ebenfalls in mein altes. Wie geht es denn Madame Jaquet und den beiden Mädchen?"

„Ganz gut. Sie werden sich gewiß freuen, monsieur le lieutenant wieder zu sehen. O der arme Kapitän, der sie so gern auf seinen Knieen schaukelte."

Wir traten in das Haus. Alles war wie vor vier Wochen. Meine Burschen brachten die Pferde in die wohlbekannten Ställe; ich selbst ließ mir Kreide geben und schrieb außen auf die Türe: „Stab der 3. Infanteriebrigade, 1 General, 2 Offiziere, 9 Mann, 17 Pferde", und dann begrüßte ich Madame Jaquet und ihre beiden kleinen Mädchen von vier und fünf Jahren. Alle waren wirklich erfreut, mich wohlbehalten wiederzusehen, und trauerten aufrichtig, als sie die Verluste vernahmen, die unser kleiner Stab erlitten hatte. Am anderen Tage traf der General mit dem neuernannten Brigadeadjutanten, Hauptmann von Euler=

Chelpin, wohlbehalten ein und bezog, ebenso freundlich empfangen wie ich, voll Freude sein altes Quartier. Eine Stunde später kamen unter Befehl des Feldgendarmen die Ordonnanzen und Pferde des Stabes, und gegen Abend fand sich sogar unser einige Tage später erwarteter Generalstabshauptmann von Xylander ein, weil er so weit erholt war, daß er sich im Wagen nach Orleans hatte bringen lassen können.

Nun folgte eine Zeit angestrengtester Arbeit. Die Gefechtsrelationen mußten gemacht, die Verlustlisten genau aufgestellt, Beförderungs- und Belohnungsvorschläge eingereicht, eine Menge von Anordnungen getroffen werden; kurz, es gab von morgens früh bis tief in die Nacht hinein zu schreiben. Dazu mußte ich täglich fünf Pferde reiten, da der General seine Pferde der Ordonnanz nicht anvertraute und meinen Hengst keiner von den Burschen reiten konnte. Diese starke Bewegung in der außergewöhnlich kalten, aber trockenen und sehr angenehmen Winterluft war mir ein wahrer Genuß und es gehörte mit zu meinen schönsten Stunden in Orleans, wenn ich in flottem Galopp durch die prächtigen Parks von St. Marceau oder auf der Insel Charlemagne herumjagen konnte. Auch Fensterparade geritten habe ich, und zwar vor dem Hause eines bildhübschen Mädchens auf dem Quai St. Laurent. Sie lächelte herunter, ich lächelte hinauf, und das war alles. Gesprochen haben wir uns nicht, denn das Geschick führte mich zu rasch von Orleans hinweg. Nachdem die wichtigsten dienstlichen Arbeiten erledigt waren, kam das Briefschreiben in die Heimat an die Reihe. Die Eltern und Geschwister mußten jetzt ausführlicher als durch jene flüchtigen Feldpostkarten vom Schlachtfelde aus erfahren, daß man ja auch durch die Dezembertage gut hindurchgekommen sei, daß der Vetter Kalb, der Hauptmann Feuerlein, der Leutnant von Laßberg, der Oberst Schuch und andere liebe Kameraden auf dem Felde der Ehre geblieben, daß der Rappe bei Sougy, das hellbraune Ordonnanzpferd bei Gidy, mein guter Dunkelbrauner sowie der Chargenschimmel bei Beaugency, sämtlich unter mir gefallen seien, wie die dafür erhaltenen Beute-

pferde sich anließen und anderes mehr. Schließlich drängte sich ein wehmütiges Sehnen durch die Zeilen, weil man den schönen Christabend nicht zu Hause zubringen und wie früher für das jüngste Schwesterchen den Baum schmücken konnte. Je nun, wer neunzehn Schlachten ungerupft mitgemacht hatte, durfte gewiß hoffen, das liebe Elternhaus wiederzusehen. Damit tröstete man die gute Mutter, welcher ja sicher die Tränen in die Augen kamen, wenn sie den Brief ihres einzigen Sohnes las, der dann vielleicht schon wieder dort an der Loire in Schnee und Eis vor dem Feinde stand. Als schönste Weihnachtsgabe konnte man den lieben Eltern die Nachricht senden, daß man durch den General erfahren habe, man sei für das Verhalten am 8. Dezember zur Belohnung mit dem eisernen Kreuz eingegeben worden, und dies war ja der höchste Wunsch, den man hatte.

Am 16. Dezember erhielt ich die überraschende Nachricht, ein deutscher Herr in Zivil wolle mich sprechen — kaum traute ich meinen Augen — wenige Momente später stand mein Onkel Bartels vor mir. Er war in diesen ernsten Tagen nach Überwindung ganz außerordentlicher Schwierigkeiten nach Orleans gekommen, um die Leiche des am 2. Dezember bei Loigny gefallenen und im dortigen Kirchhof beerdigten Leutnants Kalb zu holen und dieselbe nach München zu bringen. Wir ritten am nächsten Tage an das Grab, ließen es öffnen und fanden den Körper des auf dem Felde der Ehre gebliebenen Kameraden außer der Todeswunde vollständig unversehrt, da er fest gefroren war. Er wurde in den aus Orleans mitgebrachten Zinksarg gelegt, und meinem Onkel gelang es wirklich, in kurzer Zeit dem trostlosen Vater wenigstens die Linderung zu verschaffen, daß er sein geliebtes Kind in der Heimat beerdigen lassen konnte. Wir zweifelten lange an dem Gelingen des Unternehmens, denn es gehörte in jener Zeit schon eine hervorragende Umsicht und Energie dazu, als Zivilist die Reise von Orleans nach Deutschland und noch dazu mit einer Leiche auszuführen. Er hat überdies auch den Burschen und die Pferde des Gefallenen mitgenommen und ebenfalls gut nach München gebracht.

Nun rückte Weihnachten immer näher heran. Am 21. gab mir der General eine stattliche Summe Geldes und erteilte mir den Auftrag, einen Baum zu besorgen, ihn hübsch zu schmücken, für die Mannschaften des Stabes Geschenke zu kaufen und Anordnungen zu treffen, daß wir den heiligen Abend vergnügt bei Punsch und Süßigkeiten zubringen könnten. Nach Geschenken für die Herren werde er sich selbst umsehen.

Mit wahrem Feuereifer führte ich diese Aufträge aus. Am 24. vormittags hatte ich die letzte Hand an einen herrlichen Weihnachtsbaum gelegt, bei dessen Ausschmückung mir Monsieur Jaquet redlich geholfen hatte. Für Madame Jaquet und die beiden Mädchen wurde aber der Salon, welchen uns der Hausherr für das Fest zur Verfügung gestellt hatte, vorläufig abgesperrt, weil auch sie durch den Glanz eines deutschen Weihnachtsbaumes überrascht werden und an unserer Feier teilnehmen sollten. Für die kleine Amelie hatte ich im Namen des Generals eine hübsche Puppe und für die etwas ältere Cölestine eine niedliche, kleine Küche gekauft. Wie alle Tage verfügte ich mich auch heute um 2 Uhr in das Divisionsstabsquartier im „Hôtel d'Orléans", um dort den Befehl für den folgenden Tag in Empfang zu nehmen. Auf dem ganzen Hinwege waren meine Gedanken aber mit den Arrangements für unseren Christabend beschäftigt, und ich freute mich schon im voraus auf die anerkennenden Worte, die mir der Herr General und die Kameraden für die aufgewendete Mühe spenden würden. Besonders reizend malte ich mir das Entzücken meiner beiden kleinen Freundinnen aus, wenn sie den ungewohnten Lichterglanz sehen und ihre Geschenke empfangen würden. Lebhaft dachte ich auch an mein kleines Schwesterchen, das in diesem Jahr den großen Bruder wohl recht vermissen werde.

Nun waren wir alle in dem als Büreau des Divisionsstabes eingerichteten Billardsaal des Hotels vereint. Der Generalstabschef trat ein, und schon seine Miene verriet, daß er heute besonders Wichtiges zu diktieren habe. Gleich darauf fing er mit lauter Stimme an:

„Auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Preußen hat das I. bayerische Armeekorps unverzüglich wieder unter das Kommando der III. Armee zu treten und nach Norden abzumarschieren, um der Zernierungsarmee von Paris einverleibt zu werden."

Während des Schreibens dachte ich schnell wehmütig an unsern so schön geplanten, nun verdorbenen Christabend, dann aber notierte ich wieder aufmerksam alle Befehle, die zur Ausführung obiger Allerhöchsten Ordre gegeben wurden. Unsere Brigade mußte am nächsten Tage in Neuville und Umgegend konzentriert sein, und noch am gleichen Abend seien Quartiermacher vorauszusenden, um den Truppen die Unterkunft möglichst zu erleichtern. Als ich dies und noch Verschiedenes notiert hatte, wußte ich genau, daß für mich an eine Christfeier überhaupt nicht mehr zu denken sei.

Mein General nahm die Nachricht von unserem Abmarsche auch nicht besonders freudig auf, und bei der Familie von Monsieur Jaquet erregte dieselbe lebhaftes Bedauern. Dieses steigerte sich noch mehr, als unsere Wirte erfuhren, daß wir durch Preußen ersetzt und sie also doch wieder Einquartierung erhalten würden. Recht mißgestimmt betrachtete ich meinen schönen Weihnachtsbaum, sagte den kleinen Mädchen Adieu, schenkte ihnen einige Süßigkeiten und versprach ihnen, das Christkind zu schicken, wenn ich ihm heute abend auf meinem Ritt durch den Wald begegnen sollte, damit es ihnen noch mehr gute Sachen und vielleicht auch noch einen schön geputzten deutschen Baum mitbringe. Dann wurde über Hals und Kopf gepackt, und in einer halben Stunde war ich reisefertig. Monsieur und Madame Jaquet nahmen so herzlichen Abschied, als ob ich kein feindlicher Offizier, sondern ein alter, lieber Bekannter wäre, Madame Jaquet versicherte mir sogar, sie wolle beten, daß ich von keiner Kugel getroffen würde. Gemeint war dieses alles recht gut, und gedankt habe ich ihr aus vollstem Herzen, aber so recht fromm muß ihr Gebet doch nicht gewesen sein, denn ganz geholfen hat es doch nicht. Vielleicht hat es aber die auf

meine Brust gerichtete Granate auf meinen Arm abgeleitet, und das ist doch schon viel.

Es fing an zu dunkeln, als ich wegritt. Hinter mir trabte der Feldgendarm und eine Chevaulegerordonnanz, beide in die französischen Toten abgenommenen blauen Kapuzen gehüllt, welche damals fast alle Berittenen des Tannschen Korps trugen. Mich schützte meine mehrfach um den Leib geschlungene weiße Wolldecke besser als das fadenscheinige Mäntelchen, das mir äußerlich wieder den Anschein eines Soldaten verlieh. Meine Steigbügel hatte ich so in Stroh einbinden lassen, daß die Füße warm wurden. Ein breiter Riemen um die Hüften, an dem Revolver und Feldstecher hingen, vollendete das freischarenmäßige Kostüm, und so ging es nun los. Zuerst mußte ich den einzelnen, teils in Orleans und seinen Vorstädten, teils in benachbarten Orten untergebrachten Bataillonen den Befehl zum Abmarsch bringen, damit sie ihn eher als durch ihre noch im Brigadebüreau zurückbehaltenen Schreiber erhielten, und dann hieß es, durch den breiten und dichten Wald von Orleans reiten, um in Neuville Quartier zu machen. So ein Ritt durch einen großen Wald, in einem von Franktireurs wimmelnden feindlichen Lande, bei dunkler Nacht, nur von zwei Mann begleitet, ist immer so eine Sache. Wenn man sich auch nicht fürchtet, so weiß man doch, daß irgend eine heimtückische Kugel aus einem mit dem Pferde nicht erreichbaren Busche recht schnell ein unwiderrufliches „Aus“ befehlen kann, und daß dann Kameraden und Freunde vergeblich warten, ob man denn noch nicht komme. Wie wohl Vater, Mutter, Geschwister und jenes blonde Mädchen in der lieben Heimat sich die Augen ausweinen würden, wenn sie neben dem teuren Namen ein „Vermißt“ lesen müßten! Solche Gedanken heitern nicht auf, aber sie kommen von selbst und lassen sich nicht ohne weiteres vertreiben, besonders wenn man weiß, daß schon drei Ordonnanzoffiziere des Korps bei nächtlichen Ritten einfach verschwanden. Der arme Leutnant Rudolph! Kurz vorher hatten wir erfahren, daß er und sein Chevauleger im Walde zuerst von den Bauern angeschossen und

dann mit Mistgabeln erstochen wurden. Wo der Oberleutnant Herbst und andere liegen, und wie sie ums Leben kamen, das weiß Gott allein. Zu allem Mißgeschick fing es an zu schneien, und kein Stern war sichtbar. Nur der Schnee leuchtete. — Wo ich mit meiner alarmierenden Nachricht hinkam, bedauerte man den raschen Aufbruch. Ja nach den Feiertagen! Da wären alle gern abmarschiert, um auch den stolzen Parisern etwas am Zeuge zu flicken, so wie wir es den rappelköpfigen Bauern der Loiregegend gemacht hatten. Aber jetzt! Übrigens der Soldat tut, was man ihm befiehlt. Es wird schon so sein müssen.

„Gute Nacht, meine Herren! Besten Dank für den guten Punsch."

„Gute Nacht, Kamerad! Halten Sie im Wald von Orleans nur die Ohren gut offen. Viel Glück!"

„Danke. Viel Vergnügen zum Christabend!"

„Danke. Adieu!"

„Adieu!"

Die Glücklichen kehrten in ihre behagliche Stube zurück. In einer Stunde wollten sie sich den Baum anzünden und den letzten Abend an der Loire noch recht lustig verleben. Ich ritt weiter über Pomiers nach Gidy. Es war unterdessen ganz dunkel geworden. In diesem Dorfe lag ein Bataillon der 4. Brigade. Dem Leutnant der Stationswache teilte ich im Vorbeireiten meine Neuigkeiten mit, dann wandte ich mich gegen Cercottes, um dort in den großen Wald zu gelangen. In letztgenanntem Orte hatte ich noch die Freude, wenigstens durch ein Fenster hindurch einen brennenden Weihnachtsbaum zu erblicken. Artilleristen saßen um denselben und sangen dazu: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter."

Einen Moment sah ich ihnen zu. Dann aber wurde mein guter Brauner — ich ritt heute ein Dienstpferd — wieder angetrieben, und fort ging es in den prächtigen, hohen und weiten Wald, der in einer Länge von etwa 50 und in einer Breite von durchschnittlich 14 Kilometern den nördlichen Teil des Departements Loiret von der Beauce abgrenzt. Zum Glück sind

die französischen Waldwege durchschnittlich recht gut. Ich fand nach verschiedenen Studien auf der Karte, die bei der vorzüglichen Beleuchtung einiger Zündhölzer vorgenommen wurden, den richtigen Weg, und nun brachte mich ein schlanker Trab rasch vom Fleck. Auf Grund früherer Erfahrungen spitzte ich die Ohren ordentlich, denn wenn wir auch alle der französischen Armee zugeteilten Franktireurs aus der Gegend von Orleans verjagt hatten — vor einem liebenswürdigen Bauern, der uns am Tage bereitwilligst den Weg zeigte und des Nachts im Walde aus sicherem Versteck in aller Gemütsruhe von hinten eine Kugel durch den Kopf jagte, war man in dieser fanatischen Gegend nie sicher.

Es ließ sich aber nichts hören. Nur der Schnee knirschte, und hier und da schnaubten die Rosse, um sich die festgefrorenen Haare um das Maul herum frei zu machen. Ich tat mir damals mit meinem Barte noch leicht. Viel konnte nicht zusammenfrieren.

Es hatte aufgehört zu schneien, und dafür war die Kälte um eine tüchtige Portion stärker geworden. Allmählich drang auch der Schein verschiedener Sterne durch die Wolken. — Jetzt waren sie gewiß in Orleans um den brennenden Baum versammelt. Ich hätte doch gern gewußt, welche Gabe der General mir bestimmt hatte. Dann wurden wahrscheinlich Monsieur und Madame Jaquet sowie die Kinder gerufen, und es gab sicher einen ganz lustigen Weihnachtsabend, wenn auch nicht so schön wie zu Hause. Zu Hause! Es hat einen ganz sonderbaren Klang das Wort „zu Hause", wenn man es in der Fremde, in Feindesland, im Kriege und noch dazu am heiligen Abend ausspricht. Mit mächtigem Sehnen durchzieht es die Brust, zauberische Bilder führt es vor das geistige Auge, man vermißt die Wirklichkeit und — —

Ratsch! Da lag ich im Schnee, so daß Gesicht, Arme und Beine, kurz der ganze Leutnant fast buchstäblich verschwunden waren. Und mein Pferd! Dies strampelte und wälzte sich ebenso im Schnee, und der Feldgendarm und der Chevauleger

hatten mit knapper Not ihre Tiere am Rand des Grabens noch zurückgerissen, sonst wären sie auf uns, d. h. meinen Braunen und mich, hinaufgefallen. Zum guten Glück hatte ich in einem recht ruhigen Zotteltrab sozusagen dahingedöst, als mich der niedliche Fall recht gründlich aus der Welt der Phantasien in den Wald von Orleans zurückführte. Zunächst krabbelte ich mit Hilfe des rasch abgesessenen Feldgendarmen aus dem Schneeloch heraus. Nun wurde bei Zündholzbeleuchtung die ganze Situation rekognosziert. Es zeigte sich, wie ich es mir gedacht hatte. Die Franzosen waren so liebenswürdig gewesen, die Straße hier wieder einmal abzugraben, um sie für die Artillerie und Kavallerie ungangbar zu machen. Später war wohl ein Teil wieder zugefüllt worden, um wenigstens auf einer Hälfte des Weges vorbeifahren zu können, aber der anderen Hälfte hatte sich kein Mensch erbarmt. Dagegen fühlte der Schnee Mitleiden und deckte das eklige Loch so gründlich zu, daß man es wenigstens in dem zweifelhaften Lichte einer Winternacht erst erkennen konnte, wenn man darin lag. Nun, ich kannte es ja jetzt ziemlich gut. Ich war auch glücklich wieder heraus. Aber der Braune! Durfte ich auch annehmen, daß er ebenso wie ich selbst, ohne Schaden genommen zu haben, ganz weich im Schnee stecke, so wußte ich doch durchaus nicht, wie ich das gute Tier auf den Weg heraufbringen sollte. Dieses selbst machte sich unterdessen gar keine Sorgen, sondern blieb, nachdem es sich in eine verhältnismäßig bequeme Lage gebracht hatte, ganz ruhig und stillvergnügt liegen.

Nun machten sich der Feldgendarm und ich, während der Chevauleger die beiden übrigen Pferde hielt, an eine genaue Erforschung der Grube. Sie war vielleicht 1½ Meter tief, etwa 4 Meter breit, hatte aber senkrecht abfallende Wände. Nur nach der Seite, wo die ausgefüllte Stelle des Weges war, befand sich eine für mein Pferd benützbare Böschung. Mein guter Brauner betrachtete jedoch diese Seite mit der Kruppe. Es kam also vor allem darauf an, ihn herumzudrehen. Freiwillig verstand er sich aber gar nicht dazu, weil er einfach seine dürren Beine

nicht aus dem Schnee herausbrachte. Nachdem verschiedene freundliche Aufforderungen durch Ziehen am Zügel, dann dringende Bitten in Gestalt von flachen Säbelhieben vergeblich waren, sahen wir das Nutzlose dieses Versuches ein und erkannten, daß nichts übrig bliebe, als eben möglichst viel Schnee aus dem Loche herauszuschaffen. Der Feldgendarm und der Chevauleger fingen damit an. Sie drückten tüchtige Schneeballen zusammen und warfen sie heraus. Als Werkzeuge standen nur die Hände zur Verfügung. Da sich aber der Schnee wegen der großen Kälte fast nicht ballte, ging die Sache nur sehr langsam vorwärts. Da kam ich auf den Gedanken, meine Decke zu opfern. Diese wurde hingelegt, der Schnee hineingeschnarrt und dann auf den Weg getragen. Nun fror es mich aber gewaltig. Ich ließ daher den Gendarmen die Pferde halten und schaufelte selbst fleißig mit dem Chevauleger Schnee mit meinen Fingern in die Decke. Es machte sich so nun besser, und bald war ich wieder vollständig erwärmt. Mit verschiedenen Ablösungen hatten wir alle drei in etwa einer Stunde so viel Schnee aus dem Loche gebracht, daß der Weg für den Braunen praktikabel war. Anfangs wollte er noch streiken. Allein einige entschiedene Säbelhiebe überwanden seine Bedenken, er richtete sich auf, drehte um und war, sobald er festen Boden unter sich fühlte, mit wenigen Sprüngen oben auf dem Wege. Eine rasche Besichtigung ergab, daß er ebenfalls sain et sauf war, und es stand also unserer Weiterreise kein Hindernis mehr im Wege. Nachdem ich mich wieder in meine Decke gehüllt hatte, stieg ich in den Sattel, meine Begleiter ebenfalls, und nach wenigen Minuten trabten wir von neuem, als ob nichts passiert wäre, durch die stille Nacht und den dunklen Wald unserem Ziele zu. Mit dem Träumen vom Weihnachtsabend in der Heimat war es aber vorbei. Jetzt richtete ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Weg, denn ich hatte nicht Lust, noch einmal ein Schneeloch mit der Nase zu untersuchen. Früh morgens 3 Uhr kam ich in Neuville an. Es dauerte lange, bis der ob des unzeitigen Besuches tödlich erschrockene Maire wach getrommelt war. Als ich

ihm die Einquartierung der Brigade ansagte, fing erst recht das Jammern an. Ich aber suchte ruhig einen Stall, der sich beim Maire selbst fand, wir stellten unsere Pferde hinein; dann erklärte ich dem Maire, daß seine Stadt ebenso wie Varize oder Ablis radikal niedergebrannt würde, wenn mir oder meinen Leuten heute nacht etwas zustoßen sollte, und verlangte ein Zimmer für mich und den Feldgendarmen. Es fand sich eines, in dem ich mich auf ein Bett, der Unteroffizier auf ein Sofa legen konnte; der Chevauleger schlief auf Stroh bei den Pferden im Stall. Nachdem wir noch einmal unsere Revolver genau untersucht hatten, legten wir uns beide gestiefelt und gespornt aufs Ohr, und bald bewirkte die Müdigkeit, daß wir in einen tiefen Schlaf versanken, der bis zum Morgen währte und uns neue Kraft und Frische verlieh.

Dies war meine heilige Nacht im Jahre 1870. Andere standen auf scharfen Vorposten vor dem Feind; mancher Kamerad mußte den Christabend wie ich auf dem Pferde zubringen; ob aber noch einer wie meine Wenigkeit mit seinen Händen Schnee aus einem Loch herausgepuddelt hat, das bezweifle ich, und doch gehört es auch zu den schönen Erinnerungen an den großen Krieg, an das Leben in Frankreich.

Damit schließe ich meine Erinnerungen an die großen Ereignisse, die wir an der Loire erlebten. Ich trenne mich nun von ihren Ufern, die ich im schönsten herbstlichen Schmuck und dann begraben im Schnee des Winters, von ihren Wassern, die ich fröhlich von Stein zu Stein springend und dann mit Eisschollen bedeckt, wild dahinrollend geschaut hatte; ich will den Leser noch vor Paris führen und in die Okkupation. Daß aber jeder, der an der Loire kämpfte, gerade an die hier verbrachte Zeit am liebsten zurückdenkt, wird man begreifen, und deshalb habe ich aus derselben auch so viel erzählt. War es zu viel — dann möge man mich entschuldigen. Man plaudert eben gern von seinem Lieblingsthema.

XXII.

Wieder vor Paris. Verwundet, 5. Januar 1871.

Seit dem 27. Dezember lagen wir in Standquartieren zwischen Arpajon und Langjumeau. Wieder wie am Tage vor Weihnachten übergab mir der General eine Summe Geldes und ersuchte mich, Vorbereitungen für den Silvesterabend zu treffen. Nach der Erfahrung von dem verdorbenen Christfest machte ich mich auf alles gefaßt; allein dieses Mal störte uns kein plötzlicher Abmarschbefehl die Freude. Ich fuhr in einem schon an der Loire requirierten Karren am 31. vormittags nach Corbeil, der nächsten größeren Stadt, und kaufte dort alles ein, was man zu einem guten Festmahl und dem obligaten Silvesterpunsch brauchen konnte. Sämtliche Requisiten übergab ich aber dem neuen Brigadeadjutanten, meinem Verwandten Hauptmann Euler-Chelpin, weil dieser ein ganz anderer Kenner eines guten Punsches und Sachverständiger bei Herstellung eines solchen war als meine Wenigkeit. Er braute auch ein geradezu vorzügliches Getränk, und bei der Vertilgung desselben brachte der ganze Stab der 3. Infanteriebrigade in heiterster Stimmung die letzten Stunden des Jahres 1870 zu. Wir waren in dem altehrwürdigen Schlosse la Garde bei Bretigny recht gut einquartiert, und nichts fehlte, als — ein Stückchen Heimat. Gerade bei besonderen Gelegenheiten denkt man mit verstärkter Sehnsucht nach Hause. Freilich sind die Träume, denen man sich hingibt, je nach der Eigenart verschieden. Allein an Weihnachten und am Silvesterabend, glaube ich, malten sich die meisten der in Frankreich stehenden jungen Leute ganz ähnliche Bilder vor. In der Christnacht sieht man unwillkürlich die ganze Familie um den brennenden Tannenbaum versammelt, alle Angehörigen sind vereint, und man lebt sich in eine Art von wehmütiger Stimmung hinein, wenn man dieses heilige Familienfest nicht mitmachen kann. Hat man doch noch jedes Jahr Mittel und Wege gefunden,

wenigstens diesen einen Abend des Jahres bei den Seinigen zuzubringen, dem Vater wieder einmal von seinen Erlebnissen, Erfolgen und Hoffnungen ausführlicher, als es sonst durch Briefe möglich war, zu erzählen, der guten Mutter so manches kleine Herzensgeheimnis anzuvertrauen, die lieben Geschwister wieder zu umarmen, die wohlbekannten Räume im elterlichen Hause zu durchstöbern, einen Blick auf die alten Bilder, die man schon als Kind bewundert, zu werfen, kurz in der Heimat sich wieder heimisch zu fühlen. Ist dies nicht möglich, so wird man unwillkürlich weich, um nicht gerade traurig zu sagen, gestimmt, und wohl jeder kämpft gegen einen Anflug von Heimweh.

Anders in der Silvesternacht. Die hatte ich, seit ich erwachsen war — und ich bildete mir damals ein, schon mit siebzehn Jahren ein Herr gewesen zu sein —, nie zu Hause zugebracht. Gibt es doch im ganzen Jahre keinen hübscheren, flotteren Ball als den in der Silvesternacht. Zu jener Zeit aber meinte ich, ein neues Jahr könne nur dann gut beginnen, wenn ich in dasselbe wohlgemut und lustig hineintanzte, und so hatte ich es seit 1866 gehalten. Dieses Mal war es nun mit einem fröhlichen Ball nichts, denn alles Weibliche zwischen vierzehn und vierzig Jahren war vor uns ausgerissen, als ob wir Wilde seien, die alle Tage ein Bad im Blute junger Mädchen und Frauen nehmen müßten.

Im Schlosse befand sich nur eine alte Gärtnersfrau, die vielleicht vor 35 Jahren noch tanzfähig gewesen sein mochte. Da blieb denn nichts übrig, als sich auf einen tüchtigen Trunk zu beschränken. Der Stoff war zwar ausgezeichnet, allein je mehr es sich der Mitternacht näherte, desto mehr juckte es mich in den Beinen nach einem flotten Neujahrswalzer.

Das Jahr vorher hatte ich ihn mit einer ausgezeichneten Tänzerin, der ich auch etwas zu tief in die dunkelbraunen Rehaugen geguckt, durchgetanzt; ich meinte noch die heiteren Klänge von der „schönen, blauen Donau" zu hören; es war mir, als fühlte ich noch, wie sich die zarte Gestalt an mich schmiegte, wie sich mein Kopf einen Moment auf die kastanienfarbigen Locken

neigte und schnell mein Mund die weiße Stirne streifte; kurz es war mir, als müsse ich aufstehen und walzen und tanzen und lustig sein wie in den vergangenen Jahren.

„Meine Herren, auf ein glückliches neues Jahr, auf eine baldige Rückkehr in die Heimat, auf ein frohes Wiedersehen unserer Lieben, die uns sehnsüchtig erwarten!“

So hatte der General gesprochen, und die alte Schloßuhr rasselte zwölf dumpfe Schläge dazu. Wir stießen miteinander an, beglückwünschten uns, und alles war ja recht schön und gut, aber mir fehlte eben der Neujahrswalzer.

Da fiel mir plötzlich ein, daß ich oben im Schlosse vor einigen Tagen das Boudoir einer Dame entdeckt hatte.

„Du Euler, du mußt mit mir Walzer tanzen. Willst du?“

„Meinethalben. Aber woher bekommen wir Musik?“

„Der Auditeur spielt ja Klavier, und im großen Saale steht ein Instrument. Ich komme gleich wieder und hole dich.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief ich fort, rannte in das mir bekannte Damenzimmer, kramte ohne große Schüchternheit in den Schränken desselben herum, und bald stand ich als Dame maskiert wieder unten bei den Herren, die ob meiner Verwandlung herzlich lachten. Da damals die Stelle, wo jetzt mein struppiger Vollbart steht, noch in unbehaarter Zartheit prangte, so sah ich jedenfalls nicht so abschreckend aus, denn das gute Auditeurchen — oder, sollte ich mich irren, war es der Doktor — nun einerlei wer, einer spielte Klavier, und Hauptmann Euler und ich walzten fröhlich ins neue Jahr hinein. Da er ein vorzüglicher Tänzer war, und mir auch die Lust nicht so schnell ausging, so kam noch ein Schottisch nach, es folgte eine Mazurka, und schließlich tanzte ich so fleißig, als ob ich mich wirklich auf einem Ball zu Hause in Kempten oder wie früher in meinem lieben München befände.

Der Herr General hatte sich schon längst empfohlen, als wir noch immer fortzechten, tanzten, sangen und allen möglichen Ulk trieben, der uns gerade einfiel. Wir waren auf diese Art

recht lustig auch in das Jahr 1871 gekommen, und zwar sehr rechtzeitig, denn schon am nächsten Tage wurde es wieder ernst. Wir erhielten nämlich den Befehl, an Stelle des II. preußischen Armeekorps, das gegen Bourbakis Armee in der Richtung auf Belfort schleunigst abmarschieren sollte, in die Zernierungs-armee von Paris einzutreten und schon in der Nacht vom 3. zum 4. Januar die Vorposten von Ormesson bis Choisy-le-Roi zu beziehen.

In aller Frühe verließ ich am 2. Januar Bretigny und trabte, begleitet von einigen Chevaulegers, voraus, um über Corbeil und Villeneuve möglichst bald Schloß Limeil bei Valenton südöstlich von Paris zu erreichen. Am 3. vormittags kam ich daselbst an, meldete mich bei dem Kommandeur der 8. preußischen Infanteriebrigade, dem General von Ketteler, und ritt auf einem anderen Pferde sofort hinaus zu den Vorposten, um mich möglichst zu orientieren.

Es war ein eigenes Gefühl, als ich nach mehreren Monaten wieder zum ersten Male Paris, die gewaltige Stadt, von den Höhen von Valenton aus vor mir erblickte. Damals im September hatte sich jeder von uns eingebildet, in wenigen Tagen werde die stolze Hauptstadt Frankreichs sich bereitwilligst den siegreichen Deutschen ergeben. Nun war mehr als ein Vierteljahr vergangen, und immer beugte sie den Nacken nicht. Man mußte doch die Ausdauer der, wie man glaubte, so sehr verwöhnten Pariser bewundern und ihrem tapferen Widerstande alle Hochachtung zollen. Später freilich verloren wir die gute Meinung, die wir damals von der Pariser Bevölkerung gefaßt hatten, wieder gründlich, denn in der Zeit des Kommune-aufstandes haben sie sich nicht wie gebildete Menschen, sondern wie wilde Bestien betragen.

Die Vorpostenstellung war hochinteressant. Natürlich hatte die Befestigungskunst das Gelände so umgewandelt, daß man eigentlich mit verhältnismäßiger Sicherheit sich in ziemlicher Nähe der feindlichen Vorposten aufhalten konnte. An manchen Stellen wäre es möglich gewesen, bei Nacht sich gegenseitig anzurufen und

vollständig zu unterhalten. So war an dem Eisenbahndamm der von Melun nach Paris führenden Bahn eine deutsche Feldwache in ein Bahnwärterhäuschen bis auf etwa 360 Meter an die französischen Befestigungsarbeiten vorgeschoben. Von diesem Punkte aus konnten wir mit den Gläsern jede, selbst die unbedeutendste Bewegung bei den Franzosen beobachten. Auch ich mußte vorwitzigerweise die Nase über unseren Schützengraben hinausstrecken und — patsch — bekam ich eine Ladung voll Erde in das Gesicht geworfen, denn das Chassepotgeschoß war höchstens sechs Zentimeter zu tief gegangen und hatte ein großes Loch in die Brüstung geschlagen.

Ich kehrte zu meinem Pferde und den Chevaulegers nach Carrefour Pompadour zurück, rekognoszierte weiter über das Dorf Mesley nach Bonneuil sur Marne und hatte in der dortigen Mühle das gleiche Geschick wie an der Bahn. Kaum erschien ich nämlich hinter einer durch die Hausmauer gebrochenen Schießscharte, so schlug auch schon ein Geschoß so nahe neben derselben auf einen Stein, daß mich die Bleispritzer im Gesicht ziemlich heftig verletzten. Es hieß also große Vorsicht anwenden, wollte man sich nach den verehrten Gegnern umsehen.

Weder hier vorn bei der Infanteriestellung, noch hinten bei den Batterien fehlte es an komischen Bildern. So hatten die Preußen an verschiedenen Stellen Strohmänner aufgestellt, die sich bewegen und freundlich grüßen konnten, wenn sie von einem französischen Geschoß getroffen wurden.

Einen Helm auf einem Kürbis bald da, bald dort über die Brustwehr schauen zu lassen, gehörte zu der Hauptunterhaltung der Vorposten. Das Gelungenste sah ich aber bei einer Batterie bei Valenton. In der Nähe derselben hatten die Artilleristen eine ganz nette Scheinbatterie errichtet und mit Ofenrohren statt Kanonen armiert. Hie und da zündeten sie vor derselben etwas Pulver an, was man von fern wohl für das Aufblitzen eines Schusses halten konnte. Neben der Batterie hatten lustige Kanoniere aus einem weiß angestrichenen Faßdeckel, der auf eine lange Stange genagelt war, eine bewegliche Zielrute errichtet.

schossen nun die Franzosen unrichtig auf die falsche Batterie, so wurde mit der erwähnten Rute abgewinkt und die Richtung des Fehlers bezeichnet.

Bis meine Brigade ankam, konnte ich dem General schon ein fertiges Kroki der Vorpostenstellung überreichen. Nun sorgte ich für unser Unterkommen im Schlosse von Limeil. Dasselbe war natürlich vollständig von den Bewohnern verlassen, wie alle im Bereich der französischen Granaten liegenden Orte, und sah ebenso aus, wie ein leeres Haus immer aussehen wird, wenn vielleicht dreißigmal eine feindliche Einquartierung in demselben gewechselt hat. Da der Stall ganz zerschossen war und auch unbequem lag, so wurden die Pferde der Offiziere in einem Billardsaal untergebracht. Um in denselben zu gelangen, mußte man fünf Stufen hinaufsteigen. Unsere im Laufe des Feldzuges an alles mögliche gewöhnten Rosse hatten aber die Kletterei bald los, denn sie merkten sofort, daß es dort drinnen doch etwas wärmer war als draußen im Schnee bei dem schneidenden Ostwind. Die Kälte setzte uns überhaupt recht unangenehm zu. Die meisten Fensterscheiben waren nur mit Papier verklebt, da Glas als Luxusartikel nicht in den Verpflegungswagen mitgeführt wird, und sich außer den zur deutschen Armee gehörigen lebenden Wesen keine Glaser, nur hie und da vierbeinige Franzosen vorfanden, und zwar in der Gestalt halb verhungerter, rappeldürrer Häslein, die man von fern in irgend einem Busch verschwinden sah. Ein Gutes aber hatte die eisige Temperatur doch. Wir waren nämlich von allem verschont, was hüpft und kriecht und bei gewöhnlicher Temperatur auf dem menschlichen Körper Vergnügungsreisen zu veranstalten pflegt.

Im Schlosse von Limeil machte ein Anblick auf mich einen großen Eindruck, den man nur begreifen kann, wenn man mit den Augen eines bayerischen Jägers sieht. Ich erkannte nämlich, daß das Billard, auf welchem unsere Herren Gäule ihre Mahlzeit verzehrten, noch sein Tuch hatte. Natürlicherweise schillerte die sichtbare Seite in allen möglichen Farben. Aber unten? Da muß man doch nachschauen. Ich nahm mein

Messer aus der Tasche, schnitt flott in das Billardtuch ein Loch und entdeckte, daß die Rückseite noch ganz prächtig grün war. Sofort schnitt ich nun das ganze Tuch ringsum heraus, ließ es tüchtig ausklopfen und bürsten und schickte es der 3. Kompanie des 1. Jägerbataillons, nachdem ich ein hinreichendes Stück für mich behalten hatte. Billardtuch ist nämlich der gleiche nur noch feinere Stoff, wie man ihn zu den Kragen und Aufschlägen der bayerischen Jägeruniformen braucht, und von einem Billard kann man eine ganz stattliche Zahl von Röcken garnieren. Leider sollte ich mich nicht des Schmuckes eines neu besetzten Waffenrockes erfreuen, denn ehe ein Schneider Zeit hatte, zu mir zu kommen und die Arbeit auszuführen, hatte ich meinen Treff bekommen und verschwand von der Bildfläche. Die Jäger der 3. Kompanie stolzierten aber allmählich immer zahlreicher in merkwürdig hübschen Uniformen herum, und den Brigaderossen schmeckte ihr Hafer auf der Schieferplatte des Billards jedenfalls ebensogut, als er ihnen vorher auf dem grünen Tuch gemundet. Auch für meinen Ordonnanzschimmel fand ich im Schlosse Limeil einige Hilfsmittel. Derselbe war nämlich, als wir zwei Tage vorher miteinader, d. h. ich auf seinem Rücken, über die gefrorene Seine marschierten, beim Hinabklettern des Uferrandes seiner abgelaufenen Eisen und des gefrorenen Bodens wegen tüchtig gefallen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit einen Purzelbaum über den Kopf des guten Tieres gemacht und kam etwas eher als der Schimmel auf der Eisfläche der Seine an. Es schadete mir diese Prozedur gar nicht, das Pferd aber verletzte sich beide Knie ganz gehörig. Am meisten war es mir leid, daß die offenen Wunden desselben wegen der Kälte nicht heilten. Zur Zeit, kurz vor und während des Krieges war nun bei den französischen Damen und dann bei ihren getreuen Nachahmerinnen in Deutschland eine Mode aufgekommen, deren Wert ich erst in Limeil erkannte. Das schöne Geschlecht verpolsterte sich nämlich damals wie ja später auch wieder einen zarten Teil seines Daseins, um der mangelhaften Fülle der Natur etwas aufzuhelfen und den Blick

der männlichen Bewunderer auch dahin zu locken, wo er sonst eigentlich nichts zu suchen hat. Im Schlosse von Limeil wohnte früher jedenfalls eine Grazie, die sich ebenfalls à la Centaurin oder Buschmannweibchen kostümierte, denn ich fand dort drei der kleinen, schöngerundeten Polster, die recht praktisch mit langen Bindebändern versehen waren. Zwei davon eigneten sich wegen ihrer Weichheit, Form und Elastizität ausgezeichnet als Knieschoner für meinen gefallenen Schimmel und prangten auch bald an seinen verletzten Beinen. Freilich lachten alle Herren über die rot und weiß gestreiften Dinger, aber sie erfüllten ihren Zweck, und das Pferd hätte getrost noch einmal auf die Knie fallen dürfen; jetzt war es geschützt. Seit jener Zeit habe ich eine gewisse Vorliebe für Tournuren, denn zu etwas sind sie doch gut.

Am 4. Januar waren einige Franzosen so liebenswürdig, nach mir zu schießen, als ich auf der Straße von Grand Val Château nach Ormesson hinaufritt. Sie konnten wahrscheinlich das Hufgeklapper auf der harten Chaussee nicht gut hören. Da sie aber so ganz erbärmlich schlecht, nämlich etwa 150 Meter zu kurz schossen, so parierte ich in Trab und winkte mit meinem Taschentuch, daß die Schüsse zu tief gegangen. Sie schienen selbst einzusehen, daß das Knallen auf eine so unsinnige Distanz, denn sie waren etwa 700 Meter entfernt, eine wahre Verschwendung sei, und ließen mich in Ruhe.

Abends kam ich nach le Piple Château bei Boisiy-St. Leger, wo unser Divisionsstab lag. Dort ging es ganz furchtbar manierlich zu. Unser neuer Divisionär war vom II. Armeekorps gekommen, hatte unsere Strapazen und Märsche, unser Ringen und Kämpfen an der Loire nicht mitgemacht und war daher nicht in dem Maße mit uns zusammengekittet wie jene Kommandeure, die uns dort unten geführt. Man war ihm fremd, er kannte uns nicht, und daher fühlten gerade wir Herren der Brigadestäbe uns anfangs etwas, ich weiß nicht recht wie ich sagen soll, vielleicht nicht ganz vertraut. Das war alles so förmlich, so ernst, so still, so friedensgemäß, daß ich mich recht

nach früher zurücksehnte. Es war doch vorher anders gewesen. Brachte man damals eine ungünstige Nachricht oder war etwas nicht so geschehen, als unser Generalstabschef es gewollt, dann wurde man tüchtig angebrummt, wobei die Worte gewiß nicht poliert waren, und hierauf herrschte wieder Sonnenschein, und man konnte ohne Scheu auch seinen Schnabel aufmachen. Das war nun anders. Vielleicht lag es an der dumpfen Luft und der schönen Ausstattung des merkwürdig verschonten Schlosses.

Der 5. Januar brachte in mein anstrengendes, aber so reizvolles, belehrendes und tatenreiches Leben als Ordonnanzoffizier einen gewaltigen Riß.

Da wir voraussichtlich noch länger in dieser Gegend verweilen würden, kam es für mich vor allem darauf an, jeden Punkt des ganzen Geländes genau zu kennen, um für den Fall eines Gefechtes überall orientiert zu sein. Sämtliche hervorragende Stellen des von uns besetzten Gebietes kannte ich schon, mit Ausnahme des südöstlich des Dorfes Mesly gelegenen Montmesly. Von diesem aus mußte man einen hervorragend günstigen Blick auf die deutschen und französischen Vorposten haben. Dort stand ja auch das Fanale.

Etwa gegen 8 Uhr früh ritt ich über Valenton und die Ferme l'Hopital auf den genannten Berg. Die Aussicht, die sich mir darbot, war wirklich entzückend. Dicht vor mir etwa 130 Meter entfernt, zog sich der äußerste Laufgraben unserer Vorposten nach rechts und links, ungefähr 1700 Meter vor mir dehnten sich die französischen Vorpostenbefestigungen aus, und nicht ganz 3000 Meter entfernt lag das Fort Charenton vor meinen Augen. Dahinter erglänzte das Häusermeer von Paris und die herrliche Landschaft des Marne- und Seinetales. Es war ein vollständig klarer Wintermorgen, und alle Gegenstände erschienen weit näher, als es sich durch die Messungen auf der Karte ergab.

Wegen der Kälte hatte ich mich, wie an der Loire, in meine weiße Decke gehüllt, und über diese hing zweimal um mich herumgeworfen der weite von uns damals, wie jetzt wieder getragene

Radmantel. Mit der linken Hand hielt ich Zügel und Karte und mit der rechten den Feldstecher, den ich fast immer am Auge hatte. Rühren konnte ich mich nicht viel, da mich der Mantel zu sehr beengte. Links seitwärts stand mein Chevauleger, und so beobachteten wir beide die ganz friedlich vor uns liegende Winterlandschaft.

Da blitzt es im Fort Charenton; ein Feuerstrahl fährt aus einer Scharte des Walles.

„Aha, ein Schuß."

Etwa 100 Meter vor mir schlug der schwere Zuckerhut auf; das gilt mir — ich sah die Granate krepieren — noch klingt mir ihr Krachen im Ohr — ich meinte auch die gegen mich fliegenden Sprengstücke zu bemerken — da fühlte ich einen ganz leichten Schlag auf den linken Arm — mein Pferd aber steigt kerzengerade in die Höhe, tritt auf den Hinterhufen zurück, verliert den Boden, es überschlägt sich, und nun stürzen wir beide eine freilich ganz kleine gemauerte Terrasse von nur etwa 1½ Fuß Höhe frei ab. Was ich in diesem Moment dachte, weiß ich nicht. Nur das erinnere ich mich, daß ich mich instinktartig auf den Sattel niederbeugte, dann als ich beim Auffallen merkte, daß ich links gedrückt werde, den linken Arm vorhielt, nun sofort den denkbar heftigsten Schmerz fühlte und eine Empfindung hatte, als ob ich das Krachen meiner abgeknickten Armknochen selbst gehört. Der Chevauleger war sofort zur Stelle und zog mich unter dem zappelnden Pferd hervor. Nun bemerkte ich erst die liebliche Bescherung. Der linke Unterarm war ab, so viel stand fest, denn er hing schlaff von dem mit dem rechten Arm hinausgehaltenen linken Oberarm herunter. Da ziemlich viel Blut aus der Uniform tropfte, erkannte ich schnell, daß die Knochensplitter durch die Haut gedrungen waren. Erst später sah ich, daß ein Granatstück mich, wenn auch nur leicht, gestreift hatte.

Wenn man nun denkt, daß ich in diesem Augenblick ein Dankgebet, weil ich nicht schwerer getroffen war, gesprochen hätte, so irrt man sehr. Der erste Wort, als ich auf meinen

beiden Beinen stand, klang wie ein außergewöhnlich kräftiger Fluch. Man war wirklich durch den Krieg rauh geworden, und auf dem schneebedeckten Montmesly, vor mir das granatenspeiende Fort Charenton, befand ich mich ja auch in keiner Kirche. Dazu hämmerte und schmerzte die ganze Geschichte so abscheulich, daß wahrscheinlich auch einem geduldigeren Menschen, wie ich es bin, der gute Humor ausgegangen wäre. Ich ließ mir nun meinen Feldstecher aufheben und in das Futteral stecken, nahm mit der rechten Hand den linken Arm in die Höhe und machte mich auf den Weg, zu Fuß nach Limeil zurückzupatschen. Dem Schimmel hatte das Granatstück ein tüchtiges Loch über dem linken Auge in den Kopf geschlagen, aber er war bald wieder in der Höhe und konnte von dem Chevauleger zurückgeführt werden.

Mein Marsch war geradezu scheußlich. Die Entfernung betrug etwa fünf Kilometer. Dies ist nicht weit. Wenn man aber in einer für das Gehen zu Fuß durchaus unpraktischen Kleidung, nämlich mit einer umgeschnallten schwarzen Wolldecke und einem übergehängten Radmantel, durch den hohen Schnee waten und noch dazu seinen eigenen zerschlagenen und infam schmerzenden Arm tragen muß, so ist die Sache recht ungemütlich. Ich kam daher in keineswegs rosiger Laune an. Dieselbe wurde auch nicht verbessert, als der rasch herbeigeeilte Arzt mir meinen Arm einfach abschneiden wollte. Ich sträubte mich entschieden, und ein anderer unterdessen anlangender Oberstabsarzt, Dr. Kürschner, hat mich auch sehr gut, soweit es möglich war, verbunden. Während man mich untersuchte, stellte es sich heraus, daß die Knochen richtig gebrochen, das Ellenbogengelenk luxiert und die breite um die Hand gehende Muskel zerrissen war. Alles dies hatte nicht die Granate, sondern der Schimmel, als er so plump auf mich hinauffiel, verursacht. Die Narbe, welche mir das Streifen des Granatstückes hinterließ, ist klein und unbedeutend. Nun wurde an mir so herumgezogen und gedrückt, daß ich gewiß keine Engel singen, sondern scheußliche Teufel heulen zu hören glaubte. Nach langem Hin- und

Herzerren steckte man mich, d. h. meinen Arm, schließlich in eine Ladung von Holzschindeln, umwickelte denselben, so fest es möglich war, und erklärte mir alsdann ganz trocken, jetzt sei der Notverband fertig, ich könne reisen.

„Ja, wohin soll ich denn?"

„In ein Lazarett. Die Heilung erfordert Monate."

„Kann ich nach Speier, in meine Heimat?"

„Ich glaube ja."

„Herr Oberstabsarzt, bitte melden Sie die Geschichte dem General und besorgen Sie mir einen Marschvorweis. — Schwaninger, pack den Koffer; der Trainfahrer soll den Braunen von Orleans in den kleinen, grünen Karren spannen; Schah (meinen arabischen Hengst) nehmen wir mit, und in einer halben Stunde fahren wir los."

Alles geschah, wie ich angeordnet. Der General besuchte mich sofort und war von einer wirklich rührenden Sorgfalt und Liebenswürdigkeit gegen mich. Die anderen Herren des Stabes sah ich nicht mehr, denn sie ritten außen bei den Truppen herum. Nach einigen Stunden befand ich mich in Corbeil, in einem ganz guten Quartier bei einer Wäscherin.

Der folgende Tag, der 6. Januar, ist der für mich schaurigste Tag, den ich erlebt. Auf der Kommandantur erhielt ich die Mitteilung, daß ich mich einer leeren Verpflegskolonne anschließen könne, um sicher nach Lagny an der Marne zu gelangen. Dieser Ort war der Endpunkt der Eisenbahnen, die von Deutschland herführten und sich in deutschem Besitz und Betrieb befanden. Erst von hier aus konnte ich hoffen, per Bahn in meine Heimat zu kommen. Ich mußte also dem erhaltenen Rate folgen. Es herrschte eine Kälte von 14—16° R., und von Osten blies ein schneidender Wind. Man suchte mir einen möglichst bequemen Karren aus, aber es war und blieb eben ein Karren ohne Federn. Da ich natürlich die Uniform nicht anziehen konnte und man von meinem Hemd den linken Ärmel abgetrennt hatte, so vermochte ich mich gegen die grimmige Kälte nur dadurch zu schützen, daß ich den Waffenrock,

die Decke und den Radkragen einfach über mich legte. Allein dies alles verhinderte nicht, daß der Wind mir fast ununterbrochen auf die Brust wehte und ich ganz erbärmlich fror. Auf der Straße, auf der wir dahinzogen, war seit Monaten die Verpflegung der im Osten, Süden und Südwesten stehenden Truppen der Einschließungsarmee von Paris und auch teilweise der in den Provinzen kämpfenden Armeen herbeigeführt und in letzter Zeit die schwere Munition und der ganze Belagerungstrain zum Bombardement herangefahren worden. Tiefe, jetzt fest gefrorene Geleise waren die Folge dieser Überlastung der früher vorzüglichen Chaussee. Elf Stunden lang, man lese es noch einmal, elf Stunden hat man mich auf derselben in einem Karren ohne Federn, im Schritt bei einer Hundekälte dahingeschleppt. Ich ertrage wirklich einen tüchtigen Puff. Aber bei dieser Tour fehlte nicht viel, so hätten mich Schmerz und Kälte übermannt. Als wir abends gegen 8 Uhr in Lagny ankamen, war ich nicht mehr imstande, mich selbst auf die Kommandantur zu begeben. Da der Bursche mein Pferd halten mußte und ich ihn auch nicht gern von mir weglassen wollte, so rief ich einen vorbeigehenden preußischen Soldaten an und bat ihn, mir mein Quartierbillet zu besorgen. Dieser Mann hat sich nun ganz ausgezeichnet betragen, und ich kann nicht beschreiben, wie leid es mir ist, seinen Namen und seine Heimat nicht erfahren zu haben, um ihm noch später danken zu können. Er rannte wie der Wind auf die Kommandantur, während ich auf einem Eckstein einer Gasse saß und mich von dem Geschüttel der Fahrt zu erholen suchte. In kurzer Zeit war er wieder da und brachte für mich, den Burschen und mein Pferd die nötigen Zettel. Ich begab mich zuerst mit in den Stall und sah, ob mein „Schah" einen guten Platz habe. Dann suchte ich mit Hilfe des Preußen und meines Schwaninger mein eigenes Quartier. Es war trotz der herrschenden Dunkelheit bald gefunden. Aber auf alles Klopfen, Rufen und schließlich Poltern wurde weder eine Tür noch ein Fenster geöffnet. Ich konnte kaum mehr stehen, so abgespannt war ich. „Herr Leutnant,

nur noch einige Augenblicke." Fort war der Preuße. Es dauerte keine fünf Minuten, da kam er im schärfsten Laufschritt, begleitet von zwei Mann der Wache, wieder und trug selbst eine Axt in der Hand. Ein Schlag, die Tür flog hinein. Mit einigen Sätzen war der Preuße die Treppe hinaufgesprungen, ich hörte, wie er jemanden Grobheiten machte, einige Türen auf- und zuschlug und dann wieder die Stiege herunterstürmte. „Schon gefunden, Herr Leutnant. Kommen Sie nur mit."

Ich fragte nach gar nichts mehr, sondern ließ mich von dem fürsorglichen Musketier und meinem Burschen in das obere Stockwerk führen. Dort brachte man mich in ein sehr hübsches Zimmer, entkleidete mich und half mir, mich in das ausgezeichnete Himmelbett zu legen, das sich in einem Alkoven befand. Für Speise dankte ich. Nur ein Glas Rotwein nahm ich zu mir, und dann schlief ich ein und wachte erst auf, als mein Bursche mich weckte und mir meldete, daß es Zeit zum Aufstehen sei, weil der Zug nach Deutschland bald abgehe. So schnell als möglich sprang ich aus dem Bette und ließ mich ankleiden. Während Schwaninger mir half, bemerkte ich, daß er eigentlich ein recht übernächtiges Gesicht machte. Auf mein Befragen erfuhr ich nun folgende Geschichte. Der Hausherr war ein unangenehmer, widersetzlicher Mensch, der schon öfter mit den deutschen Militärbehörden in Streit geraten war. Da er sich nun auch gegen mich als verwundeten Offizier so wenig entgegenkommend gezeigt und mir und meinem Burschen kein Quartier geben wollte, so hatte der preußische Musketier auf Grund der Quartierzettel nicht nur mein Zimmer mit Gewalt in Beschlag genommen, sondern er beschloß auch, mit Hilfe meines Burschen dem Franzosen einen Streich zu spielen. Sie lockten denselben in den Hof, packten ihn dort und steckten ihn trotz seines Schreiens in seinen eigenen Schweinestall, dessen Türe sie von außen verriegelten. Durch den Futtertrog konnte nun der Franzose gerade mit den Fingerspitzen den Türriegel erreichen, und vielleicht wäre es ihm gelungen, allmählich den Verschluß zu öffnen. Nun lag im Hause zu ebener Erde die

Schreibstube des Franzosen, eines Gewürzkrämers, so, daß man vom Fenster aus den Schweinestall übersehen konnte. Hier wachten nun mein Bursche und der Preuße die ganze Nacht, ließen das Licht einer Lampe gerade auf die Stalltüre fallen, und so oft der arme Gefangene versuchte, nach dem Riegel zu greifen, sprang einer der beiden hinaus und schlug ihm mit einem Stock so heftig auf die Finger, daß er schleunigst die Hand zurückzog. Da die beiden Schlingel auch Wein entdeckten, und im ganzen Hause niemand war, der sie stören oder verklagen konnte, so plauderten und tranken und wachten sie die ganze Nacht, und der Franzose verbrachte die ganze Nacht in seinem eigenen Schweinestall. Jedenfalls hat es ihn schmählich gefroren. Allein geschadet hat es ihm gewiß nicht. Ein andermal ließ er sicher Verwundete sofort ein. Ich bekam ihn nicht mehr zu Gesicht, da ihn der Preuße erst herauslassen wollte, wenn ich mit Burschen und Pferd an der Bahn sei. Aber auch dann wurde er seinem Schicksal überlassen, und nur der Riegel so weit geöffnet, daß der Gefangene ihn leicht erfassen und sich selbst befreien konnte. Natürlich war es ihm mit aller Mühe nun nicht möglich herauszubringen, wer ihn eingesperrt, denn ich und mein Bursche waren fort, und daß er den Preußen, den er überdies nur im Dunkeln gesehen, wiederfinden würde, um ihn bei seiner Behörde zu verklagen, fürchtete ich keinen Augenblick. Mich hätte er auch nicht entdeckt, wenn ich der Musketier gewesen wäre.

An der Bahn mußte ich mich leider von Burschen und Pferd trennen, da ich mit einem direkten Personenzug, jene aber mit dem eine Stunde später abgehenden Sammelzug zu fahren hatten. Ich telegraphierte an meine Eltern, und bald darauf, früh 5 Uhr, fuhr der Zug ab, um mich nach der Heimat zu bringen. Diese Fahrt gehört auch nicht zu meinen schönsten Erinnerungen. Bis am anderen Tag um $12^1/_4$ nachmittags, also 31 Stunden, saß ich im Koupee. Wegen der Menge der Mitfahrenden konnte ich mich keine halbe Stunde legen, um zu ruhen; das Blut in meinem Arm hatte sich gestaut, und dadurch

war der ganze Arm so angelaufen, daß ich fürchterliche Schmerzen ausstand und nur mit aller moralischen Kraft mich selbst abhalten konnte, den Notverband zu lösen. Dazu die entsetzliche Kälte, das lange Geschüttel in der Bahn, das bei dem unregelmäßigen Betrieb nicht vermeidbare Stoßen, das wiederholt notwendige Umsteigen, kurz, es war wahrhaftig keine Vergnügungstour. Als ich in Speier ankam, fand ich niemanden von meinen Angehörigen an der Bahn. Das Telegramm traf erst am nächsten Morgen ein. Ich ließ mich an das Elternhaus fahren und schleppte mich mühsam in das Zimmer. Die Meinen saßen eben bei Tisch. Als ich die Tür öffnete und man mich erblickte, war alles geradezu entsetzt; meine gute Mutter wurde beinahe ohnmächtig; das Schwesterchen schrie laut, und nur der Vater stürzte auf mich zu und fing mich auf, denn ich konnte nicht mehr stehen und wäre aus Ermattung fast umgesunken. Ausgesehen muß ich nett haben. Dürr wie ein Skelett infolge des geringen Schlafes und der Strapazen der letzten Monate, fahl, todmüde und erbärmlich elend aus Schmerz und Ermattung, bekleidet mit kaum an eine Uniform erinnernden Fetzen, die lose um die Schultern hingen, den linken Arm in einer blutigen Binde und teils aus Rührung beim Erblicken meiner Lieben, teils aus Schwäche nicht mehr imstande zu reden, so kehrte ich nach Hause zurück. Ein solches Wiedersehen des einzigen Sohnes und Bruders war für die Meinen keine Kleinigkeit, und ich bewundere noch jetzt die Tatkraft besonders meiner Mutter, die, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt, nicht lange Begrüßungsszenen hielt, sondern vor allem sorgte, daß ich Ruhe und Pflege fand.

Dank der unerschöpflichen Mühe, die sich die ganze Familie um mich gab, war ich nach wenigen Tagen schon wieder vollständig auf dem Damm. Der Arm kam in die ausgezeichnete Behandlung des Doktor Welz; ein Gipsverband sicherte ihn gegen Gestoßenwerden usw., und ich fühlte mich nach acht Tagen so pudelwohl wie vor dem Kriege. Drei Tage nach mir waren Bursche und Pferd gekommen, und letzteres hatte sich

bald auch so erholt, daß Schwaninger erklärte, er könne den wilden Hengst kaum mehr führen, da er unaufhörlich stieg und ausschlug. Was half es, ich mußte meinen lieben Schah reiten. Dazu ließ ich mich auf das Tier heben, ergriff, da ja der linke Arm in der Binde hing, die Zügel mit der rechten Hand und nun ging's im Galopp fort über die Schneefelder, und ich fühlte mich wieder so froh und frisch, daß ich am liebsten gleich wieder hinaus nach Frankreich wäre, zu meiner Brigade, vor den Feind.

Nur das eine tröstete mich, daß keine Nachricht über ein Gefecht des I. bayerischen Armeekorps einlief. Ich hatte also nichts versäumt.

Am 26. Januar nachmittags erhielt ich von meinem seit seiner Verwundung in Kempten sich befindenden Freunde Leutnant Baron Gravenreuth nachstehende Depesche: „Ordre, daß verwundete, in Deutschland behandelte Offiziere nicht mehr bei den Feldtruppen, sondern bei ihren Depots einzurücken haben, an Dich unterwegs. Handle vorher, wenn Du Dich nicht fügen willst.
Gruß Gravenreuth."

Ich beim Depot einrücken! Da kannte man mich doch schlecht. Der Gipsverband hält ja fest. Gesund und wohl bin ich; ich reise. Schnell ordnete ich alles, um mein Pferd in gute Pflege zu geben; Schwaninger packte den Koffer; trotz aller Bitten, Bedenken und Beschwörungen der Meinen machte ich mich reisefertig, und am nächsten Morgen früh 4 Uhr 20 saß ich mit meinem Burschen im Zug und fuhr in einer Tour nach Nancy. Dort im Wartesaal schlief ich vier Stunden auf einem Wanddivan, und früh 3 Uhr ging's weiter über Toul, Nanteuil bis Lagny. Im Offizierskasino brachte ich die Nacht zu, und früh 6 Uhr — es war noch stockdunkel — nahm mich ein württembergischer Stabsoffizier auf seinem Wagen mit nach Malnoue.

Da, am 29. Januar, war ich also wieder vor Paris und hatte nur noch 5¾ Kilometer zu marschieren, um nach Ormesson zu gelangen, wo ich auf Bayern meines Korps zu stoßen hoffte. Zu Fuß machte ich mich auf den Weg, und Schwaninger schob

auf einem erbeuteten Schubkarren meinen Koffer und seine Bediententasche nach.

War es mir schon aufgefallen, daß ich kein Geschützfeuer hörte, so wurde ich noch mehr überrascht, als ich auf dem freien Felde östlich Ormesson, wo sich früher keine sechs Reiter sehen lassen konnten, ohne angeschossen zu werden, eine ganze württembergische Infanteriebrigade in Bereitschaftsstellung versammelt sah.

„Ich komme direkt aus Deutschland. Bitte, sagen Sie mir, was es gibt."

„Paris hat heute nacht kapituliert. Wir warten, bis die Forts von den Franzosen geräumt sind, um sie zu besetzen."

„Danke, Herr Kamerad!" — Also auch dieses Ereignis durfte ich mitmachen.

Mit gehobenen Gefühlen marschierte ich weiter. Ormesson war leer. Nur einzelne Wachen hielten es besetzt. Sie gehörten zum 3. bayerischen Infanterieregiment und wiesen mich auf den rechten Weg. Dreiviertel Stunden später traf ich bei meiner bei Bonneuil in Bereitschaftsstellung stehenden Brigade ein und wurde vom General, von den Herren des Stabes, von den Jägern, ja von allen Kameraden geradezu reizend empfangen. Man ließ mich als Rekonvaleszenten beim Jägerbataillon, und von nun an machte ich wieder alles mit, was unsere Division während des Waffenstillstandes, der Kommune und der Okkupation noch in Frankreich erlebte. Die betreffende Ordre traf am Tag meiner Abreise in Speier ein, wurde aber meiner Angabe gemäß von meinen Eltern uneröffnet mit dem Vermerk „in Frankreich bei seiner Brigade" zurückgeschickt, denn der Vogel war ja ausgeflogen, der tummelte sich wieder lustig vor Paris herum und bekam dank der kameradschaftlichen Benachrichtigung Gravenreuths und dank seinem schnellen Handeln nichts von dem so sehr gefürchteten Leben beim Depot zu kosten.

XXIII.

Wie wir während des Waffenstillstandes 1871 in Charenton lebten.

Wir, damit sind ein paar junge, lebenslustige Jägeroffiziere gemeint, und bei „Charenton" ist nicht von dem großen, berühmten Irrenhaus der Pariser, sondern von jener reizenden Vorstadt die Rede, die sich zwischen der erwähnten Anstalt, der Mündung der Marne in die Seine und der Umfassungsbefestigung von Paris ausdehnt. Am 12. Februar erhielten wir bei der Parole zwei Mitteilungen, die uns in keine geringe Aufregung versetzten.

Die erste bestand wirklich aus goldenen Worten. Wir hörten nämlich, daß die ganze Zernierungsarmee eine außerordentliche Zulage, und zwar jeder Offizier eine solche von fünfzehn Franks täglich erhalten werde, und daß die bis jetzt vom ersten Tage des Waffenstillstandes an fällige Summe nachbezahlt würde. Den Truppenzahlmeistern war der Befehl zugegangen, schon am nächsten Tage die Auszahlungen vorzunehmen. Sechzehn rückständige Tage à 15 Franks ergaben 240 Franks. Ferner die laufenden Einnahmen von weiteren fünfzehn Franks, die Kriegszulage, die freilich sich recht bescheiden ausnehmende Gage und was sonst noch dazu kam — kurz, es war eine recht nette Summe, mit der man in jener Zeit rechnen konnte.

Trotzdem machte uns der Gedanke, wie wir die schönen blanken Goldstücke in Wein und Vergnügen umsetzen könnten, nur wenig Kopfzerbrechen, und die Zukunft lehrte auch, daß die Mühe des Ausgebens nie eine große ist.

Die andere reizende Nachricht war die, daß auch unser Bataillon in die erste Linie vorgezogen und auf die Dauer von fünf Tagen nach Charenton verlegt werde.

„Leutnant Tanera, Sie können gleich zum Quartiermachen abgehen."

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.“

Ein Kamerad hatte sich leicht erkältet und erhielt deshalb die Erlaubnis, mich zu begleiten, um, wenn möglich, heute schon in ein besseres Quartier als in Maison Alfort, wo wir bis dahin lagen, zu gelangen.

Eine Stunde später waren wir per pedes apostolorum, weil es keinen verfügbaren Wagen gab, auf dem Wege nach dem nur fünf Kilometer entfernten Charenton. Dort lag noch ein Regiment der 4. bayerischen Infanteriebrigade, das morgen unseren Jägern Platz machen sollte. Die Unterkunft der ersten Nacht war eine recht schlechte, weil es keinen Platz mehr gab. Dagegen gelang es uns am anderen Vormittag verhältnismäßig rasch, die Quartiere für die Offiziere und die Kompanien zu bezeichnen, weil wir einfach jene der Infanterie übernahmen und schon eine sehr zweckentsprechende Verteilung vorfanden. Früh acht Uhr marschierte das ganze Regiment ab, und zwar nicht nur mit Mann und Roß, sondern auch mit Tischen, Stühlen, Sofas, Matratzen, Strohsäcken, und was sonst zur Einrichtung einer behaglichen Wohnung nützlich und notwendig ist.

Unser Jägerbataillon kam ebenso ausgerüstet hier an, denn es war damals Mode, auf eine solche Art umzuziehen. Wer nicht auf dem blanken Boden kampieren wollte, mußte seine Einrichtung mitbringen. Wer zu jener Zeit eine in der Umgegend von Paris in einen anderen Ort versetzte Truppe marschieren sah, konnte kaum glauben, daß diese Bataillone, die hier einen fast endlosen Train hinter sich herschleppten, über drei Monate fast ohne Bagage*) im Zentrum Frankreichs herumgezogen waren, an der Loire einen Sieg nach dem anderen erfochten hatten und in erster Linie gerade durch ihre kolossale Marschfähigkeit imstande waren, den ganzen Süden von Paris vom September bis Januar gegen die gewaltige Übermacht der

*) Der große Train des I. bayerischen Armeekorps war anfangs, wie erinnerlich, nicht mit nach der Loire genommen worden und durfte nach seiner endlichen Heranziehung nur wenige Tage beim Korps bleiben.

französischen Massen zu sichern. Man wollte den Truppen aber jetzt eine Erholung gönnen, und deshalb gestattete man ihnen, daß sie sich die von den Franzosen vor ihrem Abzuge vollständig ausgeräumten Orte vor der Enceinte von Paris etwas wohnlich einrichteten. Dazu wurden, freilich nicht offiziell, Jagdzüge nach allen möglichen Möbeln unternommen und aus den weiter rückwärts gelegenen und von den Einwohnern ebenfalls verlassenen Dörfern die nur irgendwie verwendbaren Tische, Stühle, Betten ꝛc. in die belegten Orte geschafft. Da aber bald in der Nähe kein solches jagdbares Wild mehr anzutreffen war, so suchte jeder seine Beute möglichst lange zu behalten, und daher unsere Sofa-, Matratzen- usw. Trains hinter den Bataillonen. Konnte man irgendwo noch etwas auftreiben, zu dem momentan der Herr fehlte, so machte man sich kein Gewissen daraus, es zum Mitgehen einzuladen, auch wenn man wußte, der ursprüngliche Besitzer werde bald wieder auf der Bildfläche erscheinen. So bedauerte ich es sehr, daß ich selbst nur eine harte, verlegene Matratze in meiner Begleitung hatte und meinem armen erkälteten Kameraden nicht mit einer besseren aushelfen konnte. Es dauerte nicht lange, so wußten unsere Burschen Rat. Sie machten sich mit einem Esel, der von Orleans aus infolge einer besonderen Seelenverwandtschaft mit meinem Hans diesem gefolgt war und statt seiner die große Bediententalsche getragen hatte, auf den Weg und rekognoszierten, wie sie sich ausdrückten, über die Marne hinüber nach Saint Maur. Abends kamen sie mit zwei für die damaligen Verhältnisse vorzüglichen Matratzen wieder und erzählten, sie hätten sie in einem leeren „Schatole" gefunden. Das eigentliche Château war, wie ich später erfuhr, auch wirklich leer und konnte durch eine von den Franzosen angelegte Bresche der Gartenmauer von rückwärts erreicht werden, ohne daß es der in einem eigenen Häuschen vorn an der Straße wohnende Hausmeister bemerkte.

Aus diesem reizenden Schlosse hatten zwar die Franzosen schon alles, was irgendwie verwendbar war, herausgefunden. Immerhin waren ihnen doch noch verschiedene sehr elegante

Rokokomöbel entgangen, und zwar, wie ich später von dem aus Paris angekommenen Hausmeister hörte, weil in einem Zimmer der Kommandeur der auf der Halbinsel stehenden französischen Truppen gewohnt und erst nach seinen Leuten den Ort verlassen hatte. Von den Deutschen war dieser noch nicht besetzt worden, und daher die für uns noch recht ergiebige Fundgrube. Freund Baumgärtner und ich wählten in Charenton ein einsames Gärtnerhäuschen als Quartier. Dank den Exkursionen unserer Burschen mit dem Esel war es schon am zweiten Tage recht behaglich eingerichtet.

Unser Bataillon fand sich in Charenton bald sehr gut zurecht. Schon einige Stunden, nachdem die Kompanien eingerückt waren, überraschte uns ein Unteroffizier mit einer höchst erfreulichen Botschaft. Er hatte, wie er es von der Loire gewohnt war, den Garten einer großen Weinhandlung fleißig begießen lassen und durch das rasche Einsickern des Wassers an einer Stelle wirklich ein ganz vorzügliches Weindepot entdeckt. Kaum zwei Fuß unter dem Boden lagen an 2000 Flaschen — herrlicher Champagner, ausgezeichnete schwere südliche Weine und endlich recht guter Bordeaux. Der Sekt, Madeira und ähnliche Sorten wurden an die Offiziere verteilt, den Bordeaux und die übrigen Rotweine erhielten die Mannschaften des Bataillons.

Nun ging ein lustiges Leben los. Bald waren alle erlittenen Unbilden durch Witterung und Strapazen vergessen. Am dritten Tage bezogen wir die Wache an der Demarkationslinie. War das ein Treiben! Wie zum Hohn markierte ein um ganz Paris gezogener starker Eisendraht die Linie, über welche die Herren Pariser nicht herauskommen durften, ohne ihren Erlaubnisschein vorzuzeigen. Letzterer wurde von eigens hierzu kommandierten Offizieren revidiert und dann erst dem Betreffenden erlaubt, die Postenkette zu passieren. Natürlich trieben Hunger und Neugierde viele Pariser und vor allem Pariserinnen, die kein „Laissez passer“ erhalten hatten, dazu, ein Durchkommen auch ohne ein solches zu versuchen. Gewöhnlich half es ihnen nichts, denn die Posten der Jäger und Kürassiere

hielten rücksichtslos jeden auf, der, ohne von dem Offizier Erlaubnis zu haben, passieren wollte. Letzterer freilich machte hier und da eine Ausnahme. Wer konnte auch damals in jener an Damen so seltenen Zeit einer reizenden, jungen Französin widerstehen, wenn sie so kokett und doch so entzückend um etwas bat! Es lag ja auch in unserem Interesse, möglichst vielen derselben den Besuch der von uns besetzten Ortschaften zu gestatten, denn man hatte ja sonst niemanden, mit dem man sich z. B. in der französischen Konversation üben konnte. Auch übernahmen manche von ihnen Botendienste zwischen der Hauptstadt und unseren Dörfern. In ersterer kauften sie die von uns bestellten Andenken, die wir in die Heimat mitnehmen wollten, und brachten sie dann zu uns heraus, wo wir sie natürlich sechs- und zehnfach zahlen mußten. In solchen und ähnlichen Fällen genügte aber ein hübsches Gesicht und die Visitenkarte irgend eines Kameraden, um der kleinen Französin ungehinderten Durchgang durch die Demarkationslinie zu ermöglichen.

Am vierten Tage unseres Aufenthaltes in Charenton verhalf uns eine zufällige Entdeckung zu einer sehr interessanten Tour. Ein Jäger fand nämlich einen Eingang zu den berühmten Carrières, d. h. Steinbrüchen, von Paris. Die ganze große Stadt ist, wie bekannt, aus den Steinen gebaut, die unter ihr selbst in unterirdischen Steinbrüchen gewonnen und an einzelnen großen Ausgängen zutage gefördert werden. Vor der Südseite von Paris befinden sich verschiedene solcher Ausgänge, welche an ihren riesigen Aufzugsrädern kenntlich und je etwa 4 bis 4½ Kilometer voneinander entfernt sind. Durch dieselben gelangt man aber nur in die äußeren, nicht so tief wie die inneren liegenden Steinbrüche und muß erst große Strecken zurücklegen, um unter die Stadt Paris selbst zu kommen. Während des Krieges waren die meisten dieser Ausgänge, welche sich übrigens alle innerhalb der französischen Linien befanden, unkenntlich gemacht worden. Die Zugänge zu den inneren Carrières sind an und für sich nur wenigen bekannt und werden überdies fast immer verschlossen gehalten, um Unglück zu verhüten. Wir

hatten nun eine Tür gefunden, und sofort wurde eine Expedition beschlossen. Das erste war, alle Lichterhändler in der Nähe auszukaufen. Wirklich brachten wir etwa achtzig Stearinkerzen, die damals noch sehr selten waren, zusammen. Da wir gehört hatten, daß sich schon verschiedene Personen, darunter ein Feldwebel, dort unten verirrt hatten und wahrscheinlich irgendwo verhungert waren, so mußte große Vorsicht angewendet werden. In Begleitung von sechzig Jägern machten wir, d. h. neun der Kameraden des Bataillons, uns auf den Weg und stiegen die bequeme breite Treppe nach der steinernen Unterwelt hinab. Nach einem alten französischen Gesetz muß zwischen den Brüchen und der Oberfläche eine feste Schicht von hundert Pariser Fuß vorhanden bleiben. Die Steinbrüche befinden sich also in einer ganz respektablen Tiefe. In der Neuzeit legt man die durch das Herausbrechen der Quadern entstehenden Gänge nach einem gewissen System an. Früher aber — und dies ist bei den inneren Carrières der Fall — war von einer solchen Anordnung keine Rede und man folgte bei der Arbeit einfach den mehr oder minder leicht zu behandelnden Steinadern. Dadurch entstand ein wirres Netz von Gängen, Hallen, weiten Straßen und kleinen Verbindungswegen, Ausweichstellen usw. Man ließ da, wo der Stein kompakter erschien, nur Pfeiler zum Tragen der Deckenschichte stehen und beschränkte sich an anderen Plätzen, die sich als weniger tragfähig erwiesen, auf das Ausbrechen von Stollen. In verschiedenen der manchmal sehr weiten Hallen hatten sich kleine Weiher angesammelt, deren Wasser so klar war, daß man seinen Rand auf dem mit Geröll bedeckten Boden erst erkennen konnte, wenn man durch das Hineinwerfen eines Steines eine Bewegung hervorrief. Die Masse der verschiedenen unterirdischen Räume ist in höchstem Grade überraschend. Man erkennt sofort, daß ein Verirren hier nach wenigen Minuten fast eine unbedingte Folge ist, wenn man sich nicht vorsieht. Wir verfuhren wie folgt: So oft wir einen von der ganz geraden Richtung, die wir nach dem Kompaß zu verfolgen uns bestrebten, abweichenden Gang nehmen mußten, oder

wenn wir an Weggabelungen kamen, ließen wir einen Jäger stehen. Dieser legte sofort sein Seitengewehr so zu Boden, daß die Spitze dahin zeigte, wo wir hergekommen waren. Der Mann selbst mußte dort warten, bis wir zurückkämen, konnte sich aber setzen und ausruhen. An besonders wichtigen Kreuzungen erhielten die Leute Lichter, die sie brennend erhalten mußten. So gesichert drangen wir immer weiter vor. Die Luft war sehr warm, aber gut. Plötzlich gelangten wir auf einen größeren Platz, der durch die stehen gebliebenen Tragpfeiler wie eine weite Säulenhalle aussah. Von dieser führten nach verschiedenen Richtungen breite Straßen, an deren tief ausgefahrenen Geleisen man erkennen konnte, daß von hier die Steine vermittelst großer Lastwagen nach den Aufzugsstellen gebracht worden waren. Wir folgten einer derselben, die etwa acht Meter breit war, und fanden nach kurzer Zeit eine Telegraphenleitung. Auch an dieser gingen wir etwa zehn Minuten weiter, wobei wir durch ganz enge Gänge geführt wurden. Mit einem Male hörte sie auf. Wahrscheinlich bildete sie früher eine der Verbindungen der Stadt mit den Außenforts und war nach der Besetzung letzterer durch die deutschen Truppen absichtlich von den Franzosen zerstört worden. Etwa 2½ Stunden waren wir auf diese Art herumgewandert und sahen, daß wir auf nichts Außergewöhnliches mehr stießen, aber die Hälfte unserer Kerzen beinahe verbrannt war. Zweimal hatten wir senkrechte Luftschachte angetroffen. Sie erwiesen sich aber leider als zu weit und hoch, um in ihnen emporzuklettern. Da wir auch keinen Ton von der Oberwelt her durch dieselben vernahmen, so werden sie wahrscheinlich in Gärten gemündet haben. Wir ließen unsere Jäger möglichst laut schreien, um einen in der Nähe Stehenden heranzurufen und zu fragen, wo dieser Schacht sich befände, aber umsonst. Niemand hörte uns, und niemand kam.

Die Rückkehr ging glatt vonstatten. Wir fanden alle unsere Jäger, die wir bis auf sechs als Posten aufgebraucht hatten, an ihren Plätzen wieder: die Seitengewehre bezeichneten

uns die einzuschlagenden Wege, und nach etwa 4½ Stunden kamen wir alle wohlbehalten auf der Oberfläche an. Später las ich verschiedene Notizen über diese Carrières und begreife jetzt ganz gut, daß sich die Templerritter mit Tausenden ihrer Knechte dort unten jahrelang verbergen und von ihnen aus Streifzüge unternehmen konnten, ohne daß es möglich war, sie aufzuheben. Auch ist es mir jetzt sehr verständlich, daß wenige Tage später während der Kommunekämpfe ganze Bataillone der Nationalgarden dorthin flüchteten und so den Händen der Versailler entgehen konnten. Freilich wurden in den Kämpfen, die bei der Verfolgung in dieser Unterwelt stattfanden, viele erschossen, und Hunderte sollen sich verirrt und den Hungertod gefunden haben. Ein Teil der Carrières wird als Katakomben verwendet, ist aber durch Vermauerungen von den übrigen Steinbrüchen getrennt und nur von Paris aus zugänglich. Nach einer in der „Illustration“ erschienenen Berechnung sollen die miteinander in Verbindung stehenden unterirdischen Gänge der Steinbrüche eine ungefähre Länge von 1500 bis 1600 Kilometern ergeben. Es war eine recht interessante Tour gewesen und sie wird jedem, der daran teilgenommen, lange in Erinnerung bleiben.

Die Zeit verging in Charenton nur zu schnell. Vormittags wurde auf dem Glacis um das Fort herum oder auf der Ebene bei Alfort exerziert, dann bummelte man an der Demarkationslinie entlang, speiste, spielte im Café du Commerce Billard, ritt auf die Marnehalbinsel oder in das Bois de Vincennes, unterhielt sich wieder an der Barriere, und abends kneipte man und scherzte und konversierte mit den jungen Pariserinnen. Es war eigentlich ein recht leichtsinniges Leben; aber erstens hatte man nach den Entbehrungen des Feldzuges an der Loire eine solche Abwechselung redlich verdient und dann dauerte sie ja nur kurz, denn die Kämpfe der Versailler gegen die Kommune zogen uns auch in Mitleidenschaft, indem sie uns wieder strengen Dienst brachten und den Ernst des Lebens deutlich genug vor Augen führten. Was wir in jener Zeit sahen

und erfuhren, das sind andere Erinnerungen als die aus Charenton. Wir glaubten uns in die Proszeniumslogen eines großartigen Theaters versetzt, auf dessen Bühne man uns schaurige Stücke, voll von Brudermord, Brandstiftungen und allen möglichen Bestialitäten vor Augen führte. Den Eintritt zu diesem Weltschauspiel bezahlten wir mit dem Blute von einem Offizier und elf Mann, die noch durch verlorene Kugeln der Kommunards verwundet wurden. Doch von diesen Erinnerungen ein andermal.

XXIV.

Zum ersten Male in Paris am 3. März 1871.

Wie sehr hatten wir uns auf diesen Tag gefreut und kaum die Stunde erwarten können, bis der Befehl zum Einmarsch kam.

Da mit einem Male war alle Freude aus; die ganze Hoffnung wurde zerstört. Nur vier Divisionen durften den Siegeszug mitmachen und die unsere war nicht dabei. Freilich erfuhren wir bald darauf, daß die Pariser viele Millionen Franks dafür bezahlt hatten, damit wir sie nur von außen ansahen und bloß das Terrain zu beiden Seiten der Champs Elysées — freilich das schönste der Stadt — auf einige Tage besetzten. Wir faßten die Geschichte ganz anders auf als die großsprecherischen Pariser. Sie behaupteten, sie würden lieber das letzte Geld aus der Tasche zahlen, als ihre heilige Stadt von uns Barbaren betreten lassen. Wir hielten diese Behauptung nur für Phrasen und glaubten, sie hätten eine Heidenangst, in noch nähere Bekanntschaft mit uns zu kommen, als es an und für sich schon der Fall war. Nun, die Wahrheit lag in der Mitte, und dadurch entstand der oben erwähnte Kompromiß, indem sie eine tüchtige Summe, wenn

auch nicht ihren letzten Franken, zahlten, und wir nicht die ganze Stadt, sondern nur deren Glanzpunkt besetzten.

Das half aber uns armen Bayern vom Korps von der Tann nichts; wir hatten nur das Zusehen. Damals waren wir gründlich unzufrieden, daß man gerade uns, die wir wohl am meisten von allen deutschen Armeekorps mitgemacht und gelitten hatten, nicht hineinließ; jetzt denke ich vernünftiger darüber und muß es anerkennen, daß jene Korps berücksichtigt wurden, die monatelang das „Höst", wie unser Gefreiter Mögele Paris nannte, umzingelt und es durch ihre ganz außerordentliche Zähigkeit und Ausdauer zu Fall gebracht hatten.

Aber so schnell warf ich die Flinte auch nicht ins Korn. Ich war zwar noch nicht ganz auf dem Damme, denn mein linker Arm steckte noch fest im Verband, hing in einer Gummibinde und war nur sehr wenig zu gebrauchen. Allein dies hinderte mich nicht, weite Ritte in die Umgegend von Paris zu machen, indem ich die Zügel mit der rechten statt der linken Hand führte, was ich ja noch tun muß, wenn mein „Andenken an Frankreich" sich etwas widerspenstig zeigt. Überdies führte ich damals ein prächtiges Leben. Als Rekonvaleszent machte ich keinen Dienst, sondern war nur bemüht, die Zeit möglichst gut totzuschlagen. Geld gab es in Hülle und Fülle, und was sonst ein junger Offizier braucht, um sich zu vergnügen, auch.

An meine Stelle bei der Brigade war noch am Tage meiner Verwundung, am 5. Januar, mein bester Freund, der Oberleutnant Schmeckenbecher, ebenfalls vom 1. Jägerbataillon, getreten. Außerdem hatte mein Verwandter, Hauptmann Euler, den Platz der nacheinander erschossenen Brigadeadjutanten schließlich siegreich behauptet, und mit diesen beiden schloß ich nun einen Bund, um unter allen Verhältnissen nach Paris zu kommen, denn wir wußten damals noch nicht, daß wir so lange Zeit noch vor der Riesenstadt liegen und überhaupt noch Jahre in Frankreich zubringen sollten.

Am 2. März wurde aus der Partie nichts, denn der General winkte auf die Bitte der beiden erwähnten Herren, sie

frei zu lassen, ab. Für den 3. März erhielten sie aber Erlaubnis, und ich war an und für sich Freiherr.

Die Sache wurde reiflich überlegt und beschlossen, den Ausflug halb zu Wagen, halb zu Pferde zu machen, da uns doch eine große Anstrengung bevorstand, und wir ja in Paris keine Gelegenheit haben konnten, die Pferde zu wechseln. Wir schickten also unsere Reitpferde mit den Burschen, die auf Dienstpferden ritten, damit sie nicht in Versuchung kamen, unsere Tiere zu besteigen, früh vier Uhr voraus und bestellten sie an die Kreuzung der großen, von Versailles nach Paris und von Meudon nach Paris gehenden Straßen. Es ist erstaunlich, wie damals die Kerls sich immer zurecht fanden. Wir lagen in Charenton und Maison Alfort im Südwesten von Paris im Quartier. Von da bis an den bezeichneten Punkt waren es siebzehn Kilometer, und zwar lagen in dem Zwischengelände eine ganze Menge kleinerer und größerer Vororte, deren Hauptstraßen alle nach Paris, aber nicht um die Stadt herum führten. Freilich erleichterte der Umstand ihren Ritt, daß überall deutsche Truppen standen, und sie sich von einem Orte zum andern, so wie wir es für sie gut leserlich aufgeschrieben hatten, durchfragen konnten. Z. B. stand auf dem Zettel „Monrusch“ statt „Montrouge“, „Schantilli“ statt „Gentilly“, „Wof“ statt „Vauves“ usw. Sie waren auch rechtzeitig an Ort und Stelle; die Pferde hatten gerastet und gefressen, und wir konnten nach unserer Ankunft sofort weiterreiten.

Wir selbst waren erst anderthalb Stunden später von Maison Alfort abgefahren, weil wir eben den Pferden einige Ruhe vor dem Ritte gönnen wollten. Es war ein wunderschöner Morgen, als wir auf einem freilich nicht besonders eleganten Karren, den zwei Trainmöpse zogen, bei Ivry über die Seine rollten und bald die Höhen des Fort de Bicêtre erstiegen. Die Morgensonne beleuchtete die endlos erscheinende Stadt zu unseren Füßen, und die zahlreichen Kuppeln und Türme erschienen durch ihre Strahlen wie vergoldet. Man konnte sich an diesem herrlichen Anblick gar nicht satt sehen. Dennoch lohnte es sehr,

hier und da auch noch rückwärts zu schauen. Dort befand sich die liebe gelbe Tante, d. h. das große, auf der Höhe von Villejuif von den Franzosen während der Belagerung errichtete Fort, dessen gelbes Sand- und Lehmmaterial ihm den obigen Spitznamen verschafft hatte. Es bildete das Gegenstück zu dem „roten Onkel", d. h. dem Fort Montrouge, dessen Nachbar es war. Wir selbst kannten ja dieses Ehepaar nur als ein sehr friedliches und uns gut gesinntes, denn seine Zähne zeigte es ja jetzt nach Paris. Unsere Kameraden vom II. bayerischen und vom VI. preußischen Armeekorps wissen aber ein Liedchen von ihm zu singen. Wir kamen über die Dörfer Montrouge und Vauves nach Issy. Überall die gleichen Bilder an der Demarkationslinie, wie wir und der Leser sie ja von Charenton her kannten. Jetzt bogen wir links, kamen der Seine entlang über les Moulinaux und Bas Meudon an den bestimmten Kreuzungspunkt und fanden richtig unsere Pferde.

Rasch waren wir droben, denn jeden von uns drängte es, so schnell es nur anging, nach Paris zu kommen, um noch möglichst viel zu sehen, denn es war ja heute der letzte Tag der Besetzung der feindlichen Hauptstadt.

An der Pontonbrücke von Bas Meudon hielten bayerische Jäger vom II. Korps Wache. Die Offiziere meinten, wir müßten uns sehr eilen, denn der Ausmarsch habe schon begonnen.

Wir trabten also los; bald befanden wir uns auf dem rechten Ufer, und etwa um neun Uhr passierten wir die „Porte de St. Cloud"; wir waren in Paris.

Schon an dieser Stelle ergriff mich ein gehobenes, freudiges Gefühl. Ich hatte aber keine Zeit zu träumen, Hauptmann Euler und Oberleutnant Schmeckenbecher mahnten zur Eile. Flott trabten wir durch die Route de Versailles und kamen nach wenigen Minuten auf den Quai de Passy, an den Pont de Grenelle. Da eröffnete sich uns der erste weite Blick auf das Innere von Paris, auf seine großartigen Straßenanlagen und Paläste. Ich muß gestehen, ich habe sozusagen

Augen und Ohren aufgerissen und staunte. Letztere waren zwar nicht nötig, denn gehört hat man nichts, aber desto mehr gesehen. Die größten Städte, die ich bis dahin erblickt, waren München und Stuttgart. Dieses konnte ja gar nicht mittun, und München? Ich schwärmte und schwärme ja noch sehr für mein liebes München, aber dieses Paris — das war doch etwas anderes. Die Straßen schienen fast verlassen; den Grund erfuhren wir später. Wir trabten weiter und kamen auf den Quai de Billy, an den Pont de Jena.

Daß eigentlich dieser Name resp. diese Brücke noch existiert, ist ja gewiß ein Zeichen der deutschen Gutmütigkeit und Nachsicht, aber ich kann mich mit derselben doch nicht immer aussöhnen, am wenigsten hier. Wenn es nach mir ginge, so würde es geschehen, wie der alte Blücher meinte, nämlich „der Pont de Jena wird in die Luft gesprengt, und wem es nicht recht ist, der kann sich ja vorher daraufsetzen". So ließ er damals dem französischen Minister Talleyrand anbieten. Wäre es nur anno 1814 und 1815 geschehen! Hätten die Franzosen die Brücke dann wieder aufgebaut und nochmals „Pont de Jena" genannt, dann wäre sie von uns 1870 wieder in die Luft gejagt worden, und sollte sie zum dritten Male hergestellt und von neuem so getauft worden sein, dann würde sie auch zum dritten Male fliegen, denn ich glaube immer, wir waren nicht zum letztenmal in Paris. Links herein konnten wir nach dem prächtigen Trocaderoplatz schauen und die schönen Paläste der angrenzenden Straßen bewundern. Jetzt sieht er ja noch großartiger aus, denn damals stand das Palais du Trocadero noch nicht. Nun ritten wir auf dem Quai de Billy weiter. Vor uns reichte der Blick über die Seine entlang bis zum Konkordienplatz, links ragte das Palais de l'Industrie, rechts das Corps législativ hervor und in gerader Richtung sah man auf die stattlichen, so viel genannten und bald darauf niedergebrannten Tuilerien. Als wir an die Rue de la Manutention kamen, mußten wir links abbiegen. Hier begann nämlich eine dichte Kette von „Sergeants de ville" in ihren schwarzen Fräcken und

Generalshüten mit der großen Kokarde, und diese sperrten allen Verkehr mit der inneren Stadt ab. Hinter derselben drückte sich das Volk Kopf an Kopf herum und machte bei unserer Ankunft seine Glossen. Da erfuhren wir, daß das ganze von uns besetzte Gebiet auch für die Pariser mit Ausnahme der dort wohnenden abgeschlossen war, und umgekehrt wir keinen Schritt darüber hinaus machen durften. Obwohl es uns ärgerte, uns hier von einem übrigens ganz höflichen Polizeidiener Vorschriften geben lassen zu müssen, so ließ sich doch daran nichts ändern; der Mann war in seinem Recht. Außerdem teilte er uns noch mit, es müsse um zwölf Uhr Paris von den Deutschen geräumt sein. Nun wir hatten noch Zeit. Die Uhr zeigte kaum 9¾.

Wir ritten jetzt der erwähnten Polizeidienerkette entlang, um wenigstens so weit als möglich noch in das Innere der Stadt zu gelangen. Manches spöttische Wort eines Pariser „Gamin“ mußten wir freilich hören, allein die „Sergeants de ville“ wehrten jeder Beleidigung, und es kam nichts vor. Durch die Avenue d'Jena, Rue Bassano, Avenue Josephine und Rue Galilée kamen wir plötzlich auf die Champs Elysées. Hier stand die Volksmenge dicht gedrängt; wir drückten unsere Pferde aber rücksichtslos durch, und jetzt waren wir drinnen.

Der Anblick, der sich uns hier bot, bleibt sicher jedem, der ihn genoß, auf immer klar und unverwischt im Gedächtnis, denn er war überwältigend.

Ich hatte vorher nichts Ähnliches erblickt. Seitdem lernte ich manche schöne Stadt Europas kennen; ich stand bewundernd auf der Chiaja in Neapel, im Korso in Rom, wanderte über den Ring von Wien, durchschritt die Oxford Street und Broad Walk in London, die Boulevards in Brüssel, die Sugár ut in Pest, ich sah den ganzen Orient, Indien, China, Japan und Amerika und bummelte unzähligemal unter den Linden in Berlin; allein einen solchen Eindruck wie damals und auch später die Elysäischen Felder machte nichts mehr auf mich; ich war stumm. Auch meinen Kameraden ging es ähnlich. Es dauerte ziemlich lange, bis wir Worte fanden, unser Entzücken uns gegenseitig zu äußern.

Nach rechts sahen wir zwischen den wunderbaren Alleen hinunter bis zu den Tuilerien, links blickte der prachtvolle Arc de Triomphe herab, hinter und vor uns prangten die herrlichsten Paläste, die es nach meiner damaligen Anschauung geben konnte. Ich habe die Champs Elysées später noch schöner gesehen, nämlich im Schmucke ihrer farbenreichen Blumenbosketts und dicht belaubten Bäume, während jetzt noch alles winterlich kahl war, aber doch erreichte kein Anblick an Großartigkeit den des 3. März von 1871. Soweit das Auge reichte, stand zu beiden Seiten der breiten Avenue eine dicht zusammengepreßte Volksmenge, deren fünf- und sechsfache Reihe nur mit Mühe durch preußische Husaren mit gezogenen Säbeln in Ordnung erhalten wurde, und dazwischen marschierte ein deutsches Bataillon nach dem andern mit klingendem Spiel aus Paris heraus.

Wie das blitzte und leuchtete und dröhnte! Dazu der klare, schöne Sonnenschein außen in der Natur und innen im eigenen Herzen, weil man sich sagen durfte: „Du gehörst auch zu den Siegern; du hast auch dein Scherflein beigetragen für unser neues Deutsches Reich, für unseren Kaiser, für unseren König, für das Vaterland und vor allem für die Armee, für uns selbst, um einen solchen Triumph zu schaffen, wie wir ihn jetzt erlebten."

Ich drängte mich noch bis zum Rond Point vor, dann ritt ich mit den Kameraden zwischen zwei Bataillonen zurück gegen den Arc de Triomphe. Dort stand General von Kamecke, welcher die einziehenden Truppen kommandiert hatte und jetzt beim Auszug ihren Parademarsch abnahm. Hei, wie flogen da die Beine raus, als ob nicht Feldzugskrieger, die dreiviertel Jahre lang vor dem Feinde gestanden hatten, hier defilierten, sondern als ob die berühmte Potsdamer Wachparade direkt aus dem Exerzierhause gekommen wäre, um den Franzosen zu zeigen, was man unter „preußischem Drill" versteht.

Der Platz selbst, Rond Point de l'étoile, riß uns zu neuem Erstaunen hin. Entzückend sah es aus, von hier nach allen Seiten in lange, gerade, prächtige Avenuen blicken zu können.

Auf der Mitte des Platzes erhob sich der imposante Arc de Triomphe, der mich lebhaft an das Siegestor in München erinnerte. Die unbedeutende Verbarrikadierung, welche die guten Pariser in ihrer Harmlosigkeit errichtet hatten, um den Deutschen den Durchmarsch zu verwehren, war natürlich schon längst beseitigt worden, und die Bataillone zogen mit Hurraruf unter seinen Bogen hindurch.

Auch dieser Platz war an seiner Außenseite dicht mit Menschen besät, die nur mit Mühe von den Husaren zurückgehalten wurden. Da sah man nichts von würdevoller Entsagung; der Pariser war eben neugierig, und da kam er herbei, zu schauen, trotzdem die Zeitungen in allen Tonarten das verhaßte Aussehen der wilden Teutonen geschildert und aufgefordert hatten, denselben überall aus dem Wege zu gehen und sie mit Verachtung zu strafen.

Ein sehr charakteristisches, besonders für das deutsche Auge wohltuendes Bild waren die preußischen Geschütze, welche je drei zu beiden Seiten des oberen Endes der Champs Elysées standen und ganz friedlich hinunter gegen die Tuilerien blickten. Sie brauchten auch nicht zu reden, denn es lief alles ruhig ab. Hätte sich aber der Plebs auf den Trottoirs neben der Avenue gerührt, dann wäre ein Kartätschenwort aus ihren Mündungen geschollen, an das die Bewohner von Paris wohl lange gedacht hätten.

Unterdessen war es beinahe 11½ Uhr geworden, und man erkannte schon die Queue des letzten Bataillons; der Ausmarsch mußte bald vollendet sein. Auch für uns war es Zeit, an den Aufbruch zu denken, denn wir wollten ja noch nach Versailles. So machten wir uns also auf den Weg, um durch die Avenue de la Grande Armée und das Bois de Boulogne wieder auf das rechte Seineufer zurückzukehren. Meine beiden Kameraden ritten um den Arc de Triomphe herum, um den Durchmarsch der Truppen nicht zu stören. Das war aber für mich ein Ding der Unmöglichkeit; da hindurch mußte ich auch. Gedacht, getan, setzte ich flott über die den Triumphbogen von der Seite

einschließenden Ketten, drängte mich zwischen zwei Kompanien hinein und marschierte mit durch. Unter dem höchsten Teile des Bogens rief ich meine drei Hurra zugleich mit den Preußen so aus voller Brust, wie es nur möglich war, und als ich durch Zufall einige Schritte weiter innen im Bogen die Namen der französischen Siege aus den napoleonischen Kriegen und dabei merkwürdigerweise „Ratisbonne“ und gleich darunter „Landshut“, den Namen meiner Geburtsstadt, las, da schrie ich noch dreimal Hurra, so daß mich die preußischen Kameraden ganz überrascht ansahen. Dies war mir aber bei der Begeisterung, die mich ergriffen hatte, ganz gleichgültig. Sie konnten denken, was sie wollten; übrigens zeigten ihre Gesichter ebenfalls die höchste freudige Erregung.

Die Gefühle, welche mich in diesem Moment erfüllten, können einfach nicht wiedergegeben werden. Ich empfand die ganze Wonne des Sieges. Vergessen waren Entbehrungen, Strapazen und Verwundung; nur der eine Gedanke fand Platz, daß ich den höchsten Triumph miterlebt habe, der Deutschen nach diesem glorreichen Kriege zuteil werden konnte, den Durchmarsch durch den Siegesbogen des Feindes.

Langsam, um noch möglichst viel zu sehen, ritten wir durch das Bois und Dorf von Boulogne, über Billancourt und über die uns bekannte Pontonbrücke und fanden um etwa 12½ Uhr, wie verabredet, unsere Burschen und unseren Wagen in Bas Meudon wieder. Die Reitpferde wurden den Bedienten übergeben, um nach Maison Alfort zurückgebracht zu werden, und wir fuhren nun auf der prächtigen Straße über Chaville und Virogay nach Versailles, wo wir uns vor allem nach einem Platz für Wagen, Fahrer und Pferde umsahen und dann in das Hotel des Resservoirs gingen, um dort vorzüglich zu speisen.

Das Leben in der großen „salle à manger“ dieses Hotels war das interessanteste, das man sich denken konnte. Hier fand man alle deutschen Uniformen, die es überhaupt gab, vertreten, und oft mußte man sich gestehen, daß man keine Ahnung hatte, wohin eigentlich der oder jener Kamerad gehörte, dem man zu-

fällig gerade gegenüber saß. Damals waren die einzelnen Kontingente der deutschen Länder noch weit verschiedener als jetzt uniformiert; sie trugen nicht einmal gleiche Gradauszeichnung, und daher passierte es mir selbst, daß ich einmal einen alten preußischen Premierleutnant von der Landwehrkavallerie wegen seiner Stickerei am Kragen für einen Flügeladjutanten des Kaisers hielt.

Gelebt haben wir dort in den Resservoirs auch ausgezeichnet, denn wer einmal nach Versailles fuhr, wußte, daß es auf 50 bis 60 Franks nicht ankam, und wir hatten es ja, wir lebten ja in der goldenen Zeit der täglichen 15 Franks Zulage. Sehr reizend war der Umstand, daß man im Hotel des Resservoirs immer Bekannte traf. So fand ich hier auch den Freund meiner Eltern, den Oberleutnant Hohe, der den Feldzug als Adjutant des Generals von Maillinger beim II. bayerischen Korps mitgemacht hatte, dann aber zu uns kam, als sein General unser Divisionär wurde.

Nach dem opulenten Mahle besuchten wir das Schloß, die wunderbaren Gärten, Trianon usw., was ich aber alles kannte, weil ich schon am 5. und 6. Oktober 1870 hier gewesen war und auch schon damals die großen Wasserwerke hatte springen sehen.

Hoch interessant war es mir aber, noch einmal die prachtvolle Galerie des Glaces zu durchschreiten, wo wenige Wochen vorher König Wilhelm von Preußen sich auf die Bitte unseres Königs Ludwigs II. die deutsche Kaiserkrone aufgesetzt hatte.

Spät abends fuhren wir auf der Straße über Villacoublay, le Plessis Piquet, Sceaux und l'Hay nach Hause. Wir hatten einen ereignisvollen, wunderschönen Tag hinter uns. Ich habe noch oft Paris wiedergesehen — 1896 zum fünfundzwanzigstenmale —, bin auch wiederholt durch den Arc de Triomphe hindurchgegangen, aber einen solchen Eindruck machte er nie wieder auf mich als damals, als ich in Uniform als bayerischer Jäger, als deutscher Offizier hindurchritt und meine begeisterten Hurras ausrief.

XXV.

Bei Paris nach dem Friedensschluß. 1871.

Es war immer noch in der goldenen „fünfzehn Frankelzeit“, wie wir jene Monate nannten, während welcher wir außer unseren Kriegsgeldern noch täglich fünfzehn Franks als Extrazulage erhielten.

Einundzwanzig Jahre alt, selbstbewußt wegen des durchgemachten großen Krieges, stolz auf die schönen Dekorationen des eisernen Kreuzes und des Militärverdienstordens, lustig und guter Dinge, weil man als Herr im schönsten Teile des Feindeslandes lebte und die Strapazen zu Ende waren, übermütig auf Grund einer von Gold strotzenden Börse — war es ein Wunder, daß mir kein Streich zu toll erschien, und ich, wie die meisten meiner Kameraden, begierig jede Gelegenheit ergriff, um, wie man sagt, den Rappen recht laufen zu lassen? Dazu kam noch, daß unser Bataillon in der zweiten Hälfte des März 1871 ein Kantonnement erhielt, das zu den reizendsten Orten der an und für sich so idyllischen Umgegend von Paris gehörte, nämlich St. Maure bei Vincennes.

Schon vorher bis zum 20. März lagen wir in einem Quartier, das nach Ausweis meines Tagebuches das schönste war, welches ich während meines ganzen dreijährigen Aufenthaltes in Frankreich erlebte. Das Dorf hieß Draveil, und das Schloß, in dem alle Offiziere untergebracht waren, gehörte einem Herzog von Saragossa. Wenn ich das Zimmer beschreibe, welches mir als einem der jüngsten Leutnants zufiel, so kann der Leser sich einen Begriff des ganzen Schlosses machen. Ich trat in mein Gemach und blieb wirklich überrascht stehen, so entzückend sah es da aus. Wände, Decke, Boden, Bett, Möbel, kurz alles war mit blauem Seidendamast überzogen; ein gleichfarbiger Himmel hielt das Licht der Fenster von dem Bett ab; ganz reizende Sèvresporzellannippes standen überall herum; ein riesiger Kristallspiegel hing über dem mit meisterhaften Marmorskulpturen verzierten cheminée; auf dem Gesimse desselben stand eine

prächtige mittelalterliche Uhr; vor einem Fenster befand sich ein großer Stereoskopenkasten, und neben diesem luxuriösen Schlafzimmer war ein kleines Waschkabinett, angefüllt mit den unzähligen Utensilien, Flakons, Gläsern usw., die eine recht verwöhnte Französin gebraucht, um ihre Morgentoilette zu machen. Ich hatte lange zu tun, um nur alles anzusehen, und kam mir vor wie ein Märchenprinz, den man plötzlich in ein Feenschloß versetzt. Unwillkürlich sah ich nach dem Bett, ob dort nicht irgend eine Zauberjungfrau in tiefem Schlaf liege und erwarte, durch glühenden Kuß zu neuem Leben erweckt zu werden. Es war und blieb ein Traum.

Ermüdet von dem Marsch, machte ich es mir schließlich bequem und ergab mich dem Genuß, in dem kleinen Waschkabinett eine so sorgsame Prozedur mit mir vorzunehmen, als ob ich selbst eine kleine, siebzehnjährige Herzogin sei und mich rüstete, eine Fahrt durch das „bois“ — der Pariser sagt nicht „bois de Boulogne“ — zu machen. Duftend wie eine Ruine der „jeunesse dorée“ begab ich mich nun in den Park und besichtigte diesen, sowie das ganze herrliche Schloß. Das Prunkgemach mit dem großen Paradebett erinnerte mich lebhaft an den Schlafsaal in der Residenz zu München.

Während ich die Goldstickereien des mächtigen Betthimmels bewunderte, ertönte unter der Decke des Paradebettes ein leises, ganz eigentümliches Geräusch. Ich sah nach und entdeckte das malerische Familienbild einer ihre Jungen nährenden Katze. Bei allem Mitleiden für die netten Tierchen fand ich aber doch, daß die Bestimmung dieses Bettes eigentlich eine andere sei, holte einen Jäger und ließ die Mama samt ihren Kleinen in eine Scheune transportieren.

Der Herr Herzog darf sich also bei mir bedanken, daß ich das Prunklager seiner Ahnen von unbefugter Bewohnerschaft befreit habe. Das ganze Schloß war eigentlich vollständig uns überlassen. Es trieben sich zwar verschiedene dienstbare Geister im Garten herum, allein im Schlosse selbst sah ich niemand. Dagegen waren alle Türen offen. Übrigens hatte der Regisseur

ganz recht, so zu handeln, denn seine Einquartierung bestand ja aus Deutschen und der Friede war geschlossen, also konnte von einem Mißbrauch des unseren Leuten geschenkten Vertrauens keine Rede sein.

So herrlich wir in Draveil auch einquartiert waren, marschierten wir doch am 20. März sehr gern ab, denn vorn in St. Maure war es jedenfalls lustiger als hier, so weit von Paris entfernt. Wir täuschten uns nicht. Schon die Einquartierung selbst entsprach den Erwartungen. Mir fiel eine reizende, freilich ganz leere Villa zu. Kaum hatte ich mich in derselben so gut als möglich eingerichtet, so läutete es an der Tür. Ich sah nach, wer komme, öffnete und stand vor einer bildhübschen Französin von etwa neunzehn Jahren.

„Sie wünschen?"

„Ich habe für den Herrn, der vorher da wohnte, Verschiedenes in Paris besorgt. Kann ich nicht auch für Sie ähnliche Aufträge ausführen?"

„Gewiß, kommen Sie nur herein. Ich werde Ihnen beschreiben, was ich wünsche."

Von nun an versah mich Mademoiselle Emma J. mit allem, was nötig war, einen ordentlichen Haushalt zu führen, und was wir in jener Zeit ja nur aus Paris beziehen konnten. Dazu gehörten vor allem Lichter, Zucker, Konserven, Lesebücher 2c. 2c.

Als wir später St. Maure verließen, übernahm die kleine Französin die gleiche Aufgabe bei meinem Nachfolger in der Villa. Wenn sie es auch bei diesem so gut wie bei mir verstand, sich ihre Dienste mit Gold bezahlen zu lassen, dann muß sie in kurzer Zeit eine nette Summe Geldes verdient haben. Nun man aß auch nicht immer Pariser Zuckerbrot, und wir lebten ja in der „fünfzehn Frankelzeit".

Eine kostbare Szene hatten wir in einem prächtigen Park erlebt. Ich erzählte schon früher einmal, daß die meisten Offiziersburschen, welche damals als Nichtkombattanten kein Gewehr, sondern nur das Gepäck ihres Herrn trugen, sich an der

Loire die freundliche Hilfe eines biederen Langohrs erbeten hatten. Infolge einer merkwürdigen Sympathie zwischen den Burschen und diesen Eseln waren letztere den Truppen bis Paris gefolgt, und es befanden sich damals noch genug derselben bei den Kompanien. Eines schönen Tages kamen wir auf den Gedanken, ein Eselwettrennen zu veranstalten. Es wurden nun fünf der grauen Reittiere zusammengebracht und ausgemacht, daß derjenige den Preis erhält, der zuletzt am Ziele ankomme. Bedingung war, daß jeder Reiter den Esel seines Nachbarn hauen dürfe, soviel er wolle. Der Esel müsse aber immer mit dem Kopfe nach dem Ziele schauen; sobald er sich nach rückwärts wende oder rückwärts gehe, werde er durch Unparteiische vor die anderen Reiter hingeführt, die nun natürlich die beste Gelegenheit hatten, den vorderen durch Schläge anzutreiben. Zuerst war die Rede von einem Jockei-, d. h. Burschenrennen. Dann aber wurde mit Stimmenmehrheit ein Herrenreiten ausgemacht und gleich darauf in Szene gesetzt. Bei der Verteilung der Esel an die Reiter spielte der Zufall den Streich, daß unser himmellanger, erst kurz wieder zum Feldbataillon versetzter Leutnant Baron Gravenreuth ein ganz kleines, aber wegen seiner Bockbeinigkeit wohlbekanntes Eselein zugewiesen erhielt.

Die Reiter wurden nun je nach ihrer Losnummer nebeneinandergestellt; jeder wartete mit hocherhobenem Stock auf das verabredete Zeichen, und nun ging's los.

Vor allem bemühte sich ein jeder Reiter, dem Esel seines Nachbars tüchtig Verschiedenes hintenauf zu applizieren, das eigene Reittier aber mit dem Zügel zurückzuhalten. Was nun diese Prozedur für einen Erfolg hatte, kann sich der Leser gar nicht vorstellen. Ein Esel bockte, ein anderer schlug hintenaus, ein dritter suchte zu beißen, kurz jeder äußerte sein Mißbehagen über die ihm zuerkannte Rolle möglichst energisch. Natürlich ließen die Reiter mit ihren Bestrebungen, den eigenen Esel zurückzuhalten und jeden fremden vorzutreiben, nicht nach, und es entstand schließlich ein nicht beschreibbares Durcheinander. Der Glanzpunkt der Szene war aber der, daß der lange Graven-

reuth, der mit einem Fuß immer den Boden erreichte und bald rechts, bald links aufstieß, von seinem ganz kleinen Eselchen abgeworfen wurde und, da er im Falle sein Tier mitriß, schließlich in traulichster Umarmung mit seinem Langohrchen im Straßengraben lag.

Dies beendete den Rennversuch, denn alle, sowohl Teilnehmer als Zuschauer, mußten so furchtbar lachen, daß keiner mehr imstande war, auf des Nachbars Esel loszuprügeln. Selbst Gravenreuth konnte sich vor lauter Lachen nicht aus dem Straßengraben erheben und drückte nur gleich einer liebestollen Titania den Kopf seines Eselchens an sich, damit derselbe nicht aufspringe und ihn trete. Endlich kamen wir dem Gestürzten zu Hilfe, und bald waren die fünf Reiter wieder im Sattel. Der erste Versuch hatte aber ein Rennen unter den gestellten Bedingungen als unmöglich erwiesen, und es wurde jetzt ein gewöhnliches Rennen verabredet, d. h. der erste am Ziel sollte den Preis bekommen. Aber auch dieses hatte seine Schwierigkeiten, denn die Herren Esel waren mißtrauisch geworden und fingen bei den ersten Ermunterungshieben, die sie nun von den eigenen Reitern, aber darum nicht weniger ausgiebig bekamen, wieder zu bocken und zu schlagen an. Schließlich aber brachte Gravenreuth sein Eselchen dadurch vorwärts, daß er sich schräg in den Sattel setzte und mit einem seiner langen Beine tüchtig nachschob. Einmal vor der Front, trottete sein Langohrchen lustig an und am Ende der kurzen Bahn gelang es dem Reiter sogar, seinem Tierchen mit dem Stock einige Galoppsprünge abzubitten und damit siegreich durch das Ziel zu sprengen. Noch lange bot uns dieses Rennen Gelegenheit zum Lachen. Der Preis bestand in Champagner, der nun unter allgemeiner Beteiligung fröhlich vertilgt wurde.

Eine Schattenseite hatte das Leben um Paris aber doch, und dieselbe konnte trotz aller Bemühungen unserer reizenden Botinnen auch nicht durch die Hilfe der Hauptstadt beseitigt werden. Dieses Übel hatte einen Namen, der noch jetzt manche Kameraden aus jener Zeit schon bei der Erinnerung daran ein

unbehagliches Gefühl erweckt, das sich am besten mit einem tüchtigen Kognak überwinden läßt. Dieser Name heißt „Hammel". Seit Monaten gab es nämlich kein anderes Fleisch zu essen als Hammel. Da wir natürlich keine Gelegenheit hatten, unseren Hammel täglich zu braten, so mußte er gesotten werden.

Dies erhöhte seinen Wert durchaus nicht, und auch die verehrte Hammelsuppe verlor bald ihren Reiz als Delikatesse.

Freilich half man sich mit der Erbswurst. Allein diese stand schließlich ebenfalls fast jedem sozusagen zum Hals heraus. Aus Paris konnte man alles eher bekommen als Fleischwaren, und selbst noch nach langer Zeit war es nicht möglich, etwas anderes zu erhalten als Konfitüren und ähnliche Süßigkeiten. Da aber der Mensch trotz des Vegetarismus eine ordentliche Portion Fleisch am besten verträgt und, wenn er Soldat ist, auch unbedingt notwendig braucht, so bekam man die Naschereien bald satt und sehnte sich nach einem guten Braten so sehr wie ein auf den Sand geratener Fisch nach Wasser.

„Was meinst du, Schickel," fragte ich eines Tages einen Kameraden, „wenn wir zusammen auf die Jagd gingen? Vielleicht finden wir doch etwas, das anders schmeckt wie der verdammte Hammel."

„Meinetwegen. Aber wir werden nichts finden."

„Hier nicht. Ich hoffe jedoch auf den Park von Grosbois. Dort hat niemand gewagt zu jagen, weil stets der Stab des Armeekorps im Schlosse lag und das Betreten des Parkes untersagte. Vielleicht finden wir wenigstens einen Lapin oder eine Katze."

„Wir wollen sehen."

Die Vorbereitungen waren rasch getroffen. Einige Geschosse wurden in kleine Bleistücke zerhackt, da natürlich Schrote nicht aufgetrieben werden konnten, dann fabrizierten wir Patronen, hingen jeder eine Podewilsbüchse um und spazierten, ohne Säbel, um nicht gehindert zu sein, los. Alle Mühe war aber lange vergebens. Einmal huschte wohl ein Kaninchen in einen Bau. Es war aber so flink gewesen, daß ich nicht mehr zum Schuß kam, und sonst sahen wir weder einen Flocken Wolle noch eine Feder.

Schon wollten wir mit sehr herabgestimmtem Humor wieder zu unserem Hammelfleisch zurückkehren, da ertönten nicht zu fern langgezogene, verlockende Schreie.

„Hast du es gehört?"

„Ja."

„Los; aber vorsichtig, daß uns niemand sieht."

Nur auf der Auerhahnjagd pirscht man sich mit gleicher Vorsicht an das Wild an, wie wir hier gegen die mir wohlbekannte Terrasse des Parkes von Grosbois vordrangen. Endlich waren wir nur noch etwa zwanzig Schritte von dem Marmorgeländer derselben entfernt.

„Siehst du niemand auf der Terrasse?"

„Nein, niemand."

„Ich auch nicht. Gib jetzt Obacht. Ich schieße auf den rechten, du auf den linken; dann packen wir die Tiere und verschwinden so schnell als möglich, ehe uns jemand aus dem Schlosse bemerkt. An der Nordecke des Parkes auf dem Wege nach le Piple-Château treffen wir uns wieder, wenn wir uns verlieren sollten. Verstanden?"

„Jawohl!"

Paff, paff! Zwei Schüsse schallten durch den Park, und die beiden letzten, bisher allen Kriegsgefahren entgangenen Pfauen des Schlosses Grosbois hatten geendet. Jeder von uns packte einen an den Flügeln, und dann suchten wir so schnell wie möglich das Weite. Dennoch hatte man uns vom nahen Schlosse aus bemerkt, zum guten Glück aber nicht erkannt. Der eine Pfau schmeckte am anderen Tage uns selbst und einigen Kameraden recht gut, obwohl er zähe genug war; der andere verschwand in den Mägen der Kompanieunteroffiziere und bildete auch dort eine recht angenehme Abwechslung gegenüber dem ewigen Hammel.

Die Folge dieser Wilderei war eine höchst sonderbare. Bei dem im Schlosse Grosbois einquartierten Armeekorpsstabe hatte das Verschwinden der beiden Pfauen großen Unmut hervorgerufen. Es sollte eine schreckliche Untersuchung angestellt

und ein Beispiel statuiert werden, und nichts fehlte dazu als die bösen Täter. Nun behauptete der Herr, welcher uns vom Schlosse aus gesehen — ich weiß nicht, wer es war — die Schützen müßten Leute des 13. Infanterieregiments gewesen sein, denn er habe trotz der Dämmerung doch deutlich grüne Kragen erkannt. Die unglückseligen Dreizehner lagen nämlich damals in der Nähe von Grosbois und trugen nach der alten bayerischen Vorschrift grüne Rockkragen mit rotem Einfaß. Letzteren konnte man schon auf geringe Entfernung nicht mehr sehen. An Jäger dachte bei dieser Geschichte niemand, da alle Jägerbataillone zu weit von Grosbois entfernt waren. Nun wurden Umfragen bei den drei Bataillonen des 13. Regiments gehalten, allein es meldete sich kein Pfauenjäger. Unser Beobachter beim Korpsstab ärgerte sich hierüber und behauptete, die Schützen wieder zu erkennen, wenn er sie sähe. Das 13. Regiment mußte also zum Appell antreten, man suchte und schaute, aber die Pfauenjäger fand man nicht. Wir bei der 3. Brigade — das 13. Regiment gehörte zur 4. — wußten gar nichts von dem Ernst, mit dem man nach den Missetätern fahndete, und hatten die Pfauen schon wieder verdaut und vergessen, als wir vom Pfauenappell erfuhren. Natürlich schwiegen wir nun erst recht, und aus der Statuierung eines abschreckenden Beispiels wurde nichts, denn man hängt keinen, den man nicht hat. Jetzt nach 28 Jahren wird man mich wegen jenes Jagdstückchens nicht mehr zur Verantwortung ziehen, und daher habe ich den Schleier desselben gelüftet. Übrigens selbst die Herren vom Korpsstabe hätten die ganze Geschichte schon damals mit anderen Augen angesehen, wenn man sie, wie uns, jeden Tag mit gesottenem Hammel regaliert hätte. Dann wäre es ihnen nicht in den Sinn gekommen, uns wegen eines erjagten Pfaues so zu zürnen, denn ich glaube, sie hätten die Pfauen schon längst selbst aufgegessen.

Für die peinliche Strenge, mit der vom deutschen Heere die einheimische Bevölkerung in ihren Rechten und auch Ansprüchen geschützt wurde, bildet die Geschichte von dem Pfauen-

appell jedenfalls ein bezeichnendes Beispiel. Die strengste Mannszucht hatte sich ja auch während der Feindseligkeiten selbst keinen Augenblick gelockert. Nun da die Friedenspräliminarien abgeschlossen waren, fand auch die militärische Friedensarbeit ihre Wiederaufnahme im vollen Umfange. Bei den Bataillonen und Kompanien wurde des Morgens und des Nachmittags wieder so schneidig exerziert, als gälte es schleunigste Vorbereitung zu neuem Krieg. Der Geist der in so vielen Schlachten erprobten alten Mannschaften teilte sich so am rascheſten und sichersten auch den jungen Truppen mit, welche zur Ausfüllung der klaffenden Lücken aus den heimischen Depots eingetroffen waren. Aber auch die höheren Stäbe ruhten keinen Augenblick auf ihren Lorbeeren aus. Mehreremale kamen ganze Kavalkaden preußischer Generalstabsoffiziere unter Führung eines Höherkommandierenden bei uns vorbeigesprengt, um die einzelnen Abschnitte der Aufstellung vor Paris in Augenschein zu nehmen. Daß es sich dabei nicht etwa um bloße Vergnügungsritte, sondern um ernsthafte Studien handelte, war klar.

Ende März kamen allmählich die ersten der aus den Dörfern in der Umgebung von Paris während des Krieges entflohenen Einwohner zurück. Da gab es denn merkwürdige Szenen. Wir hatten uns ja in den nicht zerschossenen oder niedergebrannten Häusern so gut als möglich eingerichtet und die nötigen Möbel aus allen Himmelsgegenden zusammengetragen. Kam da nun schüchtern und zaghaft so ein unglückseliger Hausbesitzer, der sich bisher in Paris oder im Süden von Frankreich herumgetrieben, zurück, so war er oft nicht wenig erstaunt, in seiner einstigen bescheiden ausgestatteten Hütte jetzt seidene Sofas aus irgend einem Schlosse, prächtige, vergoldete Stühle, vor diesen vielleicht einen rohen, unangestrichenen Küchentisch, chinesische Kaffeetassen, ganz gewöhnliche Tongeschirre, kurz eine Menge der verschiedensten Gegenstände, die sämtlich niemals sein Eigentum gewesen, vorzufinden. Auch die innere Anlage der Häuser hatte sich oft sehr verändert. Da waren nach der von Paris abgewendeten Seite Türen durchgebrochen, dagegen andere ver=

mauert worden; einzelne Wände hatten Schießscharten erhalten, die jetzt nur oberflächlich mit allem möglichen verstopft waren; in verschiedenen Zimmern zeigt eine Menge von eingeschlagenen eisernen Haken, daß man hier lange gewohnt und Gewehre usw. aufgehängt hatte; Billardsäle verrieten deutlich, daß man sie als Ställe benutzt; Keller waren in ganz annehmbare Wohnräume umgewandelt worden usw. Meist war einer der ersten Ausrufe der zurückkehrenden Franzosen das stets gebrauchte „O quel malheur, o la pauvre France“, als ob diese nicht selbst schuld gewesen wären, daß man die verrückten Heringe in Paris so lange belagern und dabei notwendigerweise die Umgegend etwas umformen mußte. Die meisten der Besitzer traten dann schüchtern in ihre Häuser, erbaten und erhielten auch die Erlaubnis, sich in ihrem Heim wieder niederlassen zu dürfen. Freilich mußten sie sich gut betragen und durften uns und unsere Leute nicht genieren. Einzelne wollten barsch auftreten. Die kamen gerade an die Richtigen. In solchen Fällen verstand der Monsieur und die Madame bald deutlich genug, was ihnen unsere Jäger im Algäuer Deutsch über ihr Hausrecht vorerzählten. Überhaupt bin ich seit dem Kriege überzeugt, daß unsere Leute in jedem Feindesland mit gut Deutsch überall so weit durchkommen, als sie es brauchen. Besonders der Altbayer hat, wenn es sein muß, eine so verständliche Mimik, daß selbst der widerhaarigste Franzose begreift, um was es sich handelt. Dabei sind unsere Leute doch so gute Kerls, daß sie gewiß nicht zu sehr Fraktur sprechen, wenn es nicht unbedingt nötig ist.

Oft ärgerte es mich, wenn man sah, wie so ein recht fanatischer Franzose sein Haus von außen musterte, aber zu hochmütig war, von uns die Erlaubnis zu erbitten, in dasselbe eintreten zu dürfen. Diese zogen dann stumm, wie sie gekommen, wieder ab, und erst von den Nachbarn erfuhren wir, daß sie warten wollten, bis die „Prussiens“ verschwunden seien. Hier um Paris waren wir wieder „Prussiens“ geworden, denn diese Bezeichnung dünkte den guten Leuten noch hassenswerter als der Name „Allemands“ oder „Bavarois“.

Mit anderen Zurückgekehrten hatten wir oft tiefes Mitleid. Es waren ernste Kriegsbilder, wenn ganze Familien nach ihren hübschen Häusern, die im vollsten Schmucke der sommerlichen Umgebung, bewachsen mit wildem Wein, beschattet von reichtragenden Obstbäumen, von den Besitzern verlassen worden waren, vergebens suchten, denn an der Stelle, wo jene einst gestanden, lag jetzt nur Schutt und Asche.

Wiederholt luden wir solche Leute ein, an unserer einfachen Hammelmahlzeit teilzunehmen, und sie nahmen dankbar die Aufforderung an. Nur kurze Zeit konnten solche Bilder aber unseren fröhlichen Leutnantshumor dämpfen. Wir lebten ja damals wirklich so recht lustig und in Freuden dahin. Nach den monatelangen Strapazen und Entbehrungen schlug man auch wohl einmal ein wenig hinaus. Wird man uns daraus einen Vorwurf machen? Ich hoffe nicht.

XXVI.

Corbeil 1871.

Die Zeit, welche wir vom Friedensschluß bis zur Beendigung der Okkupation in Frankreich zubrachten, d. h. vom 2. März 1871 bis zum 26. Juli 1873, wird jeder, der sie durchlebte, als die schönste seines Lebens bezeichnen — ausgenommen die ruhmreichen Monate des Krieges.

Von jener glücklichen Zeit aber sind für mich die in Corbeil verbrachten Tage die glanzvollsten, die unvergeßlichsten. Sechzehn Wochen in Corbeil! Da brauchte ich kein Aranjuez. Corbeil war mir lieber. Alles trug dazu bei, nicht mir allein, sondern den meisten Kameraden, die während des Friedens dort lebten, das kleine Städtchen lieb und wert zu machen und seinen Namen mit Lapidarschrift in unsere Erinnerung einzugraben,

damit er nie daraus verwischt werde. Vor allem sahen wir ja die ganze Welt mit anderen Augen an als ein Jahr vorher. War es uns, den Siegern von Beaumont und Sedan, von der Loire und Paris, doch, als ob das ganze schöne Frankreich, in dessen prächtigstem Teile wir weilten, nur uns gehöre, als ob wir die alleinigen Herren, alle übrigen Menschen nur unsere Diener wären. Dann der wunderbare, milde Sommer, welcher dem außergewöhnlich rauhen Winter von 1870/71 folgte und das entzückende Seinetal, das gerade oberhalb von Paris nicht leicht seinesgleichen findet. Da reihte sich ein freundliches Städtchen, ein reiches, reinliches Dorf an das andere; zahlreiche herrliche Schlösser mit weiten, vorzüglich angelegten Parks, eine Menge von überaus einladenden Landhäusern vom einfachen niedlichen Holzbau bis zur kostbar geschmückten Marmorvilla zieren die Ufer; schattige Laubwaldungen, üppige Wiesen sorgen für die Reinheit der Luft; ausgedehnte Weinberge und alle möglichen Sorten von Obstbäumen verschaffen lukullische Freuden, die nahe Hauptstadt befriedigt alle Wünsche; kurz, was man nur verlangen und sich mit Geld verschaffen kann, ist dort zu haben, und eine entzückende Natur bewirkt, daß man alles mit doppeltem Wohlbehagen genießt.

Dazu kam, daß ich bei Monsieur Léon Crété, meinem Quartierherrn, eine Aufnahme fand, die nicht anders hätte sein können, wenn er ein deutscher Edelmann und ich ein befreundeter einquartierter Offizier und nicht ein Feind seines Landes gewesen wäre. Er dachte eben vornehm, und so war auch sein Handeln.

Überhaupt kamen uns sämtliche Bewohner des rechten Teiles von Corbeil — den auf dem linken Seineufer liegenden hatten wir nicht besetzt — mit großer Liebenswürdigkeit entgegen. Freilich gab es auch Ursache genug, sich über unsere Anwesenheit zu freuen, denn alle wußten genau, daß, solange bayerische Jäger ihre Gäste waren, sie vor den wilden Horden der Kommune verschont blieben.

Mein bisheriges Leben in Frankreich hatte mich nie längere

Zeit in einer gebildeten Familie verweilen lassen. Jetzt sollte ich das Leben der guten Kreise kennen lernen, und ich kann nur sagen, es hat mir sehr gefallen. Ich habe wenigstens schon dort einsehen gelernt, daß die verderbte Welt, welche uns die französischen Schriftsteller mit Vorliebe in Schauspielen und Romanen vor Augen führen, nicht überall in Frankreich verbreitet ist und es auch in diesem Lande Kreise gibt, wo es ehrsam und gut zugeht.

Wollte ich Gleiches mit Gleichem vergelten, so sollte ich eigentlich über Corbeils Bewohner schweigen, denn gerade einer der geistreichsten Herren, die ich dort traf, „Monsieur A. de la Rue, inspecteur des forêts de l'état", hat später ein Buch mit dem Titel „Sous Paris" geschrieben, in welchem er die Deutschen, die er während des Krieges in Corbeil sah, ganz anders schilderte, als sie jedenfalls waren, und vollständig anders, als er sie selbst gegen mich im Gespräch darstellte. Wir Deutsche sind aber zu ehrlich und brauchen keine Tendenzlügen. Ich stelle ihm daher gern das Zeugnis aus, in ihm einen hervorragend gescheiten und sehr liebenswürdigen alten Herrn kennen gelernt zu haben, der nicht allein sehr gewandte, feine Formen besaß, sondern auch den Eindruck eines biederen Mannes machte.

Am meisten verkehrte ich natürlich mit meinem Hausherrn, einem guten, jovialen und gemütlichen Manne, der außer anderen Vorzügen auch den besaß, von seinem bedeutenden Vermögen einen recht gastfreundlichen Gebrauch zu machen. Bald war ich bei ihm wie ein Kind im Hause aufgenommen und kann gestehen, daß ich auch eine große Anhänglichkeit für ihn empfand. Letztere verwandelte sich gegenüber seiner schönen, jungen Frau in ehrfurchtsvolle Verehrung. Es mußte ja auch so sein. War mein junges Leutnantsherz ja an und für sich schnell erwärmt, so konnte es einer so schönen Frau gegenüber gar nicht anders als in bewundernder Verehrung erglühen. Je unnahbarer sie mir erschien, je stolzer sie jede intimere Annäherung abzuwehren wußte, desto heißer war meine stumme Anbetung, und so dauerte es, bis wir abzogen. Daß ich aber

trotzdem nicht blind für die Reize anderer Evastöchter war, erfährt der Leser, wenn ich mein Wachabenteuer auf der Brücke erzähle.

Im Hause waren zwei kleine Knaben, liebe, muntere Jungen, welche in ihrer Zuneigung zwischen meinem Schimmelhengst, meinem Pudel und mir abwechselten.

Noch eine ganze Reihe sehr interessanter Persönlichkeiten führte mir mein Aufenthalt in Corbeil vor Augen. So den ehrwürdigen, sehr distinguierten Maire der Stadt, einen Monsieur Darblay, den kleinen, liebenswürdigen, aber etwas cholerischen Capitaine Majesté mit seiner niedlichen, jungen, schwarzäugigen Frau, den guten, alten Doktor Bonnassies und viele andere, deren Namen mir leider entfallen sind. In dieser Welt lebte ich, als ob ich von jeher dazu gehörte, und ihr verdanke ich die meisten Kenntnisse über französische Sitten und Gebräuche und französisches Wesen in den besseren Kreisen.

Manches heitere Abenteuer verkürzte die Zeit, und eines oder das andere interessiert vielleicht auch den Leser.

Meine Hausfrau selbst stammte aus einer alten Adelsfamilie, ich glaube aus Tours. Nun verkehrte seit einiger Zeit bei Herrn Crété ein junger Verwandter von ihr, ebenfalls ein adeliger Herr, der nicht allein in Paris erzogen worden war, sondern auch ganz die leichtsinnige, verderbte Gesinnung der Pariser besaß, wie sie uns Augier, Sardou, Dumas, Zola und andere ja deutlich genug schildern. Der war gerade so wie ich — jetzt nach 30 Jahren darf sie ja hören, daß ich es damals war — bis über die Ohren in die schöne Madame Crété verschossen, aber, aber es war doch etwas anderes, denn er dachte pariserisch und ich deutsch, d. h. ich schwärmte für die Dame und verehrte sie; er begnügte sich damit nicht und hoffte seitens der durchaus ehrbaren Dame auf Gegenliebe. Natürlich erlebte er hierin eine Enttäuschung; ja er scheint sogar gründlich abgefahren zu sein, denn eines schönen Tages kam er im Park zu mir und erklärte mir mit ziemlich deutlichen Worten, daß einer von uns beiden zu viel auf der Welt sei. Anfangs verstand ich ihn gar nicht,

und dann glaubte ich, der Mensch sei übergeschnappt. Endlich wurde mir klar, daß er der Ansicht sei, meine schöne Hausfrau begünstige mich mehr als ihn und deshalb seien seine Bemühungen vergebens. Zuerst lachte ich ihn nun gründlich aus. Dann ließ ich mir vom Burschen meinen Revolver, Patronen und eine Scheibe bringen und lud ihn zum Scheibenschießen ein. Da ich schon damals jede Art von Schießen als Hauptsport trieb und mit meinem Revolver gründlich eingeschossen war, so konnte ich mir alle möglichen Witze erlauben. Wir schossen auf dreißig Schritte. Ich bezeichnete scherzhaft einen Teil der Scheibe als seinen Arm, einen anderen als Fuß, Kopf, Herz ꝛc. und hatte das Glück, mit jedem Schusse den vorher angesagten Teil zu treffen, während er selbst in seiner Aufregung die Scheibe ganz fehlte. Diese Übung hatte ihn doch recht abgekühlt, und als ich ihm schließlich erklärte, daß ich zwar Madame Crété ungemein verehre, sie mir aber nicht näher stehe wie jede andere Dame der Gesellschaft, so beruhigte er sich schließlich ganz und schien zur Ansicht gekommen zu sein, daß auf der Erde doch noch für uns beide Platz sei. Trotzdem ich ihm also nicht im Wege war, scheint er aber doch keine besonderen Erfolge gehabt zu haben, denn er ließ sich immer seltener, endlich gar nicht mehr sehen. Vielleicht hat er in Paris mehr Glück gehabt als in Corbeil.

Nun muß ich aber doch mein Brückenabenteuer erzählen.

Die Mitte der während des Krieges von den Franzosen gesprengten, nach dem Friedensschluß aber wiederhergestellten Brücke war die Grenze, welche von unseren Leuten nicht überschritten werden durfte, und bildete außerdem für die Franzosen, die herüber wollten, den Punkt, wo sie sich ausweisen mußten, ob sie nicht Angehörige der Kommune waren. Mitte Juni, also gerade in der Zeit, wo ich meiner reizenden Hausfrau recht tüchtig, natürlich in allen Ehren den Hof machte, traf mich dort wieder einmal die Wache.

Es war ein herrlicher Morgen. Ich lehnte auf dem höchsten Teil der Brücke an dem Geländer, sah meinen Unter=

offizieren zu, wie sie die verdächtig aussehenden oder ihnen fremden Leute nach dem „laisser passer“ fragten, und blickte sinnend über den Fluß und seine malerischen Ufer. Später wurde ich wieder lebhaft an jene Gegend erinnert, als ich nämlich in der neuen Pinakothek zu München das Bild von Heinrich Lang „Übergang des II. bayerischen Armeekorps über die Seine bei Corbeil am 17. September 1870“ sah. Es behandelt zwar eine Episode aus dem Sommer von 1870, während wir im Sommer 1871 dort waren. Allein mit Ausnahme der zu unserer Zeit nicht mehr existierenden Schiffsbrücke und der wiederhergestellten Hauptbrücke stimmte es auch für uns und hat mich sehr erfreut.

Ich lehnte also, wie gesagt, an dem Geländer und sah spazieren. Die meisten täglich wegen ihrer Geschäfte passierenden Leute kannten mich, grüßten höflich und wurden natürlich ohne jeden Anstand vorbei gelassen.

Da plötzlich betritt eine junge Dame, welche schon von weitem durch ihre elegante Toilette meine Aufmerksamkeit auf sich zog, die Brücke. Sie nähert sich; ich erkenne ein geradezu reizendes Gesichtchen und wende natürlich keinen Blick mehr von der entzückenden Erscheinung ab. Eine solche zarte Hautfarbe, ein so niedliches Stumpfnäschen, so vergißmeinnichtblaue Augen, ein so kleines, rosenrotes Mündchen, alles dies umrahmt von langen, goldblonden, beinahe rötlichen Locken sieht man nicht alle Tage. Dazu ein tadelloser Anzug, pfirsichfarbig, bis auf die Handschuhe und den Sonnenschirm genau zusammenpassend, da mußte ich ja, wie man sagt, ganz weg sein.

Als sie auf die Höhe der Brücke kam, trat ich vor sie hin, so daß sie stehen bleiben mußte, grüßte höflich und begann:

„Pardon Madame. Votre laisser passer, s'il vous plait.“

„Comment, Monsieur? Man hat mir doch gesagt, daß ich keinen Ausweis brauche, um über die Brücke zu gehen.“

„Das ist eine Irrtum, Madame, denn ohne Paß dürfen Sie nicht über die Seine kommen.“

„Aber Sie lassen doch andere Leute unbeanstandet über

die Brücke. Warum werden z. B. dieser Herr und jene Bauernfrau nicht angehalten?"

„Weil sie entweder meinen Unteroffizieren bekannt sind oder nicht gefährlich aussehen."

„Aber, mein Gott, sehe ich denn gefährlich aus?" — Ihr scheinbares Erschrecken bei diesen Worten war kostbar.

„Gewiß, Madame. Seit ich auf der Wache bin, ist noch niemand über die Brücke gekommen, der mir so gefährlich erscheint wie Sie."

„Ich verstehe sie nicht."

„Aus Ihren wunderbaren Augen sprüht ein Feuer, das ganze Kompanien niederwerfen kann."

Jetzt verstand sie. Nun aber war sie die echte, wirklich reizende Französin, und es dünkt mir, als ob manche unserer Damen sich an ihr hätte ein Beispiel nehmen können. Da war keine Rede von einem Erzürnttun oder gar von einem Beleidigtseinwollen. Im Gegenteil, sie lächelte so entzückend, so verführerisch, daß es in meinem Herzen sofort Generalmarsch schlug. Das war aber auch alles, denn jede ihrer Bewegungen, ja der Ausdruck ihrer blauen Augen selbst verriet trotz des schalkhaften Lächelns so sehr die unnahbare, vornehme Dame, daß es mir nicht im Traume eingefallen wäre, auch zum Sturme überzugehen oder selbst unvorsichtige oder falsche Laufgräben in Gestalt von zu derben Witzen anzulegen. Auch hütete ich mich, zu zeigen, wie es in meinem Innern trommelte und rumorte, höchstens die Augen verrieten den Alarm; die hat man ja nicht in der Gewalt.

Die entzückende, vielleicht neunzehn bis zwanzig Jahre alte Französin tat also gar nicht blöde, sondern erwiderte ganz lustig auf meine obige Anrede:

„Meine Macht scheint aber doch nicht so groß zu sein, als Sie angeben, denn es gelingt mir ja nicht einmal, den ersten feindlichen Offizier, der mir begegnet, niederzuwerfen."

„Doch, doch, Madame. Ich fühle schon, daß ich unterliege und Platz machen muß. Bin ich, wie Sie sagen, der erste

feindliche Offizier, dem Sie begegnen, so haben Sie Ihren ersten Sieg errungen. Der Weg ist frei."

Trotzdem ich nun, mich verbeugend, Platz machte, blieb sie doch noch stehen und fuhr scherzend fort: „Ich muß wenigstens meinem Gegner zuerkennen, daß er mit Ehren unterlag. Dies nahm ich auch vorher an, denn ich kannte ihn ja schon und habe von Leutnant Tanera nichts anderes erwartet. Vielleicht können wir über den Friedensschluß noch verhandeln. Au revoir!"

Damit neigte sie leicht grüßend das niedliche Köpfchen und setzte ihren Weg fort, während sie mich in keiner kleinen Überraschung zurückließ. Trotzdem ich ihr nachblickte, solange ich konnte, und, leider vergeblich, auf ein Umsehen ihrerseits wartete, ließ ich alle hübschen Französinnen, die ich bis jetzt gesehen, an meinem geistigen Auge Revue passieren, aber umsonst. In der Umgegend von Paris? Sollte ich sie da gesehen haben? Nein, das war nicht möglich, denn die Welt, die dort mit uns verkehrte, war eine ganz andere, zu der diese Dame nie, nie gehörte. Also in irgend einem Schlosse, in dem ich einquartiert war? Ja, so mußte es sein. Aber dann hatte man das schöne Burgfräulein so gut versteckt, daß es wohl mich gesehen, ich es aber durchaus nicht entdecken konnte.

Vielleicht sollte ich sie ja wiedersehen, um, wie sie sagte, über den Friedensschluß zu verhandeln. Aber wann und wo? Ich kannte weder ihren Namen, noch ihren Wohnort. Na, es wird wohl nur so eine Redensart gewesen sein! Je nun, machen wir wieder lustig der schönen Madame Crété den Hof; nützt es nichts, so schadet es auch nichts, und den Hof machen muß man ja, wenn man ein junger Leutnant und nicht gerade blind gegen weibliche Reize ist! Daß ich trotz dieses Entschlusses keinen Moment von der Brücke wich, bis die Stunde der Ablösung schlug, kann sich der Leser denken. Ich wartete aber vergebens; sie kam nicht wieder.

Kaum war ich abgelöst, so kehrte ich in mein hübsches Quartier zurück und zog mich salonmäßig an, d. h. ich warf mich in den Waffenrock erster Garnitur und in die lackierten,

hohen Stiefel. Damals kannte man schon wieder den Luxus von zwei Garnituren.

Nun begab ich mich in die „salle à manger", um wie alle Tage an dem sogenannten ersten Frühstück der Familie teilzunehmen.

Es war noch niemand da. Endlich kam meine Hausfrau.

„Bon jour, mon lieutenant! Wie ist Ihnen die Wache bekommen?"

„Ganz gut, chère madame Crété, aber ich habe mich sehr nach Hause zurückgesehnt, um von neuem Ihre entzückende Stimme zu hören. Das Lied, welches Sie vorgestern abend zuletzt sangen, war himmlisch. Darf ich es nicht noch einmal hören?"

„Vielleicht. Wir werden sehen. Also Sie haben sich auf der Brücke recht gelangweilt?"

„Gewiß. Wie ist es anders möglich, wenn man ein so reizendes Heim hat, wie ich, und 24 Stunden lang dasselbe nicht sehen darf? Meine Gedanken waren immer hier."

„Nun sind Sie ja wieder auf lange Zeit frei. — Wir wollen aber zu Tische gehen. Vorher möchte ich Sie nur gern meiner Schwester vorstellen, die heute mit uns speist und uns mit meinem Mann im Salon erwartet. Bitte, kommen Sie."

Im Nu ahnte ich, was mir bevorstand, und richtig, so war es; ich sah mich vor meiner reizenden blonden Feindin von der Brücke.

„Liebe Schwester, erlaube, daß ich dir den bei uns einquartierten Leutnant Tanera vorstelle."

„Meine Schwester, Fräulein de l'Albadie."

Daß ich während meiner stummen Verbeugung wie mit Purpur übergossen war, kann man sich denken. Aber die Sache kam noch toller. Der kleine Satan -- ich meine die Schwester — tat, als ob er mich in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen und richtete die alltäglichsten Fragen an mich. Dabei sekundierten Herr und Frau Crété so famos, daß ich wirklich zur Überzeugung kam, das Bösewichtchen habe unsere Begegnung tot geschwiegen. Ich kannte eben damals die Frauen noch nicht.

Anfangs muß ich einen recht dummen Kopf gemacht haben, schließlich aber fand ich mich in die Lage und beschloß, mit der Schwester recht liebenswürdig, aber doch so zurückhaltend zu sein, daß ich mir in den Augen der Hausfrau nicht schadete. Später wollte ich letzterer gelegentlich beibringen, daß ich mich verpflichtet gehalten hätte, mit ihrer Schwester recht höflich zu sein, gerade weil es eben ihre Schwester sei.

Bei Tisch ging die Sache ganz gut, obwohl man mich zwischen die beiden Damen setzte. Man plauderte so unbefangen, daß ich bald ganz der alte, durchaus nicht schüchterne junge Leutnant war. Als aber Herr Creté sich verabschiedete und die jungen Damen mich aufforderten, mit ihnen im Garten Kaffee zu trinken, wurde die Sache anders.

Meine Hausfrau führte den ersten Schlag.

„Denke dir nur, liebe Schwester, der arme Leutnant mußte 24 Stunden auf der Wache sein. Ist das nicht entsetzlich langweilig?"

„Ja, das glaube ich auch. Den ganzen Tag in dem dumpfen Wachzimmer sitzen und gar keine Abwechslung haben; ich denke mir das schrecklich geisttötend."

„Er darf sich zwar hie und da auf der Brücke aufhalten."

„Richtig, um verdächtigen Personen die Pässe abzufordern."

„Verdächtigen", platzte ich heraus, „habe ich nicht gesagt, Mademoiselle, sondern gefährlichen, und daß Sie zu den ganz gefährlichen gehören, sehe ich jetzt erst recht ein, denn es freut Sie königlich, mich grausam zu martern."

„Mais, mon cher lieutenant, kennen Sie denn meine Schwester schon von früher?" begann wieder die Hausfrau mit unbefangenster Miene. Nun wurde es mir doch zu bunt, und ich drehte den Stiel um.

„Als ob es möglich wäre, Mademoiselle nicht beim ersten Anblick sofort zu erkennen, wenn man Rue de Soisy Nr. 3 im Quartier liegt. Sind doch diese Taubenaugen, dieses Schelmen-

gesichtchen, diese verführerischen Lippen, dieses ganze Figürchen eine ins Blonde übertragene Kopie meiner reizenden brünetten Hausfrau. Jeder, der nur einigen Sinn für Familienähnlichkeit hat, muß dies sofort erkennen."

„Aber, lieber Leutnant, meine Schwester ist ja gar nicht meine leibliche, sondern nur meine Stiefschwester."

Ich muß daraufhin ein klägliches Gesicht gemacht haben. Jetzt saß ich nämlich erst recht in der Patsche und wußte mich nicht mehr daraus frei zu machen. Ich gab alle weiteren Gegenangriffe auf, sondern machte regelrecht pater peccavi.

Natürlich wurde ich tüchtig geneckt und ausgelacht, aber ich erhielt auch die Absolution, und selten habe ich mich besser unterhalten als an jenem Nachmittag in Gesellschaft dieser beiden geistreichen, liebenswürdigen und hübschen Französinnen.

Nachdem wir von Corbeil wegzogen, kam ich lange nicht mehr mit Damen der guten Welt Frankreichs in Verkehr. Da fiel mir denn oft ein Satz ein, den mir einmal eine Französin schrieb. Es war der Schluß einer Klage über die Trennung und lautete: „Je suis comme un pauvre papillon, qui ne trouve plus de fleurs pour se nourrir."

So ein Schmetterling war ich damals auch, nur daß ich bald wieder Blumen fand, um in ihrem Duft zu schwelgen.

Eine andere Szene in Corbeil, die ich erlebte, brachte mir die fragliche Ehre, namentlich im „Petit journal" von Paris erwähnt zu werden. Ich ritt einmal in dienstlichem Auftrage nach dem auf dem linken, uns für gewöhnlich verbotenen Ufer gelegenen Friedhofe in der Nähe des Château de Nagis. Plötzlich stürzte aus einem Hause ein Bursche von etwa achtzehn Jahren heraus, griff meinem Pferd in die Zügel, hielt mir ein vorsintflutliches Steinschloßpistol entgegen und schrie mir zu, ich solle absteigen. Während auf meinen Wadendruck hin Schah — mein Schimmelhengst — gerade in die Höhe stieg, sauste meine Reitpeitsche dem Bengel so gewaltig über die Hand, daß er sofort die Pistole wegwarf und heulend wieder in der Bäckerei, aus der er gekommen, verschwand. Einige Nachbarn erklärten

mir, daß der Junge geisteskrank sei, und ich gab daher der kleinen Episode keine Folgen. Natürlich brachte „Le petit journal“ die Sache ganz anders und ließ mich dabei eine recht komische Rolle spielen. Nun man wußte schon damals, daß man französische Zeitungen nicht ernst nehmen könne, wenn von Deutschen die Rede war, und in Corbeil erfuhr ja am gleichen Nachmittag schon die ganze Stadt, wie sich alles zugetragen; also war mir der gehässige Bericht des Pariser Blattes nicht nur einerlei, sondern er machte mir sogar viel Spaß. Es teilten überdies mein Kommandeur und viele Kameraden mit mir den Vorzug, namentlich im „Petit journal“ angeführt zu werden. Auch das große Ereignis, daß ich verschiedenen Mädchen Fensterparaden ritt, erzählte dieses Blättchen den Parisern. Nur behauptete es, die Schönen hätten vor mir schnell die Fensterläden geschlossen. Darüber könnte ich anderes erzählen, allein „Diskretion ist Ehrensache“ heißt es in solchen Fällen.

Eine lustige Fahrt erlebte ich mit einem Bataillonskameraden, dem kleinen Leutnant Schickel. Er war ein guter Mensch, aber Geschicklichkeit gehörte trotz seines Namens nicht zu seiner Stärke. Wir wollten vorn in Charenton Besuche machen, gingen nach der Bahnstation Lieusaint, stiegen in den Zug und fuhren ab. Im Koupee saßen einige Franzosen, die uns mit mehr erstaunten als feindseligen Blicken ansahen.

„Du, Tanera, was ist denn das? Der Zug hält ja in Combs-la-Ville gar nicht.“

„Ja, das ist merkwürdig. Ich weiß nicht, was das bedeuten soll.“

Wir fuhren weiter.

„Donnerwetter, der hält in Brunoy auch nicht. Wir sind in einem direkten Zug und fahren nach Paris.“

„Und noch dazu in Uniform. Die Sache kann gut werden.“

An der Station Villeneuve fuhren wir auch ohne weiteres vorbei; es war kein Zweifel mehr möglich, der Zug hielt erst in der „gare de Lyon“ in Paris selbst.

„Was tun?"

„Ich springe in Charenton aus dem Zug."

„Dabei kann man den Hals brechen."

„Ist schon möglich. Aber wenn wir nach Paris in Uniform kommen, erhalten wir vom Plebs einfach Prügel. Die Freude, deutsche Offiziere zu hauen, gönne ich den Franzosen gar nicht, lieber riskiere ich meine Knochen."

„Wenn wir aber unter die Räder kommen?"

„Dagegen muß man eben vorsorgen und weit vom Zug wegspringen."

„Ja, du hast gut reden. Du bist ein guter Turner; ich aber nicht."

„Schadet nicht. Du schaust mir einfach zu. Glückt mir die Sache, so machst du es nach. Es kommt nur darauf an, sich zurückzulegen und doch tüchtig seitwärts zu springen. Halte nur den Säbel weg, damit er dir nicht zwischen die Beine kommt, und springe ja nicht mit den Fersen, sondern mit den Ballen auf, sonst schadet dir der heftige Stoß. Übrigens fahren ja die Züge meist durch Bahnhöfe langsamer, und in Charenton ist ein sehr ausgedehnter, breiter Perron."

„Wenn es aber nicht glückt?"

„Schlage ich mir in Charenton die Nase auf, dann kannst du immer in dein Koupee zurücksteigen und dir deine Prügel in Paris holen. Du wirst dort übrigens sehr der Blamierte sein, denn du kannst ja kein Wort französisch."

„Das ist wahr. Wenn wir doch beide sitzen blieben und uns gleich an einen französischen Gendarmen wendeten."

„Fällt mir nicht ein. Ich springe heraus. Da kommt Charenton; also auf."

Ich kümmerte mich nicht weiter um Freund Schickel, öffnete die Wagentür und stellte mich sprungbereit auf das Trittbrett. Als Schickel sah, daß ihm nichts half, folgte er ganz schneidig nach. Allmählich sahen aus allen Wagenfenstern die Reisenden heraus und warteten, was es gäbe. Auch der Lokomotivführer mußte uns bemerkt haben, denn der Hallunke

vermehrte die Schnelligkeit des Kurierzuges noch, statt sie in der Nähe des Bahnhofes von Charenton zu mindern.

Der Perron kam.

„Schau mir genau zu. Zurücklegen, Säbel weg, seitwärts und auf die Ballen springen, vorwärts sehen, so —“

Ich sprang ab, kam gut auf die Beine, mußte infolge der rasenden Geschwindigkeit etwa dreißig Schritte laufen wie besessen, dann hatte ich mich wieder in der Gewalt, konnte aufsehen und schrie nun möglichst laut: „Schickel los!“

Mein Kamerad faßte sich ein Herz, sprang auch ab, drei Schritte drehte es ihn seitwärts, dann brachte er richtig den Säbel zwischen die Beine, flog auf den Boden wie ein geprellter Frosch, wälzte sich ein paarmal herum wie ein gerollter Sack, rutschte noch ein Stück auf dem Perron fort und blieb dann liegen. Als ich herbeikam, machte er aber schon wieder Anstalten aufzustehen. Nun richtete ich ihn ganz auf und glaubte mindestens, es handle sich um einige gebrochene Knochen. Davon war aber keine Rede. Die ersten Worte, die Schickel sprach, lauteten: „Du, Tanera, mich hat's, scheint's, doch tüchtig hingehauen.“ — Ich lachte gerade hinaus und entgegnete nur: „Mir scheint es auch so.“

Eine genauere Inspektion ergab, daß zwar seine Uniform tüchtig zerrissen, der Säbel gründlich verbogen und die Handschuhe durchscheuert waren, der ganze Korpus aber außer einigen verschundenen Stellen keine Verletzung zeigte. Wir klopften und putzten nun den Sand und Schmutz, so gut es ging, aus der Uniform und machten uns dann lustig und guter Dinge auf den Weg in die Stadt. Schickel schien über meine Anerkennung seines schneidigen Wesens recht erfreut und meinte, zur Feier des guten Gelingens der Geschichte müßten wir doch einer Flasche Champagner den Hals brechen, da wir selbst ihn ja nicht gebrochen hätten. Natürlich war ich einverstanden, und bald hatten wir bei dem perlenden Schaumwein die ausgestandene Sorge vergessen. In Zukunft sahen wir aber vor jedem Ein=

steigen genau nach, ob wir nicht wieder in einen direkten Zug nach Paris gelangen würden.

Mit zu den sehr hübschen Tagen gehörten auch jene, an welchen ich in dem wirklich prächtigen Park des Monsieur Darblay spazieren ritt. Am liebsten hätte ich auch in seiner Fasanerie gejagt, da aber die Schonzeit der Fasanen von April bis einschließlich August dauert, so hätte es sich mit meinem Jagdgewissen doch nicht vertragen, ein solches Tier jetzt zu schießen, denn eine Ausrede auf den „Hammel" war ja schon lange nicht mehr am Platz.

Unser Aufenthalt in Corbeil war kein ununterbrochener, sondern wiederholt mußten wir das nette Städtchen verlassen, besonders während der Kämpfe der Versailler gegen die Kommune. Von dieser wird im nächsten Kapitel die Rede sein.

Wenn wir dann nach wochenlanger Abwesenheit wieder in die Rue de Soisy einmarschierten, dann war es uns, als ob wir in eine heimatliche Garnison zurückkehrten, und endlich als die Trennungsstunde für immer schlug, erging es wohl manchem Kameraden wie mir, daß er nämlich ein Stückchen seines Herzens dort zurückließ. Freilich wächst bei einem jungen Leutnant ein solches fehlendes Stückchen schnell nach, besonders wenn er in eine Gegend kommt, wo auch schöne Mädchen wachsen. Daran fehlte es aber in den Ardennen ebenfalls nicht.

Dennoch bleibt Corbeil für mich der Glanzpunkt der in Frankreich verlebten Friedenszeit, und darum leere ich zum Schluß ein Glas echten Müncheners auf das Wohl von Corbeil und seiner freundlichen Bewohner des rechten Ufers.

XXVII.

Während der Kommune.

Es waren doch wirklich seltsame Heringe, diese Franzosen von 1871. Haben da in dem langen Kampf mit uns Deutschen wahrlich zur Genüge erfahren müssen, was das Wort „Krieg“ bedeutet! Nun hatten sie noch nicht einmal genug davon und schlugen sich vor unseren Augen aufs neue untereinander herum, daß schließlich 20,000 Mann der Versailler Armee und 45,000 Kommunards tot und verwundet den Boden im Süden und Südwesten von Paris und vor allem die parkettartigen Pflaster der Straßen, Boulevards und Plätze der Hauptstadt selbst bedeckten. Dazu kamen dann noch diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand gefangen und standrechtlich erschossen wurden, — und das waren auch nicht wenige!

Es mag zwar wahr sein, die Pariser brauchen hie und da einen tüchtigen Aderlaß, denn sie sind einfach zum großen Teil — übergeschnappt; allein gerade nachdem wir sie so geschoren hatten, und noch dazu in Gegenwart des mit Gewehr bei Fuß zuschauenden Feindes! Das ging doch gegen jeden Anstand. Überhaupt Schamgefühl haben die Pariser nicht viel gezeigt, trotz ihrer schwulstigen Phrasen und ihres Auftretens, als ob die Männer alle Generale Gawrilowitsch Kantschukoffs und die Frauen Großherzoginnen von Geroldstein wären.

Eigentlich ging uns ja die ganze Geschichte gar nichts an. Wir saßen in der Proszeniumsloge, sahen mit dem Operngucker der ganzen Tragödie zu und machten uns unsere Gedanken.

Vom Anfang der Kommune merkten wir recht wenig. Wir lagen in Corbeil in unseren vorzüglichen Quartieren. Es kamen nur einige Ordres, welche uns empfahlen, ein wachsames Auge auf verdächtiges Gesindel zu haben. Wachsam zu sein, hatten wir aber im Feldzug gründlich gelernt, und es fiel uns daher nicht schwer. Komisch war es aber doch, daß

wir, während da drüben auf dem linken Seineufer Kanonen krachten und Granaten nach Paris von Franzosen gegen Franzosen geschleudert wurden, lustig Detail klapperten, d. h. Griffe nach Zählen übten, dann wieder Felddienstübungen machten und uns ganz so verhielten, als ob wir im tiefsten Frieden daheim in Kempten wären und uns auf die Besichtigung durch den General vorbereiteten.

Am 16. Mai erhielt die Sache schon einen etwas ernsteren Anstrich; unser Armeekorps wurde nämlich dichter bei Paris zusammengezogen und wir Jäger kamen nach Pontault und am 17. nach Roissi bei Ferrières. Aber auch dort hatten wir noch gute Tage. Schon der nächste Abend zeigte uns freilich, wie schaurig es in Paris zuging. Wir hatten eine lustige Felddienstübung gemacht und die Kompanie kehrte in ihr Quartier zurück. Da die Kritik und das Sammeln auf der Straße von Ouzouer-le-Ferrière nach Paris stattgefunden, so marschierte ich gar nicht mit nach Roissi und überredete auch meinen Hauptmann, nach Ormesson und Chennevières mit mir zu reiten. Ein jüngerer Kamerad führte die Kompanie nach Hause und wir trabten los. Links vorwärts Ormesson gibt es einen Punkt, von dem man eine ganz herrliche Aussicht auf die Marne- und Seinetäler, über die Halbinsel von Varenne, über das linke Seineufer, gegen Vincennes, St. Mandé und über ganz Paris hat. Es war etwa sechs Uhr abends. Wir standen auf jenem, gewiß allen Herren des II. preußischen, württembergischen und sächsischen Korps, die vor Paris mit waren, ebenfalls wohlbekannten Punkte und betrachteten mit unseren Feldstechern das herrliche Bild vor unseren Füßen. Links vorwärts auf den früher vom II. bayerischen Armeekorps besetzten Höhen knallte die französische Artillerie auf die Forts von Paris, und diese antworteten ganz ordentlich. Da mit einem Male erschien es, als ob eine ganz furchtbare Feuergarbe aus der Erde hinter dem Pantheon und dem Hôtel des Invalides in Paris hervorbreche, sich über den ganzen Westen der Riesenstadt ausdehne und dann in den Wolken verschwinde.

Einige Momente Pause.

Dann ein Krachen und Knattern, als ob man mit 100 Geschützen zugleich Schnellfeuer abgebe.

Noch einige nachzüngelnde Blitze und Schläge.

Dann war alles ruhig; selbst die Kanonen schwiegen kurze Zeit.

„Was war denn dies?“

„Da muß ein Fort in die Luft geflogen sein!“

„Ist nicht möglich. In dieser Richtung liegt ja keines außer dem Mont Valérien, und für diesen war das Feuer zu nah und zu tief.

„Ja, was kann es denn sonst gewesen sein?“

„Ich weiß es nicht. Jedenfalls war es aber in der Stadt selbst.“

Trotz alles Studiums der Karten konnten wir an diesem Tage nicht herausbringen, was das kolossale Feuerwerk verursacht hatte. Erst später erfuhren wir, daß mitten in Paris, in der Avenue Rapp, dicht an der Seine neben dem Champ de Mars die große Pulverfabrik Rapp in die Luft geflogen sei; 14,000 Kilogramm Pulver waren explodiert. Noch lange sahen wir auf die unglückliche Stadt. Dann ritten wir nach Hause, während das Kanonenkonzert wieder in voller Kraft ertönte.

„In dem Paris geht es doch schaurig zu!“

„Bin wahrhaftig froh, daß wir da nicht mittun müssen.“

„Lieber noch zehn Feldschlachten als nur einen dreitägigen Barrikadenkampf oder noch ein Ortsgefecht wie in Bazeilles und in den Vorstädten von Orleans.“

„Ja, und die Kerls scheinen sich noch ganz verteufelt zu wehren. Haben eben nichts zu verlieren als das Leben, und das geben sie billig. Übrigens, wer weiß, ob wir nicht auch noch daran glauben müssen, denn wenn die Versailler nicht mit ihnen fertig werden, dann wird uns nichts übrig bleiben, als auch ein Wort drein zu reden, sonst bringen die Franzosen ja keine Re=

gierung zustande, welche den geschlossenen Frieden anerkennt und uns Garantien für Erhaltung desselben bietet."

„Vielleicht! Aber ich kann nur wiederholen, möge uns Gott davor bewahren, uns in diesem Paris mit einer solchen Bande herumraufen zu müssen! Ja für Kaiser und Reich, da will ich jedes Jahr ausmarschieren und meine Haut zu Markte tragen, solange sie zusammenhält. Aber um einem Thiers zu helfen, das Lumpengesindel von Paris zu Paaren zu treiben, da würden mich meine Knochen und die unserer Leute dauern."

„So denke ich auch. Können aber nichts tun als warten. Der Kaiser und Bismarck werden's schon recht machen."

Das, glaube ich, war damals nicht unsere Ansicht allein, sondern auch die der anderen Kameraden.

Gott sei Dank blieben wir von der ekligen Geschichte, die Kastanien für Fremde aus dem Feuer zu holen, verschont. Am 19. und 20. Mai war es etwas ruhiger. Mag sein, daß der Ostwind den Kanonendonner nicht so recht zu uns bringen ließ. Wir benützten daher die Gelegenheit, das berühmte Schloß Ferrières, die Sommerresidenz des Geldbarons von Rothschild, genau zu besichtigen. Ich will darüber nicht urteilen; verstand damals auch nicht genug von solchen Prachtbauten. Aber ich will den Eindruck kurz schildern, den das Schloß auf mich machte. Es kam mir vor wie ein Sammelsurium der kostbarsten Schätze, die man finden kann und welche hier zum Verkaufe durcheinander aufgestellt wären. Schon das Äußere wollte mir nicht gefallen. Es ist im Stile der italienischen Spätrenaissance erbaut, aber so mit allem möglichen Zeug überladen, daß es auf mich wenigstens nicht den Eindruck eines vornehmen Palastes, sondern den eines geschickt hergestellten Zuckerwerkes eines Konditors machte. Innen sah ich freilich ganz herrliche Kunstgegenstände. Sie waren aber bunt durcheinander geworfen wie bei einem Trödler. Man mußte sich ordentlich erst einen Weg bahnen, um z. B. durch den sogenannten Konversationssaal zu kommen. Da standen japanische Throne, moderne Billards, alte, eingelegte Schränke, ein Spinett,

ich glaube aus der Zeit Ludwigs XIV., Rokokomöbel, antike Statuen, ganz neue Guéridons, spanische Wände, chinesische gold- und silbergestickte Möbel, alles bunt durcheinander mitten im Saal. An den Wänden hingen Bilder aller Schulen und Zeiten und auf den Böden lagen reiche Teppiche und seltene Tierfelle. Einige Nebenzimmer, die einfacher gehalten, gefielen mir viel besser. Aber raffiniert zu leben, weiß der Besitzer. Z. B. befand sich die Küche nicht im Schloß selbst, sondern seitwärts in einem unterirdischen Bau, der von oben wie ein Gartenpavillon aussieht. Damit aber die Speisen warm auf die Tafel kommen, geht eine Eisenbahn durch einen Tunnel von der Küche bis in das Schloß. Auf dieser laufen kleine geheizte Waggons und bringen die Schüsseln direkt in den Aufzug, durch welchen sie in den Speisesaal vermittelt werden.

Mehr als das Schloß mit seinem geschmacklosen Durcheinander imponierten mir die prächtigen Ställe. Es sind die schönsten, die ich kenne. Auch der Park ist sehr schön. Am meisten interessant war es mir, die Zimmer zu sehen, in denen unser Kaiser gewohnt hatte. Es sind die einfachsten. Der herumführende Diener war des Lobes voll über unseren erhabenen Monarchen nnd sein ganzes Gefolge. Nur konnte er nicht begreifen, daß ein so mächtiger Fürst in einem so miserablen — so drückte er sich aus — Feldbett schlafen könne, wie der Kaiser von Deutschland. Auch das Zimmer, in welchem im September 1870 die Verhandlungen zwischen Bismarck und dem französischen Minister Jules Favre gepflogen wurden, unterwarf ich einer genauen Besichtigung.

Die folgenden Tage hatten wir wieder lustig Felddienst geübt, während sie in Paris immer mehr aufeinander losknallten und täglich neue Brände die Wirkung der Versailler Granaten kennzeichneten.

Plötzlich in der Nacht vom 22. zum 23. Mai um 1½ Uhr blies es Alarm. Hu, wie waren wir da geschwind aus den Federn! „Schwaninger (mein Bursche), du bleibst da und

packst den Koffer. Wenn es Tag wird, suchst du das Bataillon vorwärts gegen Paris."

„Werd's schon finden, Herr Leutnant."

Wir marschierten ab. Es war sehr dunkel. Auf der Höhe von la Queue hielten wir einige Zeit. Da machten unsere Leute und offen gestanden wir selbst Augen über das interessante Schauspiel vor uns! Die Versailler hatten nämlich — was wir freilich erst später erfuhren — am 21. die Umfassung in der Nähe der Porte de St. Cloud gestürmt und bereiteten sich zum Hauptangriff auf die innere Stadt vor. Daher jagten sie Granaten und Schrapnells nach Paris hinein, was es nur Zeug hielt, und die Kommunards blieben keine Antwort schuldig. Die in der Luft krepierenden Schrapnells sahen aber, wenigstens für uns unbeteiligte Zuschauer, ganz reizend aus. Wie zahllose Sternschnuppen kamen uns diese überall auftauchenden, kleinen Blitze vor, und nur das bei Nacht noch deutlicher hörbare Geknatter verriet die wahre Ursache des hübschen Feuerwerkes. Dazu die Glutstrahlen, welche aus den im Dunkel freilich nicht erkennbaren Forts Ivry, Montrouge ꝛc., die noch den Kommunards gehörten, heraussprühten, und die vielen Brände in der Stadt, welche freilich nach drei Tagen noch ganz andere Ausdehnungen annehmen sollten — es war ein schaurig-schönes Bild. Früh morgens kamen wir nach Creteil und bezogen dort Quartiere. Unser ganzes Armeekorps war jetzt dicht an der Umfassung von Paris versammelt; die vorher aufrecht erhaltene neutrale Zone wurde auf Grund einer Vereinbarung mit der Versailler Regierung von uns überschritten, und unsere Posten standen nun teils dicht an dem Walle der Stadt, teils nur 200—300 Schritte von ihm entfernt. Bei dieser Konzentration erlebten wir sonderbare Geschichten, welche uns manchen Einblick in den Charakter der Pariser gestatteten. So z. B. sah ich auf einem kleinen Platz in St. Mandé, der dicht an den von den Kommunards besetzten Wall angebauten Vorstadt von Paris, ein Karussell. Dasselbe ging lustig im Kreis herum, Kinder saßen jubelnd auf den kleinen Pferden von Holz; eine

Drehorgel spielte einen Gassenhauer und das Gekrache des Geschütz- und Gewehrfeuers bildete die Begleitung. Die Kinder und den Karussellbesitzer begreife ich. Erstere verstanden nichts vom Ernst der Lage; letzterer wollte Geld verdienen. Aber die Eltern der Kleinen, welche diese aus dem Zimmer ließen, wo jeden Moment zwischen den von den Versaillern uns in die Arme getriebenen Kommunards und uns selbst ein blutiger Straßenkampf hier in St. Mandé ausbrechen konnte — diese Eltern verstehe ich nicht.

Frauen, auch Männer haben uns hier als ihre Lebensretter mit einem Entgegenkommen aufgenommen, als ob wir ihre aus der Ferne zurückgekehrten Brüder wären; andere zeigten sich trotz unseres Schutzes als verbissene Deutschenhasser. Am merkwürdigsten fand ich die Äußerungen verschiedener, ganz anständig aussehender Herren in Vincennes, mit denen ich mich längere Zeit unterhielt.

„Was aus Paris wird?" entgegnete einer auf die von mir geäußerte Frage. „Ganz Paris wird ‚kaput' sein." — Jeder Franzose drückte damals die ärgste Zerstörung mit dem von unseren Leuten angenommenen Wort „kaput" aus. „Ganz Paris wird niedergebrannt werden", fuhr er fort. „Wen man mit den Waffen in der Hand zum Gefangenen macht, der wird erschossen oder wenigstens nach Cayenne oder Neu-Kaledonien transportiert."

„Aber Ihre schönen Prachtbauten?"

„Die bauen wir später wieder auf. Wir haben Geld genug."

„Und die vielen toten und verwundeten Bürger?"

„Tut nichts. Je mehr zugrunde gehen, desto mehr gibt es Platz für andere, die dann leichter Arbeit und Verdienst finden."

So oder auf ähnliche beispiellos leichtsinnige Art äußerten sich die meisten der Leute, die ich hier kennen lernte. Nur sehr wenige zeigten, daß sie das furchtbare Geschick ihrer Hauptstadt wirklich tief bedauerten.

In Alfort Ville*) — doch ich will dies genauer erzählen. Mit einigen Kameraden erstieg ich am 24. Mai nachmittags eine der hohen Mietskasernen, welche sich hart am rechten Seineufer entlang ziehen, und in einem gegen Westen und Südwesten Aussicht gewährenden Zimmer des fünften Stockwerkes richteten wir uns eine Art von Observatorium ein. Das Haus war mit Ausnahme der Wohnung eines Kohlenhändlers leer und durfte auch von unseren Truppen nicht belegt werden, da es den gegen Fort Ivry geschickten Granaten der Versailler zu sehr ausgesetzt war. Vor allem schleppten wir aus den unteren Stockwerken einige dort noch vorhandene Matratzen hinauf, um wenigstens gegen Sprengstücke oder Schrapnells geschützt zu sein. Wir verbarrikadierten nämlich mit diesen ausgezeichneten Schutzmitteln die Fenster soweit, daß nur schmale Ritzen offen blieben, durch welche wir mit unseren Feldstechern das ganze Vorterrain überschauen konnten. Nun hatten wir nur Vollgranaten zu fürchten, denn gegen diese konnten weder die dünnen Hauswände noch die Matratzen schützen. Aber die Neugierde war zu groß. Solche kleine Unannehmlichkeiten mußte man eben mit in den Kauf nehmen, und dann vertraute man, daß die Versailler gut schießen würden. Freilich war dies nicht immer der Fall, denn einen Tag später wurde Leutnant Egler vom 11. bayerischen Infanterieregiment durch eine solche zu weit gegangene Granate verwundet und auf gleiche Art noch sechs Mann. Auch das Haus, in dem wir waren, hat am anderen Morgen ein tüchtiges Loch, zwar nicht in unser Observatorium, aber doch nahe an demselben im dritten Stockwerk eingeschlagen bekommen. An solche Möglichkeiten dachten wir in jener Zeit nicht weiter, sondern wir saßen hinter unseren Ritzen und schauten hinüber.

Fort Ivry war, genau auf der Karte gemessen, 1300 Meter, die Infanteriestellung der Kommunards 1250 Meter von uns entfernt; die nächsten Versailler standen an diesem Tage noch auf den Höhen von Saguet, etwa 3000 Meter von unserem Be-

*) Dicht bei Charenton.

obachtungsposten. Wir mußten über die verteidigenden Aufrührer hinweg gegen Südwesten sehen, um ihre Angreifer zu erblicken. Deutlich konnten wir alle Bewegungen beider Gegner erkennen. Den Geschützen, welche die Versailler auf der Höhe von Moulin de Villejuif aufgefahren hatten, sahen wir fast in die Mündungen. Man kann sich denken, daß wir bei einem solchen Schauspiel keine Langeweile verspürten, sondern stundenlang durch unsere Ritzen lugten. Da trat der Kohlenhändler aus dem ersten Stockwerk ins Zimmer und bat, ob er nicht auch aus einem der Fenster sehen dürfe. Es gab Platz genug, und deshalb gewährten wir seine Bitte.

Nachdem wir über Verschiedenes geplaudert hatten, fragte ich den Franzosen: „Sind hier in Charenton keine Anhänger der Kommune?"

„Jetzt nicht mehr, mon lieutenant, aber es waren viele hier. Ich gehörte auch dazu."

Diese Antwort überraschte mich. „Wieso?"

„Ja, sehen Sie, ich habe da unten meine Kohlenschiffe, mit denen ich meinen Handel nach Paris betreibe. Schon während des Waffenstillstandes konnte ich mein Geschäft wieder anfangen, und es ging gut, denn während der Belagerung waren die Kohlen in Paris seltener geworden als Mahagoniholz. Nun kam die Kommune. Wollte ich nicht meine Käufer verlieren, so mußte ich auch zu den „fédérés" übergehen. Also zog ich unter der Bluse meine Nationalgardeuniform an, nahm im Kahn meinen Chassepot mit, und sobald ich morgens mit meinem Schiff an die Porte de Bercy kam, setzte ich das Käppi auf, hing das Gewehr um und verkaufte so meine Kohlen. Abends kam ich wieder als ruhiger Arbeiter nach Charenton zurück. Jetzt geht es mit den „fédérés" zu Ende; ich warte, bis sie alle massakriert oder gefangen sind, und dann fahre ich in dem Anzuge, in dem Sie mich jetzt sehen, wieder nach Paris und verkaufe Kohlen wie vorher."

„Aber zu welcher Partei gehören Sie denn?"

„Zu keiner. Ich bin ein friedlicher Bourgeois und will

leben. Wer mir Kohlen abkauft, ist mein Freund, und da zum Kaufen ruhige Zustände nötig sind, so hänge ich der Partei an, die den Frieden am längsten aufrecht erhält. Jetzt scheint es mir, daß die Versailler Aussicht auf Erfolg haben, also bin ich jetzt Parteigänger der Regierung."

„Wenn in Paris viele so gedacht hätten wie Sie, dann wäre es vielleicht nicht soweit gekommen."

„Peut — être."

Wir schwiegen wieder einige Zeit und schauten.

„Ist es nicht abscheulich," begann ich wieder, „daß Ihre Landsleute sowenig auf die Kunstschätze von Paris Rücksicht nehmen und die schönsten Gebäude in Brand schießen? Die Stadt hat gewiß in den letzten fünf Tagen mehr gelitten als während der fünfmonatlichen Belagerung durch uns."

„Das ist aber jetzt etwas ganz anderes, mon lieutenant!"

„Wieso etwas ganz anderes?"

„Sie haben einfach auf Befehl des Monsieur Bismarck und des Königs von Preußen ohne jeden Grund die heilige Stadt bombardiert, und dies war ein Akt der Barbarei. Jetzt wird ein Krieg um die Anerkennung höherer Ideen geführt, und in diesem kämpft die eine Partei mit allen Mitteln um ihre Existenz."

„Und zwar mit recht zivilisierten Mitteln."

Nach diesen Worten ließ ich ihn stehen; ich hatte genug gehört. Aber wenn man auf ein solches Geschwätz eines ganz ruhig und vernünftig aussehenden Bürgers hin alle Franzosen für vollständige Narren hält, so ist es gewiß nicht zu verwundern. Die ganze Nacht über ging es ununterbrochen weiter. Zu wiederholten Malen wurden stärkere Explosionen hörbar. Wir hatten von jetzt an keinen Dienst mehr, sondern hielten uns auf alles gefaßt.

Am 25. vormittags erstiegen wir von neuem unseren Observationsposten. Die Versailler hatten in der Nacht große Fortschritte gemacht. Kaum 400 Meter vor den Wällen des Forts war eine Parallele entstanden, aus der dichte Schützenlinien gegen

das Glacis und die Hauptumfassung von Ivry feuerten. Von 1 Uhr nachmittags an sahen wir Granaten auch gegen die Kehle des Forts fliegen und von rückwärts her dort einschlagen. Die Versailler mußten also Fort Bicêtre eingenommen haben. Dadurch wurde auch unsere Lage etwas schwieriger. Jedes von den Regierungsbatterien nördlich vom Dorfe Villejuif entsendete Geschoß, das nur 1 Meter zu hoch ging, flog nämlich über den ganzen Wall hinweg, und zwar in die schmale Strecke zwischen dem Fort und der Seine, auf deren rechten Ufer wir uns befanden. Eine stärker zu hoch gehende Granate mußte in die Seine selbst oder sogar in unser Haus fliegen. So geschah es auch, und das plötzliche Rumoren und Krachen im dritten Stockwerk verriet deutlich genug, was für ein Gast sich dort einquartiert hatte. Jetzt hielten wir es doch an der Zeit, zu verschwinden und von etwas mehr geschützten Punkten aus unsere Beobachtungen fortzusetzen. Lange ließ sich aber die Neugierde nicht bewältigen. Von allen anderen Stellen sah man nur einen Teil des Schlachtfeldes; in unserem Observationszimmer hatte man aber das ganze vor sich. Also gegen 5½ Uhr stiegen wir zu zweien wieder hinauf und beobachteten weiter. Wir kamen gerade rechtzeitig, um zu bemerken, wie die Kommunards das Forts verließen, rückwärts auskniffen und der Porte de Vitry zuliefen. Die Regierungstruppen erkannten lange nicht, daß das Fort nun schwieg, sondern feuerten immer noch auf dasselbe von allen Seiten, außer von unserer hinein. Wir machten natürlich dazu unsere Glossen.

„Herrgott, daß die Kerls nicht ein einziges Mal stopfen! Sie müßten dann ja sehen, daß niemand mehr auf sie schießt!"

„Ja, und daß keine einzige Patrouille vorgeht, um zu rekognoszieren!"

„So wenn es bei uns in einem Manöver zugehen würde! Na, die Kritik!"

„Halt! Dort kommt ein Adjutant gesprengt! Richtig, der sagt ihnen, daß das Fort geräumt ist."

„Na, endlich stopfen sie doch! Jetzt gehen sie sprungweise

vor! Sieh nur dieses Durcheinander. Ich glaube, die laufen zwanzig Glieder tief. Jetzt sind die ersten schon fast auf dem Glacis und die letzten noch 200 Meter dahinter. Wenn wir so einen Anlauf —" ein Blitzen, eine Feuergarbe, ein Krachen, ein Donnern beispiellos; die Matratzen flogen uns infolge eines mächtigen Luftdruckes an die Köpfe; wir lagen rückwärts auf dem Boden; der Atem war uns momentan genommen, und dann sprangen wir wieder auf die Beine, stürzten an das nun ganz offene Fenster und staunten und schauten.

„Das war doch großartig. Was meinst du, Müller?"

„Wahrhaftig, so etwas habe ich doch in meinem Leben noch nicht gesehen."

„Das glaub' ich dir gern. Wirst es auch nicht so bald wieder sehen. Man sprengt nicht jeden Tag ein ganzes Fort in die Luft, damit wir etwas zu schauen haben."

„Die Kehle des Werkes steht aber noch."

„Ja, aber der Frontwall ist weg, und die Flanke gegen uns ist auch zur Hälfte mitgeflogen."

„Sieh nur die armen Teufel dort. Müssen viele erschlagen sein. Sie schleppen ja eine ganze Masse Verwundeter weg. Aha, trauen sich auch nicht mehr vor."

„Doch, doch, dort hinten kommt neue Infanterie. Die wird es jetzt versuchen. Im Fort kann übrigens kein Mensch mehr sein. Die wären bei solcher Beförderung ja in den Mond gereist."

Der Kampf war hier zu Ende. Die vorrückenden Kolonnen der Versailler besetzten ohne Schuß die Reste des Forts. Nur einige Patrouillen von ihnen, welche sie gegen die Hauptumfassung von Paris vortrieben, wurden noch angeschossen. Wir hatten aber genug gesehen. Man mußte doch auch mit den Kameraden über alles sprechen, und deshalb verließen wir gegen 7 Uhr unser Zimmer.

Das große Drama in Paris näherte sich immer rascher dem Schluß. Am Abend des 25. begannen die kolossalen Massenbrände. Auf Befehl der Kommune sollten ja alle öffentlichen

Gebäude der Stadt niedergebrannt werden. Etwa um Mitternacht stieg ich mit einigen Kameraden auf das Dach der sehr hoch gelegenen Brasserie bei Conflans, die sich nur etwa 1050 Meter von der Porte de Charenton in Paris befand. Der Anblick war grausig schön. Ganz Paris schien ein furchtbares Flammenmeer zu sein. Besonders in der Richtung der Tuilerien reichten die leuchtenden Gluten bis hoch gegen den Himmel. Schwarze Rauchmassen verdunkelten über der ganzen Stadt den sonst sehr klaren Sternenhimmel.

Dazu das unaufhörliche Krachen der Geschütze, das nicht eine Minute pausierende Geknatter der Mitrailleusen und des Kleingewehrfeuers!

Da drinnen mußte es schön zugehen. Wir wußten damals noch nicht, daß sie am heutigen Tage und jetzt gerade in dieser Nacht die Gefangenen ermordeten, die Geiseln erschossen, die Priester und Nonnen füsilierten usw. Aber wir konnten es uns denken. Denn daß dort keine Menschen mehr, sondern Bestien sich wehrten und daß die Regierungstruppen erbarmungslos vorgingen, das konnte man aus allem erkennen, was man hörte und sah. Auch die berühmte Vendômesäule mit der Statue Napoleons I. zerstörten die Barbaren. Ich war durch den Krieg gewiß abgehärtet. Wie ich mir aber vorstellte, daß ich jetzt plötzlich da drinnen in dem schönen Paris, in der heiligen Stadt, dem Zentrum der Zivilisation, und was es noch alles hieß, hätte sein müssen, da gruselte es mir; nicht aus Furcht, sondern aus Ekel und Abscheu. Daß die Franzosen so weit herunterkommen könnten, das hätte ich nicht für möglich gehalten.

Am 26. wurde die Geschichte immer schauriger. Wir hörten am Näherkommen des Geschütz- und Gewehrfeuers, daß die Versailler Fortschritte machten. Vor uns bei St. Mandé hatten sie schon die Umfassung besetzt. Sie lagen auf der äußeren Brustwehrböschung, Front gegen die Stadt, und schossen unaufhörlich hinein. Wir mußten alle möglichen Deckungen suchen, um unsere Posten sicher aufzustellen. Ich ritt vormittags nach

Vincennes, um auch dort den Kampf zu beobachten, weil er auf dem linken Seineufer ganz aufgehört hatte. Wieder erstieg ich ein hohes Haus, in dem von Kameraden der 1. Division ein ganz ähnliches Observatorium errichtet worden war wie unseres in Charenton. Von hier aus beobachteten wir mit unseren Gläsern den Kampf um die Place du Trône und die dort errichteten Barrikaden. Von unserem Standpunkte aus bis zu den nächsten Versaillern waren es keine 200 Meter, und über diese weg bis zur nächsten Barrikade ergaben unsere Messungen auf den Plänen 950 Meter. Also auch hier konnten wir das Gefecht übersehen, als ob wir auf einer eigens für uns zu diesem Zwecke erbauten, freilich etwas hohen Tribüne säßen. Ich will den Leser nicht mehr mit den Details des Kampfes ermüden. Es war ein ähnlicher, wie wir ihn selbst in Bazeilles gründlich durchgemacht hatten.

Die Nacht vom 26. zum 27. war die schrecklichste. Jetzt meinte man wirklich, ganz Paris stehe in Flammen. Am 27. selbst erreichte das Getöse der Schlacht den Höhepunkt; die Versailler stürmten die Arbeiterviertel Montmartre, Belleville und La Villette. Die Nacht zum 28. wurde schon etwas ruhiger, und auch die Flammen ließen nach, denn die Truppen löschten, wo sie hinkamen. Am 28. vormittags fand noch der Sturm auf die Buttes Chaumont statt, dann war es zu Ende; die Kommune hatte aufgehört, denn ihre Anhänger waren erschossen, erschlagen, verbrannt oder gefangen.

Eine komische Geschichte muß ich doch noch beifügen. Mitten in dem plötzlich von uns besetzten Terrain befand sich das feste Schloß von Vincennes. In demselben hatten die Kommunards die im Anfang des Aufstandes von ihnen gefangenen Offiziere der Regierungstruppen eingesperrt und der Bewachung eines ihrer Bataillone, ich glaube des 149., anvertraut. General von der Tann gab diesem Bataillon zwei Stunden Zeit, um nach Paris selbst abzumarschieren. Der Kommandant machte aber von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch, gestattete jedoch auch nicht das Betreten des Forts. Da unserer=

seits kein Grund vorlag, dasselbe mit Gewalt zu nehmen und so und so viel Leben von deutschen Soldaten daran zu setzen, so ließ man die rabiaten Kerle ruhig in ihrem Bau. Dafür aber durfte keiner von ihnen auch nur eine Nase herausstrecken. Das alte Schloß ist gegen die große Straße von Vincennes zu mit einer Mauer umgeben, welche mit Schießscharten versehen ist. An diesen Scharten, natürlich außen, standen bayerische Infanterieposten und blickten in den Hof des Schlosses; dort standen Kommunardsposten und sahen auf die Fenster der Gefängnisse, und in diesen saßen die Versailler Offiziere und andere Gefangene. Es war also eine Maus in einer Falle, vor der eine Katze saß, die ein großer Hund jeden Moment zu packen und zu zerreißen droht. Aber wie ging die Geschichte aus? Weder Maus noch Katze wagte sich zu rühren. Endlich gestattete der Hund der armen Katze sich zu drücken, und das Mäuslein lief seelenvergnügt frei davon.

Am 29. nämlich ergab sich der Kommunardskommandant an die Versailler, und diese sendeten mit Erlaubnis unseres Generals Truppen, um das Schloß zu besetzen und die Mannschaften des entwaffneten Bataillons der Kommune abzuführen.

Dies war die allerletzte kriegerische Handlung der Regierungstruppen; es herrschte wieder Friede in Paris, aber was für einer, und wie sah es dort aus! Wochenlang dauerten die Verurteilungen und Hinrichtungen, und jahrelang sah man die Spuren des Kampfes, den Franzosen gegen Franzosen unter unseren Augen geschlagen in ihrer eigenen Hauptstadt.

Man verzeihe mir, wenn ich hier eine Ansicht äußere, die in das Gebiet der Politik streift. Die Leute, welche nicht aufhören, gegen die Kräftigung unseres Reiches zu eifern, welche im Reichstag, in der Presse und bei allen möglichen Gelegenheiten gegen die Stärkung und Erhaltung des Heeres agitieren, die kennen den Krieg mit seinen Schrecken nicht, sonst würden sie nicht gegen das einzige Mittel, ihn zu verhindern, — indem wir uns nämlich so vorbereiten, daß sich keiner an uns wagt, — in dem Maße auftreten, wie sie es tun. Wer aber für die

rote Revolution eintreten kann, der hat nie etwas von der Kommune und ihrem Treiben gehört, und dann ist er ein Dummkopf, oder er kennt es und tritt doch dafür ein — dann ist er ein Verbrecher.

XXVIII.

Verschiedene Besuche in Paris als Zivilist.

Wenn ich mir jetzt überlege, was wir Leutnants doch in jener Zeit, während welcher wir um Paris herumlagen, für Streiche ausführten, dann muß ich mir sagen, es war doch sehr toll. Daß wir durch ein allzu üppiges Leben auch auf unsere Gesundheit hineinstürmten und schließlich den Champagner als tägliches Bedürfnis zum Existieren ansahen, mag ja hingehen. Man mußte sich für die durchgemachten Entbehrungen und Strapazen etwas entschädigen, und auf die fetten Monate mußten ja nach dem Lauf der Welt auch die mageren wieder kommen, und sie sind auch gekommen.

Aber diese Besuche von Paris! Bei jedem riskierte man, totgeschlagen oder furchtbar geprügelt und dann seiner Stellung enthoben zu werden. Und doch bin ich zwischen dem 3. März 1871 und dem 14. Juli 1873 zweiundzwanzigmal nach Paris gegangen. Freilich war, nachdem etwa seit Mitte Juni 1871 ruhigere Verhältnisse in der Hauptstadt eingetreten waren, der Besuch nicht mehr lebensgefährlich, allein Schläge konnte es immer noch setzen, und hat es auch zum schweren Nachteil der Betroffenen wirklich gesetzt. Ich will da gleich das Schicksal von zwei armen Offizieren der Kavallerie vorausschicken, die aber freilich ihr Unheil selbst heraufbeschworen. Sie gingen anfangs September oder schon im August 1871 — ich weiß es nicht

mehr genau — auch nach Paris, bummelten mehrere Stunden auf den Boulevards und Straßen herum, bekamen Durst, traten in ein Café in der Rue de Rivoli, tranken dort rasch zwei Flaschen Sekt und gerieten dadurch in eine zu lustige Stimmung. In dieser fingen sie an, halblaut die „Wacht am Rhein" zu singen, wurden natürlich sofort erkannt, ganz entsetzlich geschlagen, in einem jammerwürdigen Zustand auf eine Polizeiwache gebracht, dort mehrere Stunden gefangen gehalten und dann an ihr Kommando abgeliefert. Ein genauer Begleitbericht erläuterte das Vorgefallene, und die beiden Herren erhielten daraufhin ihren Abschied.

Mir selbst ist nie etwas Unangenehmes, aber viel Komisches passiert. Ich war vorsichtig.

Der erste Besuch von Paris in Zivil war doch ein heilloser Leichtsinn; ein Streich, wie man ihn eben nur macht, wenn man noch sehr jung ist, und ich zählte damals 21 Sommer. Es war der 10. März. Beim Einzug am 3. März hatte mir die westliche Strecke der Stadt ganz kolossal imponiert, und ich beschloß, nun auch die östliche und das Zentrum kennen zu lernen, um zu Hause wenigstens sagen zu können, daß ich durch ganz Paris hindurch gekommen sei. Wir lagen in Charenton selbst, also nur 1900—2000 Meter von der Stadtumfassung entfernt. Der Plan entstand in mir schon einige Tage vorher, und ich schritt zur Ausführung. Jenes von mir schon früher erwähnte Mädchen aus Charenton, Mademoiselle Emma, die mir regelmäßig Botengänge nach der Stadt vermittelte und dazu auch sehr geeignet war, weil sie überall gewandt durchzukommen wußte, wurde beauftragt, mir einen Zivilanzug in der Stadt zu kaufen. Die Kleine verlangte zu diesem Zwecke fünfzig Franks; ich gab sie ihr, versprach ihr die gleiche Summe, wenn sie mit einem hübschen Anzug zurückkäme und entließ sie. Wirklich stand sie am nächsten Morgen wieder vor mir und übergab mir ein Kostüm aus einem Jackett, einer Weste und einer Hose bestehend, das mir so ziemlich paßte. Sie erhielt die versprochenen fünfzig Franks, und ich war nun Zivilist.

Obwohl Mademoiselle Emma behauptete, sie habe noch zwanzig Franks auf die ersten fünfzig zugelegt, so glaube ich doch, das ganze Zeug hat keine vierzig gekostet. Es sah zwar ganz nett aus, hielt aber kaum drei Monate, dann ging die ganze Geschichte aus dem Leim. Auf ähnliche Weise verschaffte ich mir einen Hut, weiße Zivilkragen, eine große Krawatte und einen Spazierstock. Endlich am 10. früh konnte die Reise losgehen. Ich hatte mir einen Tag Urlaub genommen und war also bis zum Abend frei. Bei der Porte de Charenton wagte ich mich nicht in die Stadt, weil ich fürchtete, es könne dort einer der französischen Gendarmen Posten stehen, der mich vielleicht schon auf der deutschen Wache an der Demarkationslinie gesehen hatte, und deshalb wandte ich mich an die Seine und ging auf die Porte de Bercy los. Das war eigentlich ein Fehler, denn man muß immer dahin gehen, wo die meisten Menschen sind, wenn man unerkannt sein will. Es schadete aber nichts, und später passierte ich die Umfassung der Stadt nur an den Haupttoren. Der bayerische Wachposten, der unten am Flusse an der Demarkationslinie stand, machte ein recht dummes Gesicht. Es war ein Jäger der 2. Kompanie, der mich genau kannte. Ich brummte ihm im Vorbeigehen zu: „Ich mache nur einen Spaziergang nach Paris. Schauen Sie weg, damit ich den Franzosen nicht auffalle.“ — Er tat, wie ich ihm geheißen, und verlangte natürlich auch keinen „Laisser-passer“.

Mit möglichst ungenierter Miene überschritt ich die hier etwa zwei Kilometer breite neutrale Zone. Je näher ich aber an das Tor kam und je deutlicher ich dort den Posten der Nationalgarde und den dabei stehenden Gendarmen erkannte, desto stärker schlug mein Herz. Schlauerweise ging ich aber gerade auf der Seite, wo sich die Wache befand. Ich tat, als ob ich Eile hätte und machte große Schritte. Zugleich mit mir kamen verschiedene Wagen an das Tor, welche der Abgabe des Oktrois, d. h. Stadtzolls wegen genau untersucht werden mußten. Dadurch entstand ein kleiner Knäuel von Landleuten, die ihre Waren vorzeigten, Fuhrmänner, welche ihre Fracht angaben,

Zollbeamten, die alles visitierten, und Gendarmen, die die Oberaufsicht führten. Kurz entschlossen schob ich mit einem „Pardon, Monsieur" den Nationalgardenposten, der auch dort stand, auf die Seite, was er sich auch ganz gut gefallen ließ, dann rannte ich einen Bauern, der im Wege stand, tüchtig an, stieß dabei ein drohend klingendes „Eh!" aus und ging, als mir der Landmann Platz gemacht hatte, ruhig meiner Wege. Kein Mensch wollte etwas von mir; niemand fragte mich; ich mußte wahrscheinlich wegen meines echten Pariser Anzuges unverdächtig aussehen; kurz ich befand mich ohne Anstand in Paris. Erst als ich etwa 500 Meter von der Wache entfernt war, fühlte ich mich sicher und mäßigte daher auch das Tempo meiner Schritte.

Den Weg, den ich machen wollte, hatte ich genau im Kopf. Ich marschierte gerade aus, bis an den Kanal, der den Hafen des Arsenals bildet, von da rechts bis zur Bastille und dann durch sämtliche innere Boulevards bis auf die Place de la Concorde, hierauf durch die Tuileriengärten, durch die Rue Castiglione, um die damals noch stehende Vendômesäule herum und durch die Rue de la Paix bis wieder auf die Boulevards. Ich will den Leser nicht mit allen Eindrücken ermüden, die dieser Spaziergang auf mich machte. Ich kann nur sagen, ich war überwältigt von all dem Schönen und Großartigen, das ich gesehen.

Seit 7 Uhr morgens bis jetzt, etwa 12 Uhr, war ich ununterbrochen auf den Beinen. Allein ich spürte keine Müdigkeit, nur Hunger und Durst. In einem Restaurant Duval verlangte ich daher kurz „Diner". Der Kellner fragte mich, ob zu zwei oder drei Franks, ich erwiderte ebenso kurz „à trois", nahm eine Zeitung, las, ohne mich um irgend jemand zu kümmern, und speiste famos. Über eine gute Stunde habe ich mich hier erholt. Dann begab ich mich an die Ecke des Boulevard des Capucines und der Rue Scribe, setzte mich, dem Beispiel der dort schon anwesenden Franzosen folgend, auf einen Stuhl vor dem Café und schaute dem Treiben vor meinen

Augen zu. Ohne gefragt zu werden, gab mir der Kellner, weil ich auf ein Glas deutete, schwarzen Kaffee, und hier unterhielt ich mich fast zwei Stunden nur mit Umhersehen. Da ich fürchtete, durch zu langes Bleiben aufzufallen, bummelte ich durch einige Boulevards zurück, setzte mich an der Ecke der Boulevards Bonne nouvelle und Sebastopol wieder vor ein Café und guckte von neuem über eine Stunde spazieren. Nachdem ich gleich anfangs schon vor dem ersten Café einem Blumenmädchen ein Veilchensträußchen abgekauft und dieses angesteckt hatte, sprach kein Mensch mehr ein Wort zu mir, nicht einmal die Kellner, die nur „Merci, Monsieur" riefen, wenn ich ihnen für den Kaffee ein Fünfzig-Centimes-Stück gab und mit der Hand winkte, daß sie den Rest behalten dürften.

Die Stunden verflogen nur so, denn es gab unaufhörlich zu schauen. Außergewöhnliches habe ich nicht viel gemerkt. Es zogen zwar eine Menge von Leuten in der Uniform der Nationalgarden herum, allein ich hatte keine Ahnung, daß der Aufstand schon so nahe bevorstehe und am nächsten Tag durch die Verhinderung der Abführung der Kanonen auf den Montmartre wirklich ausbrechen sollte. Gegen ½5 Uhr machte ich mich wieder auf den Weg. Durch das ganze Boulevard de Sebastopol kam ich in die Rue de Rivoli, auf den Bastilleplatz, in die Avenue Daumesniel, Rue de Charenton und an das Tor. Dort war ein großes Gedränge, denn eine Unmasse von Leuten aller Art zu Wagen, zu Fuß und zu Pferd suchten die Stadt zu verlassen. Es glückte mir, mich unangefochten durchzuwinden, und gleich darauf befand ich mich in der neutralen Zone.

Jetzt schwoll mir der Kamm. Den ganzen Tag über hatte ich keine zehn Worte gesprochen, aus Angst, man könne doch meiner Aussprache anhören, daß ich ein Deutscher war. Nun da die Gefahr vorüber, kam der Übermut. Ich bat einen Franzosen, der in einem ganz hübschen Wagen auch aus Paris zu fliehen schien und Platz neben sich hatte, aufsteigen zu dürfen.

„Montez!"

Rasch war ich oben; aber wir mußten ruhig im Schritt

weiterfahren, denn die Fuhrwerke bildeten eine geschlossene Kolonne, in der bunt durcheinander Lastwagen, Equipagen, Karren, Kabrioletts hintereinander eingereiht waren. Versuchte einer vorzufahren, so schimpften die anderen so gewaltig, daß er bald den Versuch aufgab. Mein Nachbar begann das Gespräch, indem er mich fragte, wohin ich wolle?

„Nach Charenton."

„Sie sind dort zu Hause?"

„Jetzt ja, aber ich glaube nicht für lange."

„Sie haben also die ‚Prussiens' schon gesehen?"

„Certainement, monsieur. Je suis Prussien."

Dies stimmte ja nicht ganz; allein die Franzosen meinten mit dem Wort „Prussien" jeden Deutschen. Deshalb machte ich mir nichts daraus, ihm gerade mit dem Worte, das er gebraucht hatte, zu entgegnen. Da fuhr aber der Mensch herum wie besessen und rief:

„Comment? Vous êtez Prussien?"

„Oui, monsieur. Vous le verrez à l'instant."

Die bayerischen Posten waren keine 200 Meter von uns entfernt.

Die ganze Wagenkolonne staute sich schon wegen der Visitation der „Laisser-passer", d. h. Durchlaßscheine; wir mußten hier und da halten.

Mit einem nicht zu beschreibenden Gesicht fragte mich mein Führer nun, was ich denn eigentlich sei und was ich in Paris getan habe. Hierauf erzählte ich ihm, daß ich Offizier des hier stehenden Bataillons wäre und mich zu meiner Unterhaltung etwas in Paris umgesehen habe.

„Tun dies denn alle Offiziere der Deutschen?"

„Gewiß, alle. Es ist ja sehr interessant für uns."

„Aber können denn alle französisch sprechen?"

„Gewiß. Sie werden doch nicht glauben, daß ein deutscher Offizier nicht französisch kann. Sprechen und verstehen tut es ein jeder; wenn wir aber in Uniform sind, dann wollen wir es oft nicht verstehen, weil wir der Ansicht sind, wenn ein Fran=

zose etwas von uns will, so soll er uns in unserer Sprache anreden, wie wir ihn in seiner anreden, wenn wir etwas von ihm wollen."

„Ist das wirklich wahr?"

„Sie werden gleich den Beweis haben."

Ich hatte nämlich erkannt, daß Leutnant Baron Gravenreuth der 4. Kompanie unseres Bataillons hier auf Wache stand, und wußte, daß dieser gut französisch sprach.

Ich rief nun denselben an. Er war sehr erstaunt, mich in einem Zivilanzug bei einem französischen Herren sitzen zu sehen. Einige Worte von mir klärten ihn auf. Dann sprach ich französisch zu ihm: „Du, der Herr will nicht glauben, daß jeder deutsche Offizier französisch spricht. Sage es ihm doch auch." — Gravenreuth ging sofort auf den Scherz ein, unterhielt sich einige Augenblicke mit ihm, visitierte seinen Schein und ließ seinen Wagen durch einen Jäger aus der Kolonne herausführen, so daß wir nun freien Weg hatten und antraben konnten. Ich fuhr mit dem Franzosen noch bis in die Nähe meines Quartiers und verließ dann höflich dankend seinen Wagen. Wenn der Mann nicht glaubt, wir seien alle halbe Gelehrte, so ist es nicht meine Schuld, denn weisgemacht habe ich ihm genug.

Vor der Kommune kam ich nicht mehr nach Paris. Aber nach derselben noch oft. Ich sah die Vendômesäule, die ich heute stehend erblickt hatte, zerschmettert zu Boden liegen, da zu wilden Tieren gewordene Menschen dieses Kunstwerk niedergerissen hatten, weil sich das Standbild Napoleons I. darauf befand.

Schaurig sahen die riesigen Brandruinen aus, die an die Freveltaten der Kommune erinnerten; immer aber war mir Paris hoch interessant, und es wäre nach meiner Ansicht die schönste Stadt, die sich denken läßt, wenn — keine Pariser dort wohnten.

Ehe ich unser lustiges Abenteuer vom 18. September erzähle, muß ich doch eine Geschichte verraten, die einem unserer

höheren Offiziere passierte und noch lange Zeit Gelegenheit bot, diesen Herrn etwas zu necken. Ich nenne keinen Namen. Er selbst würde zwar mitlachen, wäre er noch am Leben, wenn er sich beim Lesen wieder an seine Pariser Tour erinnern könnte. Allein ich weiß nicht, wie seine Angehörigen darüber denken, und daher wollen wir ihn Herrn X. heißen.

Er war ein großer Mann, stramm im Dienst, liebenswürdig und gut gegen jedermann, vornehm durch und durch und von allen, die ihn kannten, hochgeachtet und aufrichtig verehrt. Aber er verstand fast kein Wort französisch, und wenn man hundert Menschen gefragt hätte, für was für einen Landsmann sie ihn auf Grund seiner äußeren Erscheinung hielten, so hätten sicher neunundneunzig gesagt „für einen Deutschen". Herr X. hatte nun anfangs September so viel von unseren Ausflügen nach Paris erzählen hören, daß ihn auch die Lust, die herrliche Stadt einmal innen zu sehen, mächtig ergriff. Aber wie machen? Es herrschten damals freilich ganz friedliche Verhältnisse, aber wenn man als Deutscher erkannt worden wäre, hätte man doch die schlimmsten Unannehmlichkeiten erleben können. Da wußte einer der jüngeren Herren Rat. Ich muß vorausschicken, daß sich Herr X. feierlichst dagegen erklärte, zu Fuß stundenlang in der Riesenstadt herumzulaufen, wie wir es machten, denn dazu sei er zu alt, und das viele Gehen sei er überdies nicht gewohnt. Es wurde ihm nun geraten, mit der Bahn nach Paris zu fahren, dort an der Gare de Lyon direkt auf einen Fiaker loszugehen, sich hineinzusetzen und diesem nur „Arc de Triomphe" zu sagen. Dort angekommen, sollte Herr X. stumm fünf Franks zahlen, aussteigen, sich umsehen, die nächstbeste Droschke herbeiwinken, sich hineinsetzen, nur „Gare de Lyon" sagen, wieder fünf Franks zahlen und mit dem ersten Zug, der abging, zurück nach Charenton kommen. Da sein Retourbillet von einem anderen gelöst werden konnte, so schien die Sache ja sehr leicht, Herr X. stimmte zu und fuhr tags darauf los. Mit einem der Nachmittagszüge sollte er wieder da sein. Die Herren seines Stabes warteten und warteten; es wurde fünf Uhr, sechs

Uhr, neun Uhr, zehn Uhr abends; Herr X. kam nicht. Alle auf ihn harrenden Offiziere ergriff eine Todesangst. Wir waren fest überzeugt, es müßte ihm etwas sehr Fatales zugestoßen sein. An jedem Zuge stand einer von uns und sah sich die Augen aus; immer umsonst. Endlich mit dem letzten Zug kurz vor Mitternacht kam er an und zwar so vergnügt, wie wir ihn nie gesehen; er strahlte vor Heiterkeit und Lust.

„Aber, Herr X., wo waren Sie denn? Wir sind ja verzweifelt um Sie.“

„Tut mir leid, meine Herren. Hätte Ihnen gern telegraphiert, fand aber durchaus keine Zeit dazu. Ich mußte zu viel sehen.“

„Ja, aber wo waren Sie denn, Herr X.?“

„Ich? In Paris!“

„Sind Sie denn wirklich bis an den Arc de Triomphe gekommen?“

„Ich kam noch viel weiter. Ich bin durch alle Boulevards gefahren, habe den Louvre, das Hôtel de Ville, die Notre-Dame, das Pantheon usw. gesehen, speiste im Grand Hôtel du Louvre ausgezeichnet zu Mittag und war abends im Theater de la Gaieté in einer ganz netten Operette, die ich aber nicht verstand.“

Hätten wir Herrn X. nicht als einen durchaus glaubwürdigen Menschen gekannt, so wären wir überzeugt gewesen, er schneide entsetzlich auf, denn daß er mit seinem Französisch keine Zigarre kaufen konnte, ohne sich zu verraten, das wußten wir genau. Nun, als man nach Hause kam, erzählte er ausführlicher, wie es ihm ergangen war.

Ganz dem Programm gemäß stieg er in der Gare de Lyon aus, begab sich an die nächste Droschke, setzte sich hinein und befahl „Arc de Triomphe“. Da fragte ihn der Kutscher etwas, das Herr X. nicht verstand. Er meinte, derselbe verlange vielleicht Vorausbezahlung und gab ihm ein Fünf-Franks-Stück, indem er von neuem befahl „Arc de Triomphe“. Der Kutscher aber fragte wieder, wahrscheinlich ob er nach der Zeit fahren

solle, oder sonst etwas und steckte das Geldstück ein, während Herr X. nichts anderes tun konnte, als durch Zeichen zu bedeuten, daß er ihn nicht verstehe. Nun rief der Kutscher einen in der Nähe stehenden Herrn herbei, erzählte diesem irgend eine Geschichte, und darauf fragte der neu Herzugetretene Herrn X. auch etwas, und zwar, wie er meinte, müsse dies in englischer Sprache geschehen sein. Da aber Englisch ebenfalls eine „terra incognita" für Herrn X. war, so mußte er eben wieder mit den Achseln zucken. Nun behauptete er, er habe zum dritten Male „Arc de Triomphe" gesagt, und da ihm kein anderes bezeichnendes Wort eingefallen sei, noch „Hü" gerufen, aber weder Kutscher noch das Pferd hätten darauf reagiert. Dagegen seien allmählich mehrere Menschen herbeigekommen, und er hörte deutlich den Ruf „Prussien". Nun wurde ihm die Sache recht unheimlich, als er zu seinem Glück einen Polizeidiener sah, dessen Uniform ihm ja von Charenton bekannt war. Diesen winkte er herbei; derselbe kam und stellte wieder eine lange französische Frage. Da war nun die gleiche Geschichte los, Herr X. verstand ihn nicht. Das Publikum wurde immer zahlreicher und der Ruf „Prussien" immer lauter. Nun kam Herrn X. der glücklichste Gedanke, den er überhaupt haben konnte; er deutete auf sich selbst und sagte: — Halt, da hätte ich beinahe die Charge verraten. Nun wir wollen annehmen, er sagte: „Colonel bavarois, arretieren." — Er war aber nicht Oberst.

Der „Sergeant de Ville" hatte jedoch vollständig verstanden, was Herr X. wollte, sprang auf den Bock, befahl dem Kutscher etwas, und die Droschke fuhr an. Als Herr X. aus dem gefährlich genug aussehenden Publikum heraus war, fühlte er sich sehr erleichtert, atmete auf und überließ sich nun ruhig seinem Schicksal. Nach kurzer Zeit kam er, wie er auch erwartete, vor einer Polizeiwache an und wurde dort aufgefordert, auszusteigen, was er natürlich sofort tat. Dort fragte man ihn wieder etwas auf französisch. „Nix komprends." Er konnte nur immer wiederholen, daß er „Colonel bavarois" sei. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sich zu verständigen, wurde Herr

X. aufgefordert, die noch außen wartende Droschke von neuem zu besteigen, ein anderer Polizeibeamter setzte sich auf den Bock, und die Fahrt ging wieder los.

Wohin, wußte Herr X. nicht. Aber die Tour dauerte lange und führte durch prächtige Straßen. Endlich wurde gehalten, das Gebäude kennzeichnete sich schon durch die beiden Posten als ein militärisches, und hier mußte Herr X. von neuem aussteigen. Er wurde in ein ganz schönes Zimmer geführt, und gleich darauf erschien ein Offizier und in dessen Gefolge ein Unteroffizier. Letzterer redete Herrn X. sofort deutsch an und fragte ihn, wer er sei. Er nannte Namen und Charge und erzählte auch, was er in Paris gewollt habe. Der Unteroffizier verdolmetschte seinem Offizier alles, dieser empfahl sich mit seinem Untergebenen, und Herr X. war wieder allein. Bald darauf kamen beide zurück, und unser Reisender wurde aufgefordert, vor dem Kommandanten von Paris, dem General de Ladmirault, zu erscheinen. Dieser war die Liebenswürdigkeit selbst und ließ Herrn X. durch den dolmetschenden Unteroffizier sagen, daß er schon nach einem deutschsprechenden Offizier geschickt habe, der ihn begleiten und ihm von Paris zeigen solle, was er nur zu sehen wünsche. So geschah es auch. Nach kurzer Zeit erschien ein Kapitän, der als geborener Elsässer geläufig deutsch sprach, und unter dessen Führung sah Herr X. Paris so ausgezeichnet, wie noch keiner von uns das Glück gehabt hatte. Er freute sich darüber natürlich wie ein Schneekönig und wir auch, denn wir gönnten ihm sehr das gehabte Vergnügen.

Nun noch die Geschichte vom 18. September.

Wir hatten in unserem Bataillon einen Pariser als Arzt. Derselbe war zwar geborener Bayer, aber schon als Kind im Jahre 1852 mit seinen Eltern nach Paris gekommen, hatte dort studiert und war bis zum Ausbruch des Krieges Assistenzarzt an einem großen Pariser Spital gewesen. Nach der Kriegserklärung hatte man ihn als Deutschen verjagt, obwohl er deutsch nur sehr mangelhaft sprach und äußerlich und in seinen Bewegungen der echteste Pariser war, den es geben konnte.

Derselbe kam nach Kempten, wo er noch Verwandte besaß, ließ sich, weil er einfach nichts zu leben hatte, bei uns einstellen, war bald darauf als Assistenzarzt des 1. Jägerbataillons wieder in Frankreich und wurde uns in kurzer Zeit ein recht lieber Kamerad. Dieser hatte es nun übernommen, jene Kameraden nach Paris zu führen, welche wegen Unkenntnis der Sprache eine selbständige Tour nicht wagen durften. Wiederholt waren solche Ausflüge geglückt. Heute kam der dicke Müller an die Reihe. Sein blonder Vollbart machte diesen an und für sich schon als Teutonen unverkennbar, und dazu verstand er von fremden Sprachen höchstens hochdeutsch, wendete es selbst aber nie an, sondern blieb bei seinem Münchnerisch. Der Doktor meinte aber: „Es geht doch, wenn Sie nur in der Nähe von Menschen kein Wort reden."

Müller gab das Versprechen; die beiden fuhren ab, und in der Bahn trafen wir uns, da ich die gleiche Absicht hatte, nämlich wieder einige Stunden nach Paris zu gehen.

Anfangs machte sich alles ganz vorzüglich. Wir bummelten über die Boulevards, der Doktor und ich sprachen französisch, und der gute Müller hatte so viel zu sehen, daß ihm die Lust gar nicht kam, etwas zu reden; er war ja zum erstenmal in der Riesenstadt, soviel ich weiß, auch zum letztenmal. Da mußten wir uns — es war in der Nähe von Madeleine — etwas durch die Menge drängen, weil sich dort ziemlich viele Personen angestaut hatten. Der Unglücksrabe Müller war an einem der Auslagefenster zurückgeblieben und ließ sich nun zum Ausrufe verleiten: „So wartet doch auf mich."

Kaum waren diese Worte heraus, da hörten wir schon wieder das ominöse „Prussien". Außerdem beging Müller die Ungeschicklichkeit, einen Franzosen etwas derb auf die Seite zu schieben, um uns nachzueilen. Dieser aber nicht faul, trat ihm direkt in den Weg und hielt ihm eine sehr energische Rede. Da hätte man aber nur den Doktor sehen sollen, als er umschauend diese Szene gewahrte. Mit Blitzesschnelle flüsterte er mir leise zu: „Nehmen Sie Müller mit auf den Pont des Arts." Dann

war er im Nu zwischen den Offizier und seinen Gegner getreten, schlug dem letzteren armen, nichts ahnenden Menschen, der verhängnisvollerweise einen Zylinder trug, diesen bis über die Ohren herunter, so daß er weder sehen noch reden konnte, und trommelte unter dem Rufe „Voilà un Prussien“ auf den unter seinem Zylinder halb erstickten Franzosen los.

Dabei stieß er ihn so vor sich her und von uns weg, daß es uns leicht gelang, aus dem immer größer werdenden Knäuel herauszukommen und in der Rue Duphot zu verschwinden. Wir gingen, ohne umzuschauen, auf den Pont des Arts und waren keine fünf Minuten dort, so kam das gewandte Doktorchen ebenfalls daher. Er erzählte, daß der arme Franzose auch von den anderen Leuten Schläge genug erhalten habe, denn jedermann glaubte, er sei ein Preuße. Er, der Doktor selbst, habe sich gedrückt, als er gesehen, daß einige Sergeants de Ville herbeikamen, um Ruhe zu stiften. Wie die Sache ausgegangen sei, wisse er nicht. Jedenfalls hatte der Geprügelte im Moment, als der Doktor verschwand, seinen Zylinder noch nicht in der Höhe. Wir lachten herzlich über die Geschichte. Müller dankte dem energischen Doktor für seine rechtzeitige Hilfe, mußte aber sofort neues Stillschweigen geloben und hielt es von da an auch.

Wir trieben uns noch einige Stunden in Paris herum und kehrten dann seelenvergnügt nach Montgeron und Brunoy, wo wir damals im Quartier lagen, zurück.

Es war dies die komischste Szene, die ich in Paris erlebte. Der arme Zylindermensch wird auch lange genug das Gesicht des dicken Müllers vor Augen gehabt haben. Ob er ihn aber je einmal wiedersehen wird? Ich glaube kaum. Sicher ging er auch nicht wieder auf den Prüssienfang.

XXIX.

Château Sainte Assise.

Residiert habe ich dort als Kommandeur von 3 Unteroffizieren und 46 Mann vom 4. bis zum 31. August 1871; gedünkt habe ich mich als ein kleiner Fürst. Es fehlte mir nach meiner damaligen Ansicht eigentlich nichts. Meine Instruktion war sehr kurz:

„Lassen Sie kein verdächtiges Gesindel auf das rechte Ufer. Wer Ihnen zweifelhaft erscheint, wird verhaftet und nach Corbeil abgeliefert." Mit dieser Weisung wurde ich abgeschickt.

Das kam daher. Die Kommune, deren Treiben der Leser ja aus einer früheren Skizze ein wenig kennen gelernt hat, war zwar seit dem Kampfe auf den Buttes Chaumont und in der Vorstadt la Vilette am 28. Mai beendet. Allein ihre Anhänger trieben sich noch einzeln oder bandenweise in der Umgegend von Paris herum und suchten, vielfach durch unser Gebiet, das auf dem rechten Seineufer begann, nach der Schweiz oder auch nur in die Provinzen zu entschlüpfen. Wir hatten aber der Versailler Regierung versprochen, alle Kommunards, die sich bei uns blicken ließen, abzufangen und auszuliefern. Daher waren zwischen den größeren deutschen Garnisonen, wie Melun, Corbeil usw., kleine Überwachungsposten aufgestellt, und einen solchen befehligte ich in Sainte Assise.

Da aber hier selbst keine Brücke vorhanden war, so hatte ich mit der Beaufsichtigung der Seine keine große Mühe, und auch meine Patrouillen taten sich leicht. Nur die vielen Arbeiter, meist Steinbruchtagelöhner, machten mir manchmal Sorgen. Sonst aber fühlte ich mich so glücklich wie selten. Erstens der Gedanke, ganz selbständiger Herr zu sein! Dies allein war unbezahlbar. Zweitens mein guter, lieber Schah! Ich hatte den edlen Berberhengst immer bei mir. Sogar als man mich damals am 6. Januar verwundet nach Deutschland schickte, fuhr ich lieber allein ohne Burschen, als daß ich meinen Schah zurück-

gelassen hätte. Der Bediente kam mit dem Pferde drei Tage später nach Speier, meiner damaligen Heimat, nach.

Das war ein Vergnügen, auf diesem Vollblutpferd über Stock und Stein zu jagen. Wir scheuten keinen Graben, keine Hecke; dutzendmal sind wir zusammen über die Seine geschwommen; getollt haben wir wie Kinder; wir waren ja beide jung, und keiner wurde so leicht müde. Ich habe seit dieser Zeit viele Pferde besessen, noch viel mehr geritten. Aber mein Schah bleibt mein Ideal. Ein solches arabisches Tier, auserlesen für einen Spahiskapitän, unter einem leichten Reiter, wie ich, der ich keine hundertzwanzig Pfund wog, ist einfach nicht müde zu machen. Immer gings im Galopp, Trab ist nicht die Sache der Araber und was für ein Galopp! Meine Kameraden kannten das Pferd schon aus den Dezemberschlachten. Aber damals war es doch übermäßig angestrengt. Jetzt durfte es fressen, was es wollte, und hatte die nötige Ruhe; konnte es anders sein, als daß der neunjährige Hengst ein kleiner Teufel wurde? Seit er einen Kameraden nach einem Reitversuch von kaum zwei Minuten auf der Wiese bei Saintry so flott abgeworfen, hatte ich meinen Schah noch lieber. Er war ganz in seinem Recht; er durfte nur mich tragen. Was habe ich das gute Tier geschmeichelt, gestreichelt und geküßt! Ich war ganz verliebt in meinen Schah. Man verzeihe mir, daß ich so viel über ein Pferd schreibe, aber es gibt eben nur einen Schah. Als er älter wurde, mußte er leider auch andere Reiter dulden; dann kam er in den Zirkus Wulff und da war er noch zwölf Jahre später. Jetzt wird er wohl das Zeitliche verlassen haben.

Als Entschädigung für den Leser will ich meinen treuen Mentor recht kurz behandeln und nur sagen, daß dies ein schöner weißer Seidenpudel war, der mir seit dem Jahre 1869 auf Schritt und Tritt folgte und auch teils bei mir selbst, teils bei der Bagage alles mitmachte. Die ganze Brigade kannte ihn, und besonders in der Okkupation bereitete er uns vielen Spaß. Noch lange Jahre später durfte er als alleinige Ausnahme als der Adjutantenhund beim Bataillonsexerzieren sogar in Deutsch-

land anwesend sein, denn er war so gesittet und militärisch gebildet, daß er nie störte. Nur noch das eine zu seiner Charakteristik. Er ging nie mit einem anderen Kameraden oder Menschen überhaupt und gehorchte dem Burschen nur auf meinen Befehl. Erst als ich mich verlobte und verheiratete, wurde er mir halb untreu, denn von da an folgte er, freilich mit meiner stillschweigenden Erlaubnis, auch meiner besseren Hälfte. Jetzt ist er im Hundeparadies.

Also wir drei, Schah, Mentor und ich, jagten im schönen Monat August in der herrlichen Seinegegend zwischen Corbeil und Melun herum. Da ist uns denn manches passiert.

Zwischen Sainte Assise und Corbeil liegen die Waldungen von Rougeaux und St. Leu, dichte, sehr gut bewirtschaftete Buchengehölze. Durch dieselben führen zahlreiche ausgezeichnete Wege. Aber rechts und links von ihnen sind tiefe Gräben, und das Unterholz des Waldes ist so dicht, daß man, zu Pferd wenigstens, nicht durchkommen, ja nicht einmal eindringen kann. Es war am 8. August. Ich hatte mit den Kameraden in Corbeil einen recht heiteren Nachmittag und Abend verlebt. Etwa um 10 Uhr ritt ich nach Hause und gelangte ungefähr 10½ Uhr in die Mitte des Waldes von Rougeaux. Die Nacht war ziemlich klar; ein entzückender Sternenhimmel glänzte als schmaler Streifen über dem Weg zwischen den hohen Buchenhainen hindurch; ich ließ Schah etwas im Schritt gehen und schwärmte. Da hörte ich mit einem Male lauten Gesang, und zwar die „Marseillaise“. Aufblickend sah ich eine Schar Menschen sich mir entgegenwälzen und erkannte bald, daß es ziemlich angetrunkene Arbeiter, vielleicht fünfundzwanzig, waren. Wie ich später erfuhr, hatten sie Geldtag gehabt und sich im nahen Seine-Porte, einem großen Dorfe, ordentlich angezecht. Dicht geschlossen kamen sie an mich heran; ich ritt ruhig Schritt. Als sie mich bemerkten, verstummte rasch der Gesang, die vordersten machten etwas Platz, und nun war ich mitten unter der Gesellschaft. Da trat ein großer Bursche dicht vor Schah, so daß das Pferd keinen Schritt mehr machen konnte und ich dem laut ge-

schrieenen Rufe des Arbeiters „Haltez-là“ Folge leisten mußte. Die anderen Steinhauer — als solche erkannte ich sie an ihren Picken und Stemmeisen — umringten mich, und bald waren Schah und ich so eingekeilt, daß wir uns nicht mehr zu rühren vermochten. Mentor war schlau genug gewesen, sich in die Büsche zu drücken. Die Situation erschien mir recht unbehaglich, und unwillkürlich langte ich nach meinem Säbel, ließ ihn aber doch, einer besseren Eingebung folgend, stecken. Unterdessen schrieen und lärmten die Arbeiter und steigerten sich selbst in eine für mich recht eklige Stimmung. Ganz gut hörte ich heraus, daß ich einer der „maudits Prussiens“ sei, die man alle totschlagen müsse, daß ich ein arabisches Pferde reite, das jedenfalls gestohlen sei usw.

Sie schienen nur zu streiten, ob sie mich totschlagen sollten, oder ob es genüge, mich vom Pferde zu reißen, ordentlich zu prügeln und meinen Hengst mitzunehmen. Ich saß ruhig da und hörte zu. Von einem Ansprengen, wie ich es einen Moment überdachte, war keine Rede, denn ich hätte mindestens zehn dicht gedrängt stehende Arbeiter auf dem schmalen Weg umrennen müssen, um Luft zu bekommen. Dies konnte aber selbst mein Schah vom Platz aus nicht leisten. Also wartete ich und sagte zu mir selbst: „Nur Ruhe.“

Endlich schienen sie insofern vernünftiger zu werden, als der große Kerl vor mir die anderen überschrie, ihnen Stillschweigen befahl und erklärte, er wolle mit mir reden. Allmählich schwieg die Bande, und der Hauptsprecher fing an: „Sie sind auch einer von den verfluchten Preußen?“

Da er schwieg, entgegnete ich: „Ich bin ein Deutscher, ihr aber seid keine Franzosen, sonst würdet ihr nicht zu fünfundzwanzig über einen einzelnen herfallen und ihn belästigen. Das tun Feiglinge, aber keine Franzosen.“

Der Hieb saß. Die ganze Gesellschaft brummte und murmelte durcheinander; der vorherige Sprecher gurgelte verlegen etwas heraus, das ich nicht verstand; kurz, keiner schien recht zu wissen, was er machen solle. Bald darauf begann aber der Große wieder: „Ihr habt recht. Franzosen fallen nicht mit

Überzahl über andere her, wie ihr es bei Sedan gemacht habt. Ich will dir aber etwas anderes sagen, mein Leutnant — er war so liebenswürdig, mich zu duzen —, ich fordere dich zum Zweikampf heraus. Ich allein. Du nimmst deinen Säbel, steigst vom Pferde; ich nehme meine Haue, und hier schlagen wir uns. Meine Kameraden geben Obacht, daß alles rechtlich zugeht, wie es bei einem Kampf auf Leben und Tod zwischen Ehrenmännern sein muß."

„Du irrst dich sehr, mein Freund," erwiderte ich, „wenn du glaubst, ich würde mich hier mit dir schlagen. Unsere Regierungen haben Frieden geschlossen; ich kenne dich nicht; wir haben uns gegenseitig nichts zuleide getan, also sehe ich gar keinen Grund ein, warum ich dich hier mit meinem Säbel totstechen sollte. Übrigens habe ich keine Zeit, il ne faut pas de me la faire; pose ta chique et faille mort."

Ich kann es gar nicht beschreiben, was für ein Hallo auf diese, in echtem Pariser Patois ausgesprochenen Worte losbrach. Die Leute jubelten, schrieen Bravos, klopften dem Langen auf die Schulter und sagten ihm, jetzt habe er seinen Teil; jeder lachte herzlich, und alle Gedanken, mich zu beleidigen, waren verschwunden. Ich selbst mußte mitlachen. Da drängte sich ein älterer Arbeiter vor, schob den Großen mit seinem verdutzten Gesicht auf die Seite, gebot wieder Stillschweigen und fing an: „Le lieutenant a raison. Il faut le laisser tranquille. Je le connais. C'est un bon garçon. C'est le lieutenant de Sainte Assise, qui nous a déjà donné pour boire" usw. usw.

Plötzlich erhielt ich eine lange Lobrede, und alle nickten und lachten mir freundlich zu, als ob ich wirklich ihr bester Kamerad sei. Mich freute es auch, daß das kleine Abenteuer so gut ausgegangen, und ich lachte heiter mit. Da gab mir der alte Arbeiter die Hand, die ich freundlich schüttelte, worauf er seine Genossen aufforderte, weiterzugehen. Verschiedene reichten mir noch ihre Hände. Auch der Lange, und ich gab sie auch ihm. Dann riefen wir uns gegenseitig noch einigemal „bon soir" zu und zogen hierauf unsere Wege. Sie sangen gleich

wieder ihre „Marseillaise"; ich ritt im Schritt Sainte Assise zu, und Mentor stellte sich sofort wieder ein, nachdem er den abziehenden Arbeitern nachgebellt hatte.

Ich bin dem Leser die Erklärung obiger Worte schuldig. Es sind zwei Patoisaussprüche, die ich an der Demarkationslinie von Paris gelernt hatte. Der erste wird, so schnell es die Zunge vermag, etwa so ausgesprochen: „il n' faut pas (das a halb verschluckt) d' m' la faire" und heißt eigentlich „Laß mich in Ruh"; der andere ist recht häßlich und nur bei den untersten Volksschichten gebräuchlich. Der Erläuterung halber will ich ihn aber auch übersetzen; er heißt: „Spei deinen Kautabak aus und verreck!"

Diese schlechten Witze haben mich aber aus einer doch recht unangenehmen Lage befreit, und deshalb sind sie mir genau im Gedächtnis geblieben.

Die Stunden, in welchen ich nicht ritt, vertrieb ich mir auf alle mögliche Art. Meistens ging ich auf die Jagd. Dort gibt es eine Unmasse von wilden Kaninchen. Die sind aber so beispiellos flink, daß sie im Nu in ihren Baus verschwinden, und ich oft, obwohl ich im Schießen immer meinen Mann stelle, danebenknallte. Freilich besaß ich als Jagdgewehr nur eine Podewilsbüchse und statt der Schrote gehacktes Blei. Bessere Erfolge ergab das Fischschießen. Bald wußte ich genau, wie weit ich unter einen Fisch halten mußte, um ihn zu treffen oder so unter ihm wegzuschießen, daß ihm die Luftblase zersprengt wurde und er dann tot an die Oberfläche kam. Ich schoß hier mit der Kugel, und mein Mentor apportierte diese Beute sehr gern. Bei der Kaninchenjagd war er nicht zu brauchen, da er durch sein Bellen alles verscheuchte und mir immer in den Schuß lief. Auch Fasanen und verschiedenes andere Getier habe ich erlegt und damit manche Abwechselung in die Küche meiner Leute gebracht. Ich selbst war zu jener Zeit auf die gelungene Idee gekommen, vegetarisch zu leben. Ich war aber kein fanatischer Vegetarier, denn ich speiste jeden Tag meine sechs bis acht Eier, Butter, Käse, Fische usw. und trank flott Wein dazu. Viel

trug zu dieser Lebensweise der Umstand bei, daß mein Schloß — es gehörte dem Prinzen Beaubeau — ganz leer stand und ich nur auf die Kochkunst meines Burschen Schwaninger angewiesen war. Weil sich außer einem mürrischen „Regisseur“ niemand im Schlosse befand, betrat ich das Innere desselben nur so weit, als es nötig war, um in mein recht hübsches Zimmer zu gelangen. Im prinzlichen Park ist aber kein Fleckchen, das ich nicht besuchte, und in den Beaubeauschen Waldungen befindet sich kein Waldweg, den Schah, Mentor und ich nicht abjagten.

Mit zu meinen lustigsten Stunden gehörten die Bäder. Da wurde Schah mit Ausnahme einer Trense ganz abgezäumt, Schwaninger bewachte am Ufer meine Kleider und das Sattelzeug, und wir drei tummelten uns im Wasser herum. Wie ein junger Schulknabe freute ich mich, wenn es mir gelang, mitten in der Seine auf den famos schwimmenden Schah hinaufzukommen, wenn ich vorher vielleicht zehnmal von dem aalglatten Tier abgerutscht war. Mentor patschte und schwamm hinterdrein und bellte vor Vergnügen, wenn er uns umkreiste. Oft ließ ich Schah allein herumschwimmen, denn wenn ich rief, kam er doch, und wollte er je zu weit fort, so hatte ich ihn mit einigen Stößen schnell eingeholt. Nur einmal war er unliebenswürdig. Da an der Stelle, wo ich an jenem Tage badete, sich eine Kiesbank in die Seine erstreckte, und ich nicht gelernt hatte, barfuß auf Steinen zu gehen, so ritt ich heute in den Fluß. Die Sonne brannte uns geradezu tropisch auf das Fell. Als mein guter Schah die Nässe leicht an seinem Bauch fühlte, blieb er trotz meiner Zureden stehen, schüttelte sich, daß ich nur mit knapper Not sitzen bleiben konnte, und plötzlich, ehe ich mich dessen versah, wälzte er sich, und ich lag unter ihm im Wasser, und zwar unter dessen Oberfläche.

Da war aber mein braver Bursche wie der Blitz bei der Hand, sprang in Uniform in die Seine, riß Schah in die Höhe und zog mich an die Luft. Ich hatte tüchtig Wasser geschluckt, spürte am ganzen Körper die Kieselsteine, auf die mich das übermütige Tier gedrückt hatte, war aber sonst sain et sauf und

konnte lustig weiter baden. Von da an hütete ich mich, ohne Reitstock mit Schah in seichtes Wasser zu reiten, und hatte er je wieder Wälzgedanken, so bekam er eins zwischen die Ohren und patschte dann weiter, bis er schwimmen mußte und damit die Möglichkeit, sich zu wälzen, aufhörte.

Eigentlich waren wir drei, Schah, Mentor und ich, in Sainte Assise den ganzen Tag beisammen. Stundenlang bin ich an der Seine oder im Park zu Fuß spazieren gegangen, den Zügel leicht im Arm. Kam gerade eine schöne Wiese, oder fühlte ich die Lust dazu, so war ich mit einem Sprung im Sattel, und hopp, ging's dahin wie der Wind, und Mentor mußte schauen, wie er nachkam. Dann saß ich, ebenfalls stundenlang, am Uferrand der Seine und las in einem aus der Leihbibliothek in Melun geborgten Buche und lehnte mich an Schah, der sich bequem im Grase ausgestreckt hatte. Außer bei diesem arabischen Tiere habe ich es nie gesehen, daß sich Pferde im Freien hinlegten und noch dazu unter dem Sattel. Schah aber tat es von selbst und außerdem, wenn man ihm innen an die Vorderkniee klopfte. Er muß es wohl so in der Sahara gelernt haben; ich kam durch Zufall darauf. Dieses viele Liegen war auch Ursache der ganz abnormen Ausdauer des Hengstes.

Eines Abends, am 16. August, galoppierte ich auf dem weichen Grasufer von Sainte Assise über Beaulieu und le Larré gegen Boisettes. Dort sind einzelne schöne Landhäuser, deren Gärten hart an die Seine reichen. Um einen solchen mußte ich herumreiten und parierte deshalb in Schritt. Da hörte ich Musik. Von Jugend auf bin ich so erzogen, daß ich einem guten Klavierspiel mit Wonne endlos lauschen kann, ohne zu ermüden, denn meine gute Mutter spielte oft halbe Nächte hindurch. Sofort blieb ich stehen und horchte. Es war schon ziemlich dämmernd, und eine Gartenmauer verbarg mich fast ganz. Nur mit dem Kopfe konnte ich hinübersehen und auf eine einfache Villa blicken, in deren erstem Stockwerk ein Fenster offen war. Dorther kamen die Töne. Da aber keinerlei Licht das Innere des Zimmers erhellte, konnte ich gar nichts in dem-

selben erkennen. Ich war ganz erstaunt, denn die Spielerin — eine solche mußte es wohl sein — orgelte nicht die bekannten Pariser Lieder, wie „les chasseurs amoureux“ oder die damals modernen Operettenmelodieen aus „le chat blanc“ oder „le roi carotte“ usw. herunter, sondern ich hörte zu meiner großen Freude Sonaten, Mozartsche Sonaten. Wie heimatliche Klänge zog es mir durchs Herz, und ich wurde ganz schwärmerisch. Jetzt war es still. Wie schade! Ich blieb noch einige Zeit stehen; umsonst. Da ritt ich weg. Kaum hatte Schah einige Schritte angetrabt, so erreichten mich wieder die Töne des Klaviers, und dazu vernahm ich jetzt eine klare sympathische Altstimme. Natürlich kehrte ich gleich wieder um und lauschte von neuem.

„Ist's denn möglich? Das klingt ja deutsch!“

„Ja, ja! Es ist so!“ — „so ganz alleine, da muß i weine.“

Wahrhaftig, sie sang unser schönes deutsches Volkslied. Ich war geradezu entzückt. Der zweite Vers begann: „Denn ach, mein Lieb ist tot, ist drob'n beim lieben Gott, er war mit Herz und Sinn der meine.“ — So lange hörte ich nur zu; als aber der Refrain kam: „Ich seh' ihn nimmermehr, das macht mir's Herz so schwer — und i muß weine, bin i alleine“ — da sang ich mit, zuerst leise und bescheiden, dann aber lauter und schließlich aus voller Brust, so daß es über den Garten hinwegschallte und jedenfalls bis weit über die Seine gehört wurde.

Auch die Dame in der Villa hatte mich vernommen. Die Musik hörte auf, ein Stuhl wurde gerückt, eine Gestalt trat an das Fenster, ich konnte nicht unterscheiden, ob sie jung oder alt war, sie blickte in den Garten, sah wahrscheinlich meinen Kopf über der Mauer, zog sich zurück, schloß heftig den Fensterladen, und aus war es, radikal aus. Ich stand noch lange auf meinem Posten, aber gänzlich umsonst. Kein Licht, kein Ton verriet, daß die Villa bewohnt war. Was blieb mir anderes übrig, als schließlich mich zu trollen?

Ich ritt um das ganze Anwesen herum. An der Gittertüre zeigte kein Schild den Namen des Besitzers, und hinter der Mauer herrschte Grabesruh. Da lenkte ich Schah nach Hause. Schließlich ärgerte ich mich. Freilich war es nicht notwendig, daß ich da mitsang. Allein die Erinnerung an unser trautes Heim, wo ich so oft jenes hübsche Lied hörte, an ein Mädchen in der Heimat, dem ich schon vor dem Kriege den Hof gemacht, und dessen schöne Altstimme ganz ähnlich klang, dazu die romantische Umgebung des Seinetales, der herrliche Abend und besonders die Freude, ein deutsches Volkslied in Frankreich zu vernehmen, — dies alles hatte mich hingerissen, so daß es eben heraus mußte, und sie, das dumme Ding, nahm es so übel. Sie hätte ja aufhören können zu singen, wenn ihr meine Begleitung lästig war, und mochte noch einmal Sonaten spielen.

Meine schwärmerische Stimmung war damit wieder vorbei. Am anderen Morgen erkundigte ich mich nach den Besitzern der Villa. Es hieß, es seien zwei amerikanische Damen, eine alte und eine junge, und außerdem eine Gesellschafterin. Alle drei waren erst kurz vor der Belagerung von Paris in die Gegend gekommen und hatten die Villa nur gemietet.

Nun reimte ich mir zusammen, daß die Sängerin vielleicht die Gesellschafterin war, und diese eine Deutsche sei, die aus Angst, ihre Stellung zu verlieren, sich so scheu zurückgezogen, als sie erkannte, daß ein Deutscher sie belauscht und mit ihr gesungen habe. Dies verringerte sehr meinen Grimm.

Ich ritt noch oft um das Anwesen, sah aber nur einmal eine Dame aus einem Fenster schauen, das war aber zweifellos die „Alte". Auch den Namen der Amerikanerinnen konnte ich nicht erfahren, da ihn der Regisseur in Sainte Assise nicht wußte und ich nicht so viel herumfragen wollte.

Der 22. August war für mich ein sehr interessanter Tag. Am Abend vorher las ich in einer Zeitung, wenn ich nicht irre, hieß sie „Courrier de la Seine" oder war es im „Petit journal de Paris", daß am 22. vormittags 10 Uhr der Ein-

marsch des 40. Linieninfanterieregiments in Fontainebleau stattfinde. Da mußte ich dabei sein. Mein Dienst machte mir ja keine Sorge. Täglich kehrten meine Patrouillen ohne Neuigkeit zurück, und auf den zu meinem Zuge gehörigen Sekondjäger, so nannte man damals die Jägersergeanten, Ekel, sowie den Korporal Erlenbauer konnte ich mich verlassen wie auf Gold. Mein schöner Zivilanzug, den ich von den Ausflügen nach Paris her besaß, wurde hervorgeholt, der Bursche traf die Frühstücksvorbereitungen, indem er harte Eier sott und Butterbrot strich, und ich studierte den Fahrplan. Die Züge stimmten famos. Früh 7 Uhr 20 Minuten konnte ich in Fontainebleau ankommen und bis abends nach 9 Uhr bleiben. Dann instruierte ich die genannten Unteroffiziere und legte mich zu Bett, weil ich anderen Tages sehr bald heraus mußte.

Früh 3/4 4 Uhr war ich schon auf den Beinen. Nachdem ich meinen Kaffee gebraut, mich ordentlich „en bourgeois“ hergerichtet und meinen Schah selbst gesattelt hatte, da Schwaninger voraus an die Bahn eilen mußte, um das Pferd heimzuführen, ritt ich lustig nach Savigny-le-temple und Cesson, der mir zunächst gelegenen Eisenbahnstation der Linie Paris-Fontainebleau-Montereau.

Der Bahnhofkassierer machte ein sonderbares Gesicht, als er mich sah, gab mir aber ruhig mein Retourbillett nach Fontainebleau. Ich muß hier einfügen, daß es uns streng verboten war, unser Territorium zu verlassen und das linke Seineufer zu betreten. Ungelegenheiten, in welche Offiziere geraten waren, die bei Melun und Corbeil das linke Ufer teils in Uniform, teils in Zivil betreten hatten, veranlaßten diesen Befehl.

Solange der Zug auf dem rechten Ufer blieb, war mir ganz lustig zu Mut. Als er aber südlich Melun über die Seine fuhr, klopfte mir doch das Herz tüchtig. Es war nämlich gar nicht unmöglich, daß der Kassierer in Cesson Verdacht geschöpft und mich telegraphisch als deutschen Offizier in Fontainebleau angemeldet hatte. Solche Beispiele waren schon mehrere vorgekommen, und dann stand mir im günstigsten Falle bei der

Ankunft am Ziele Verhaftung durch französische Gendarmen, dann Rücktransport nach Melun, Auslieferung an den dortigen bayerischen Kommandanten und schließlich eine tüchtige Strafe bevor. Im schlimmen Falle konnte ich auch in die Hand des Pöbels von Fontainebleau fallen.

Aber wenn man jung ist, ist man leichtsinnig, und jetzt saß ich einmal im Zuge, also drauf los.

Nun schrie der Schaffner sein „Fontainebleau“, das natürlich kein Mensch verstanden hätte, der nicht wußte, wo er war. Undeutlichkeit beim Namenrufen ist eine Hauptstärke der französischen Kondukteure.

Kaum hielt der Zug, so sprang ich auf der falschen, d. h. rechten statt linken Seite aus dem Waggon, lief um den Zug herum und mischte mich harmlos in die auf dem Perron stehende Menge.

Die Gendarmen, welche damals der Kommunards wegen bei jeder Ankunft eines Zuges an der Bahn waren, sahen mich nicht, und damit war ich also geborgen. Einmal in der Stadt, hatte ich keine Angst mehr, denn daß ich dort nicht entdeckt würde, dafür wollte ich schon sorgen. Ich bummelte vergnügt durch die „Avenue de la gare“ nach der Stadt, trank im „Lion d'Or“ meinen „café au lait“, besah mir das sehr schöne Schloß und wartete dann auf den Einzug des Regiments. Etwa um 11 Uhr verkündeten helle Hornfanfaren sein Nahen. Es kam per Fußmarsch, ich glaube von la Ferté-Alais her, und sah recht staubig aus. Die Einwohner begrüßten das ihnen neue Regiment nicht gerade besonders begeistert, aber doch freundlich. Der Maire, umgeben von dem ganzen Gemeinde- resp. Stadtrat, hielt eine Rede, deren Hauptinhalt von den tapferen Leistungen des Regiments bei der Niederwerfung des Kommuneaufstandes handelte. Eine Erwähnung des Krieges gegen uns hörte ich nicht. Auch bemerkte ich keine weißgekleideten Festjungfrauen, die doch eine Hauptsache bei jeder deutschen ähnlichen Empfangsfeierlichkeit sind, und ohne welche ja auch das ganze Fest nur den halben Wert hätte. Die Feierlichkeit ver-

lief recht nüchtern und hatte auch militärisch für mich keinen Reiz, da ich ja schon vorher bei anderen Gelegenheiten, vor allem in Paris, wiederholt sah, wie miserabel die Franzosen marschierten. Nur das bereitete mir ein großes Vergnügen, daß ich so unerkannt unter den französischen Offizieren und Mannschaften herumwandern konnte, obwohl es mir sicher nicht gut ergangen wäre, hätten sie geahnt, daß in diesem harmlosen „Bourgeois" ein deutscher Offizier steckte, der sich innerlich herzlich lustig über sie machte. Zu Mittag speiste ich im Hôtel de Londres, dachte genau daran, nicht auf deutsche Art mit Messer und Gabel zugleich zu essen, und wurde daher auch weder nach etwas gefragt noch erkannt. Nachmittags spazierte ich durch den Park und machte dann einen Ausflug in die Forêt de Fontainebleau, und zwar auf das „Fort de l'Empereur" genannte Belvedere, von wo aus man eine prächtige Aussicht hat. Abends kehrte ich, wie beabsichtigt, mit dem letzten Zug zurück, kam unbeanstandet nach Cesson und von da wieder nach Sainte Assise.

Am 1. September wurde ich zur Kompanie zurückbeordert, und damit endete mein reizendes Freiherrnleben im Schlosse des Prinzen Beaubeau. Es gehörten die vergangenen Wochen mit zu den schönsten meines ganzen, drei Jahre dauernden Aufenthaltes in Frankreich.

XXX.

Der Marsch in die Okkupation im Herbst 1871.

Der oberste Kriegsherr des deutschen Heeres, Kaiser Wilhelm I., hatte schon am 7. März Versailles verlassen, um nach der Heimat aufzubrechen. Vorher aber hatte er am 3. März auf dem Longchamps die berühmte Parade über das Gardekorps abgehalten. Ehe er Frankreich den Rücken kehrte, verlangte es den Monarchen, auch

noch feierlich von seinen treuen Bundesgenossen Abschied zu nehmen. Auf dem blutgetränkten Schlachtfeld von Villiers hatte am 7. März zu diesem Zweck eine glänzende Parade über die bayerischen, württembergischen und sächsischen Truppen stattgefunden. Die Oberkommandierenden der III. und IV. Armee, Kronprinz Friedrich von Preußen und Kronprinz Albert von Sachsen, sowie in Vertretung König Ludwigs II. Prinz Luitpold von Bayern, begleiteten den Kaiser. Wir, d. h. die zweite bayerische Division, durften an der Kaiserparade freilich ebensowenig teilnehmen als an dem Einzug in Paris. Während sich vielmehr die verschiedenen Heeresteile rüsteten, dem kaiserlichen Feldherrn in die Heimat zu folgen, fiel uns das Los zu, zugleich mit der 4., 6. und 19. preußischen Division als Okkupationsarmee noch in Frankreich zu bleiben.

Die erste Nachricht hiervon traf uns sehr überraschend und wurde durchaus nicht freudig aufgenommen. Wir hatten uns ja so gründlich mit den Franzosen herumgezauft wie kein anderes deutsches Armeekorps, waren kreuz und quer im Feindesland herummarschiert, konnten auf durchgemachte Strapazen zurückblicken, die in der Kriegsgeschichte ihresgleichen suchen, und dennoch durften wir nicht mit den übrigen Truppen an den Siegeseinmärschen in der Heimat teilnehmen!

„Da soll denn doch gleich ein Granatendonnerwetter dareinschlagen!“ — Mit diesem Kraftausdruck war am besten unsere Stimmung gekennzeichnet.

Es ist auch wahr, daß gewiß bei allen Menschen, die überhaupt eine wirkliche Heimat haben, gerade nach großen miterlebten Ereignissen, nach einer besonders glücklichen oder besonders düsteren Zeit sich in hervorragendem Maß der Wunsch geltend macht, nun auch mit den Seinigen über das Vergangene zu sprechen, was man gesehen, erduldet und erreicht, zu erzählen und das Mitgefühl derer zu empfinden, die uns am nächsten stehen, von denen man weiß, daß sie Anteil an unserem Wohl und Wehe nehmen.

Das sollte sich für uns also noch um Jahre hinausschieben.

Diese Aussicht erschien anfangs gar nicht rosig. Freilich mit der Zeit machte es sich immer besser, und schließlich waren wir so gern in der Okkupation, daß es keinem von uns einfiel, auf eines der vielen Tauschangebote einzugehen, mit denen uns Kameraden aus der Heimat beehrten. Es ist seit dem großen Kriege eine so lange Zeit verflossen, daß ich es für angezeigt halte, den Zweck und die Verhältnisse der Okkupation näher zu beleuchten.

Verschiedene deutsche Divisionen auf Kriegsstärke erhielten den Auftrag, mehrere französische Provinzen so lange als Pfand besetzt zu halten, bis die fünf Milliarden Kriegskontribution an Deutschland abbezahlt seien.

Je nach den richtig erfolgten Ratenzahlungen wurden die von der deutschen Grenze am entferntest liegenden Departements geräumt und die Okkupationsarmee verringert, so daß schließlich nur noch vier kriegsstarke Divisionen, darunter auch die unsere, in Frankreich verblieben, bis der letzte Centime abbezahlt war. Daß die ganze Okkupationsarmee während dieser Zeit auf Kosten Frankreichs lebte, und zwar nicht schlecht, war klar. Es kam also für die Franzosen darauf an, möglichst schnell zu zahlen, um den Luxus, eine feindliche Armee im eigenen Lande erhalten zu müssen, auf die rascheste Art abzuschaffen. Sie haben — dank der energischen Tätigkeit des Herrn Thiers — auch erstaunlich schnell bezahlt, und deshalb blieben wir nur noch zwei, statt wie ursprünglich bestimmt, drei Jahre, in den Ardennen.

Was unsere materiellen Verhältnisse während der Dauer der Okkupation betrifft, so verdienen sie die Note „I cum laude“.

Eines der notwendigsten Mittel, um angenehm leben zu können, ist fast für jedermann ein voller Geldbeutel. Für junge Offiziere ist derselbe aber das allernotwendigste Mittel, denn wenn dieses vorhanden, ergibt sich alles andere von selbst. Ich muß daher eine Berechnung unserer damaligen Einnahmen aufstellen.

Bar empfing ein Unter-(Sekond-)Leutnant monatlich:

1. Die Gage, damals nach den kleinen Abzügen für Musik, Witwenfond und Bibliothek etwa . . 110 M.
2. Die Kriegszulage usw. . . . . 120 „
3. Täglich 7 Franks Okkupationszulage, also monatlich . . . . 170 „

Summa 400 M.

Ferner in natura:

1. Das Quartier zu berechnen mit etwa . . . . 25 M.
2. Heizung und Beleuchtung nach Belieben, also etwa . . . . 10 „

Dies ergab die stattliche Summe von . . . 435 M.

Dazu kam der bedeutsame Umstand, daß wir alles, was wir wollten, zoll-, abgaben- und portofrei aus der Heimat nach jedem beliebigen Okkupationsort kommen lassen konnten und unsere Sachen ebenso portofrei nach Deutschland schicken durften. Daher tranken wir z. B. das Münchener Bier in Sedan billiger als unsere Kameraden in Augsburg, weil diese Fracht und Stadtsteuer zahlen mußten, wir aber nicht. Die letzteren Vorteile machten sich besonders dann geltend, als wir lange Zeit an einem Orte verweilten, z. B. eineinhalb Jahre in Sedan, neun Monate in Rocroi usw.

Im Winter 1871 auf 72 und 1872 auf 73 ließen wir uns für das Kasino nicht nur Bier, Mehl, Fleisch und ähnliches, sondern sogar Obst, Würste, Sauerkraut usw. kommen.

Wenn jetzt am ersten jeden Monats ein Sekondleutnant einer Garnison II. oder III. Servisklasse, wie ich die Ehre hatte, sie zu genießen, nach den verschiedenen Abzügen seine 72—78 M. einsteckt und dann seine Tischrechnung mit rund 35 M. bezahlt hat, so muß er sehr, sehr zu rechnen verstehen, daß ihm der Rest noch zur Wohnungsmiete, zu Frühstück, Abendbrot, Stiefel, Handschuhe, Wäsche, Holz, Licht und schließlich auch einigen Zigarren reicht.

Solche Sorgen drückten uns damals nicht. Wir dünkten

uns endlos reich und waren es auch, denn wir konnten uns ja alles bieten, was das Herz nur wünschte. Zu den erwähnten Vorteilen kam noch einer, der besonders mir recht angenehm war. Wir brauchten nämlich bei jeder Reise, sei sie in oder außer Dienst, in Uniform oder Zivil unternommen, wie alle französischen Offiziere nur ein Viertel des Eisenbahnbilletts zu zahlen. Um ein Spottgeld konnte man da in Frankreich herumfahren und sich das schöne Land beschauen, nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zu ernsten Studien.

Die französischen, belgischen und italienischen Offiziere genießen noch immer diesen Vorzug. Haben sie für ihre Heimatländer vielleicht mehr geleistet als wir für unser Deutsches Reich? Vielleicht nimmt unser Reichstag auch einmal diese Angelegenheit in die Hand!?

Ich habe nun dem Leser unsere geldliche Lage geschildert, und möchte dabei nur noch erwähnen, daß früher bei der Okkupation von 1815—1817 die Offiziere der unteren Chargen noch besser gestellt waren. 1870 bekamen die höheren Offiziere zehn, fünfzehn und noch mehr Franks tägliche Zulage, der Leutnant, wie schon erwähnt, nur sieben. 1815—1817 erhielt aber jeder Offizier, gleichgültig, welchen Grad er einnahm, zu seinem Gehalt und den Kriegsgeldern täglich einen Dukaten, also etwa zwölf Franks. Nun, wir waren zufrieden mit dem, was wir hatten, und konnten es auch sein.

Einzelne der Kameraden ersparten sich ziemliche Summen. Die Mehrzahl aber, und dazu gehörte auch ich, hat sich mit so schwierigen Rechenexempeln nicht angestrengt, sondern redlich verbraucht, was sie bekam. Dafür sparte ja unser oberster General, Exzellenz von Manteuffel, für uns und machte uns noch ein prächtiges Abschiedsgeschenk, auf das ich später zurückkommen werde.

Unser Abmarsch aus der Gegend von Paris warf seine Schlagschatten voraus. Unsere Division bildete die deutsche Arrièregarde, und daher waren unsere Bayern überall die allerletzten Deutschen, welche von den schönen Seine- und Marne-

tälern Abschied nahmen. Da hieß es denn für manchen Franzosen: „Après nous le déluge". Nicht, daß wir jemandem etwas zugefügt hätten. Nein, die lieben Landsleute spielten die Racheengel und zerstörten z. B. manches unschuldige Kaffeehaus ganz gründlich, nur weil wir dort verkehrt hatten. Schon wochenlang vor unserem Wegzug machte sich eine veränderte Stimmung der unteren Bevölkerung bemerkbar. Manchem Zigarren- und Weinverkäufer, verschiedenen Krämern und anderen Leuten, die durch uns wohlhabend geworden, kamen Skrupel, ob sie nicht unpatriotisch gehandelt und dafür von ihren zurückhaltender aufgetretenen Landsleuten nun zur Rechenschaft gezogen würden; nicht wenige Mädchen und Frauen fürchteten, man werde sie für die mit Deutschen gewechselten freundlichen Blicke und Worte jetzt büßen lassen, und selbst einzelne Behörden ängstigten sich, weil sie im Interesse ihrer Gemeinden und Distrikte gegen unsere Forderungen vielleicht nachgiebiger gewesen waren, als es sich mit der Ansicht der Pariser Regierung und ihrer Organe vertrug. Diese alle spielten sich allmählich auf die wildesten Deutschenhasser hinaus und hofften, durch ihr schroffes Auftreten vergessen zu machen, wie sie früher gehandelt. Das machte unsere Stellung immer schwieriger, und wir mußten täglich mehr und mehr Ernst anwenden, um zu unserem Recht zu gelangen. Ich persönlich empfand ebensowenig wie andere Kameraden, die bei wirklich gebildeten Leuten einquartiert waren, den erwähnten Wechsel im Hause; allein das öffentliche Leben war ein anderes geworden.

Am 10. September schlug die Abschiedsstunde. Kaum hatte der letzte Mann des Bataillons den Platz an der Brücke, wo wir uns gesammelt, verlassen, da stürzte die Menge schon in das dort stehende und von uns fleißig besuchte Café, zerschlug alle Fensterscheiben, Gläser, Spiegel usw. und gebärdete sich in einer Art, daß unsere letzte Sektion noch einmal Front machte und durch Drohen mit den Büchsen die lautesten Schreier zur Ruhe brachte. Ähnlich wie dem Café soll es verschiedenen Häusern ergangen sein. Das niedere Volk zeigte eben auch hier,

wie während der Kommune in Paris selbst und an vielen Orten in Frankreich, daß es nur mit dem Säbel beherrscht werden kann, denn zu einer politischen Selbständigkeit sind die Franzosen zu verdorben, und es gibt kein Volk, das sich weniger für eine republikanische Verfassung eignet als gerade das französische.

Wir zogen durch die Forêt de Senart, verließen damit auch den Kanton Corbeil und kamen bald nach Montgeron, wo wir wieder auf neun Tage einquartiert wurden.

Mich brachte der Zufall in Gestalt des Quartierzettels in ein prächtiges Schloß zum Marquis und der Marquise G. de la Grange. Nachdem ich mich überzeugt, daß mein Schimmel ebensogut untergebracht war als ich selbst, verwandelte ich mich aus dem staubbedeckten Feldsoldaten in einen salonwürdig aussehenden Offizier und machte den Herrschaften meine Aufwartung. Der Empfang war zeremoniell, jedoch entgegenkommend. Bald aber war ich so freundlich aufgenommen, daß ich zu allen Mahlzeiten beigezogen wurde, wenn mich nicht der Dienst verhinderte, und daß ich auch sonst viel mit der Marquise verkehrte. Sie war eine ältere, sehr vornehme Dame, die die Lebhaftigkeit der Französin mit der Würde ihres Ranges ausgezeichnet zu vereinigen wußte. Für mich faßte sie bald aus einem sehr sonderbaren Grunde eine sichtliche Vorliebe. Sie entdeckte nämlich aus meinem Auftreten, daß ich eigentlich in den äußeren Formen meines Glaubens durch den Krieg viel nachlässiger geworden sei, als sie es im Interesse meiner armen Seele für gut erachtete. Nun besaß sie einen kleinen, niedlichen Begleiter, den sie fortwährend daran erinnerte, an mir seine Überredungsgabe zu versuchen, um mich zu bessern. Dieses Männlein war ein zierlicher, hagerer, ziemlich junger, ganz entsetzlich untertäniger Jesuit, der ihr wie ihr Schatten folgte und nebenzu im Schlosse die Stelle eines Hauskaplans einnahm. Gegen die Ergebenheit, ehrfurchtsvolle Verehrung, willenlose Folgsamkeit und vollständige Aufgabe des eigenen Ichs dieses

Mönches seiner Herrin gegenüber ist das Verhalten des braven Fridolins gar nichts.

Die Marquise benützte das kleine Männlein zu allem. Er war ihr Vorbeter, Vorleser, Schachspielgegner, Schirmträger, stummer Zuhörer, Stuhlholer, kurz ihre ständige Unterhaltung und Bedienung, und darum kam er mir auch nicht anders als ihr Spielzeug vor.

Beide, d. h. die Marquise sprechend, der Jesuit Beifall nickend, versuchten sich nun daran, aus mir einen besseren Menschen zu machen. Wie weit sie mit ihrem Erfolge zufrieden waren, kann ich nicht beurteilen, ich glaube wenig.

Von Montgeron aus machte ich entzückende Ritte. Es war wirklich reizend, wenn ich auf meinem Schah dahinjagte, Mentor, mein Pudel, kläffend hinterdreinstürmte, und wir dann alle drei zum Entsetzen der verschiedenen Schloßherren und Besitzer bald durch einen Park sausten, dann ohne Scheu über einen Gartenzaun sprangen, durch die Yères wateten, ein armes Häslein hetzten und zuletzt durch Crosne, Brunoy oder Montgeron galoppierten, daß die Bauern kaum schnell genug ausweichen konnten. Bei solchen Ritten in Gottes freier, schöner Natur, auf meinem edlen Araberhengst, von meinem treuen Pudel begleitet, habe ich in fünf Minuten wieder vergessen, was die fromme Marquise und ihr Beichtvater mir im Laufe von Stunden über die düsteren Folgen meiner jugendlichen Leichtfertigkeit erzählten. Ich lebte ja wirklich wie der Herrgott in Frankreich; was sollte ich mich jetzt schon um später kümmern?

Am 20. September zogen wir wieder weiter nach Ferrières, dem Schlosse des Geldbarons Rothschild, welches ich ja früher geschildert.

Der 21. September brachte mich in Trilport schon wieder in ein schönes Schloß, das dem Grafen G. de Ponton d'Amécourt gehörte. Es ist ganz erstaunlich, welch eine Menge von reichen und vorzüglich bewirtschafteten Gütern sich in der weiteren Umgegend von Paris befinden. Man trifft kaum ein größeres Dorf, das nicht sein Schloß hat. In diesem bringen

die Besitzer den Sommer zu, während sie im Winter in Paris verweilen. Die Familie des Grafen von Ponton war musikalisch, wodurch ich einen sehr genußreichen Abend verlebte.

Zur Erklärung, daß mir als jungem Leutnant immer so hübsche Quartiere zufielen, diene der Umstand, daß wir auf diesem Rückmarsche stets sehr weitläufig einquartiert wurden, und in ein Dorf höchstens ein oder zwei Kompanien kamen. Von den Offizieren des Bataillons war ich nun derjenige, der nicht rauchte und am wenigsten kneipte, dagegen gern in Familien verkehrte. Daher wies man mich meist dahin, wo es sich darum handelte, den Hausbesitzern seine Aufwartung zu machen und schließlich den Abend bei Tee und Damen, statt bei Wein und Zigarren zuzubringen. Ich war mit der mir aus dieser Gewohnheit erwachsenen Aufgabe sehr zufrieden und verdanke ihr manche recht angenehme oder interessante Bekanntschaft.

Die nächsten Märsche führten uns schon nach Nordwesten, also in der Richtung auf unser eigentliches Okkupationsgebiet, da unsere Division bestimmt war, den rechten Flügel der Armee zu bilden und zuerst in der Picardie, nämlich in la Fère, und dann in der Nordchampagne und in den Ardennen Garnisonen zu nehmen.

Reizend war der Marsch durch den parkartigen Wald zwischen la Ferté-Milon, Villers-Cotterets und Compiègne. Dort bin ich einmal infolge des weichen Moosbodens so plötzlich zwischen ein Rudel neugierig nach dem ungewohnten Anblick deutscher Marschkolonnen lugender Rehe mit meinem Schah hineingesprengt, daß die hübschen Tiere vor Entsetzen anfangs gar nicht wußten, wohin sie ausreißen sollten. Dann hetzte ich einen strammen Bock, mußte aber bald die Jagd aufgeben, denn so flüchtig wie dieses Stück Wild war mein guter Hengst doch nicht. Mentors Geläute — wenn man das Bellen eines Pudels mit diesem Jagdausdruck beehren darf — klang überdies so weit zurück, daß ich umkehren mußte, um meinen treuen Begleiter zu suchen.

In Soissons kam ich zu einem Veteranen der alten Napo-

leonischen Zeit ins Quartier, der mich am Abend beinahe umarmt hätte, weil ich mit großer Anerkennung von den Taten seines Kaisers sprach und mit ihm redlich über das Verhalten der Engländer gegen denselben schimpfte. In seiner Rührung schenkte er mir eine verkleinerte Nachahmung der Sankt Helena-Medaille, welche ich noch besitze.

1871 waren die Franzosen überhaupt noch ganz andere Kerle als jetzt. Daß sie uns nicht liebten, war ja gewiß naturgemäß. Aber die besseren Kreise zeigten deutlich, daß sie es für recht hielten, auch gegen die Feinde des Landes mit der altberühmten französischen Höflichkeit und Ritterlichkeit aufzutreten, sobald jene als, wenn auch gezwungene, Gäste in ihr Haus traten. Jetzt haben sie diese Tugenden ihrer Väter vielfach verloren und sind in politischer Beziehung nichts als verrückte Heringe, die man überhaupt nicht ernst nehmen kann.

Beim Marsch durch Coucy-le-Château staunten wir alle über das altertümliche Schloß, dessen Umfassungsmauern so dick sind, daß man mit Wagen darauf umherfahren kann. Was uns aber am meisten überraschte, war der Anblick eines ganz außergewöhnlich schönen Mädchens. Wir zogen die Straße herauf, die Französin stand im besten Sonnenlicht, und hinter ihr bildete das Schloß einen ungemein malerischen Hintergrund. Es war eine von jenen ernsten Schönheiten, die ergreifen und sich dauernd ins Gedächtnis prägen. Vor nicht langer Zeit wurde ich wieder lebhaft an sie erinnert, als ich in Florenz in den Ufficien vor der Flora von Tizian stand. Jenes Mädchen war aber noch schöner.

Am 26. September kamen wir in dem zum vierten Teile zusammengeschossenen la Fère an, wo unser Stab Standquartier bezog, während meine Kompanie in der Nähe in ein Dorf namens Charmes verlegt wurde. Das Leben in dieser Gegend bildete den Übergang zur eigentlichen Okkupation und bot wenig Bemerkenswertes. Durch Ausflüge nach Laon und nordwärts lernten wir auch ein tüchtiges Stück der Picardie kennen. Mich selbst aber belästigten etwas die in den letzten Wochen der „fünf-

zehn Frankelzeit" angesammelten Goldstücke, und ich überlegte, wie ich sie am besten los werden könnte. Das Resultat war, daß ich einen sechswöchentlichen Urlaub in die Heimat und nach Italien erbat, auch erhielt und am 2. Oktober 1871 über Reims, Nancy, Straßburg und Karlsruhe nach Speyer fuhr zu den Meinigen.

Dort hielt ich mich acht Tage auf. Dann trieb es mich nach München, wo ich mich nach dem blonden Mädchen umsah, das jetzt meinen Namen trägt, und am nächsten Tage trug mich die Eisenbahn nach Italien, welches Land ich damals zum ersten Male erblickte, das mich durch seine natürlichen und künstlerischen Schönheiten so begeisterte, daß ich es seitdem noch oft besuchte und hoffentlich auch in Zukunft noch öfter besuchen kann.

Am 12. November war ich von neuem in Frankreich, um noch Jahre in Sedan und Rocroi zuzubringen und dort eine ebenso schöne und unterhaltende, als auch lehrreiche Zeit zu verleben.

XXXI.

In Sedan während der Okkupation 1871 und 1872.

Der Zufall hatte es gefügt, daß wir die Festung, zu deren Einnahme wir so tätig mitgewirkt, nunmehr als Garnisonsstadt zugewiesen bekamen. Mit gehobenen Gefühlen zogen wir durch die dunklen Tore der Stadt, und die ersten freien Stunden wurden sofort benützt, um hinauszueilen nach Bazeilles, la Moncelle, Daigny und Haybes, wo wir gekämpft und gesiegt hatten. Dann aber richteten wir uns in unseren Quartieren ein, und es begannen nun die friedlichen Verhältnisse immer mehr in den Vordergrund zu treten. Der Umstand, daß wir Offiziere von jetzt an nur noch auf Dach und Fach und nicht mehr mit Verpflegung einquar=

tiert und die Mannschaften kaserniert waren, bildete den Grund, daß man mit der Einwohnerschaft weniger in Berührung kam als bisher, wo man am Tisch der Hauswirte teilnahm oder die Quartiere der Leute nachsah. Unser in der Zitadelle errichtetes Kasino war die eigentliche Heimat der jungen Offiziere, während die verheirateten Kameraden ihren eigenen Haushalt führten. Schon in der Picardie hatten einige Ehegatten ihre besseren Hälften aus der Heimat herangezogen; ja, unser jung verheirateter Hauptmann Ruith ließ seine liebenswürdige Gemahlin schon nach Corbeil kommen. Jetzt in Sedan folgten alle Frauen und Kinder ihren Männern und Vätern nach, und bald befand sich in Sedan eine ganze deutsche Kolonie, die aus den Familien der Offiziere und Unteroffiziere der Okkupationstruppen bestand. Es machte einen ganz sonderbaren Eindruck, wenn man aus einer der Straßen, z. B. Faubourg du Menil, in eine unserer Kasernen trat und dort keine Silbe französisch mehr hörte oder angeschlagen sah, dafür aber wie zu Hause mit dem respektsvollen „Grüß Gott, Herr Leutnant“ von der Frau Feldwebelin empfangen wurde.

„Was gibt's denn heute in der Küche für die Kompanie?“

„Leberknödel und Sauerkraut, Herr Leutnant.“

„Herr Gott, wer schreit denn da so erbärmlich?“

„Oh entschuldigen's nur, Herr Leutnant; es sind die ungezogenen Rangen vom Sekondjäger Nieber. — Wollt's gleich an Fried' geb'n, ihr Malefizbub'n, sonst sag ich's eurem Vater, daß er euch 's Kamisol anstreicht.“

Das klang ganz anders, als man es bisher gewohnt war. So gern ich immer beim Quartiernachsehen mich mit den französischen Hauswirten unserer Jäger unterhielt, so freute es mich doch, wieder auf biedere deutsche Art auch in der Kaserne angesprochen zu werden.

Da die geldlichen Verhältnisse für die Verheirateten noch günstiger als für uns Ledige waren, so versäumte kein Gatte, möglichst bald seine Familie heranzuziehen. Eine ganze Reihe von Offizieren und Unteroffizieren machte sich sogar die vorteil=

hafte Gelegenheit zu Nutzen und heiratete eher, als vorher bestimmt war, um noch die Okkupation zu genießen. Es bezogen z. B. unter anderem Verheiratete vierfache Umzugsgebühren, was bei den großen Strecken von Sedan nach Altbayern eine bedeutende Summe ergab. Da aber die Franzosen jedem verheirateten Offizier je nach Charge vier bis sechs vollständig standesgemäß möblierte Zimmer nebst allem Zubehör stellen mußten, so fiel es natürlich keinem Menschen ein, Möbel nach Frankreich zu senden, und deshalb brauchte man für die eigene Reise höchstens ein Sechstel bis ein Fünftel der gewährten Umzugsgebühren. Der Rest wurde erspart.

Für uns junge Offiziere hatten diese Umstände ihre zwei Seiten. Zuerst, und das war das Angenehme, fand man überall eine weit bessere Aufnahme in den Offiziersfamilien als in Deutschland selbst, weil unsere Damen auf unseren Umgang angewiesen waren und es nirgends eine Frau Direktor oder Frau Inspektor usw. gab, die uns der holden Gesellschaft der Offiziersfrauen und -Töchter beraubt hätte. Dann besaß ja jedermann ausnahmslos die Mittel, etwas mitzumachen, und hielt sich dazu verpflichtet. Andererseits aber hörte der so lehrreiche und interessante Verkehr mit den Eingeborenen fast ganz auf; die verschiedenen französischen Lehrerinnen usw. verschwanden schnell; man las im Kasino fast ausschließlich deutsche Zeitungen; kurz, man wurde wieder ganz deutsch, obwohl für manchen Kameraden eine weitere Ausbildung in der französischen Sprache recht gut gewesen wäre.

Ich selbst blieb noch am meisten mit den Franzosen in Verkehr, teils weil ich wieder sehr nette Quartierwirte fand und teils weil ich bald nach unserer Ankunft in Sedan von neuem zum Ordonnanzoffizier der 3. Brigade ernannt wurde und als solcher die Übermittelung des Verkehrs mit den französischen Behörden vielfach zu besorgen hatte.

Sedan war eine der größeren Garnisonen der Okkupation. Anfangs lagen dort der 3. Brigadestab, das 12. Infanterie-, das 3. Chevaulegerregiment, unser Jägerbataillon und eine An-

zahl von Feldlazaretten und Trainkolonnen. Wie stark unsere Damenkolonie war, kann man daraus ersehen, daß auf dem Königsball am 24. August 1872 im Kasino in Sedan einundfünfzig deutsche Offiziersfrauen und -töchter, darunter elf tanzende junge Mädchen und eine stattliche Zahl tanzender junger Frauen, versammelt waren. Diese statistischen Kenntnisse habe ich mir als Kotillonvortänzer erworben. Dürfte ich aus meinem Tagebuch noch weiter ausplaudern, so könnte ich dem Leser auch eine wahre Schönheitsgalerie vorführen, denn der Zufall wollte, daß in Sedan wirklich sehr hübsche Erscheinungen die deutsche Frauenwelt repräsentierten. Wegen der mir übertragenen Aufgaben eines Waldfest-, Partien-, Ball-, Reunion- und Gesellschaftsarrangeurs habe ich über beinahe alle unsere Damen Buch geführt, und mit ungemeiner Freude lese ich hie und da noch die hinter den Namen gemachten stenographischen Bemerkungen durch. Ich kann sie aber nicht veröffentlichen, denn es würden mir die Worte fehlen, jeder unserer treuen Okkupationsgenossinnen gerecht zu werden, und ich wüßte auch gar nicht, wo anfangen; wahrscheinlich beim Stabe der Brigade. Vielleicht schlüpft hie und da eine kleine Bemerkung unter.

Bald hatte unser Leben einen vollständig regelmäßigen Gang erhalten. Der Dienst war nicht zu streng und sehr angenehm. Da wir keine Rekruten bekamen, sondern letztere bei den Depots in Deutschland ausgebildet und uns erst abexerziert hinausgeschickt wurden, so fiel die beschwerlichste Zeit für den jungen Offizier und den Kompaniechef überhaupt weg. Infolge unserer hohen Präsenzstärken hatten alle Übungen einen ganz anderen, feldmäßigen Anstrich als zu Hause und waren auch hervorragend lehrreich. Da fällt mir unter anderem ein Brigadeexerzieren ein. Wir übten an einem schönen Sommermorgen auf der sogenannten Prairie, die sich der Maas entlang zieht, und standen in der Höhe von Balan, also etwa drei Kilometer von Sedan entfernt, als plötzlich ein furchtbares Gewitter heraufzog. General von Täuffenbach, unser Brigadier, rief die Offiziere vor die Front und sprach: „Meine Herren, bis wir in die

Stadt marschieren würden, sind wir doch vollständig durchnäßt, also exerzieren wir ruhig weiter."

Wir teilten dies den Leuten mit, und nun wurde so flott exerziert, wie nicht leicht an einem anderen Tage. Das Wetter, welches losbrach, suchte aber auch seinesgleichen. Das schüttete wie mit Kübeln, der Blitz schlug dazwischen, und der Donner krachte, als ob er uns an die Schlacht von Sedan erinnern wolle. Als das Wetter vorbei war, exerzierten wir immer noch und rückten dann, beschmutzt bis zur Helmraupe, aber in bestem Humor und lustig singend in die Stadt zurück. Am anderen Tage standen in den französischen Zeitungen ellenlange Lobesartikel über eine solche Leistung, und die Vergleiche mit den französischen Truppen fielen gar nicht zugunsten der letzteren aus.

Wachen gaben wir wenige; die Ronden waren nicht beschwerlich und trafen den Leutnant nur alle siebzehn bis zwanzig Tage. Die freie Zeit brachte man im Kasino, im „Café des glaces", in den Hotels „de la croix d'or" oder „de l'Europe" zu, wenn man nicht Spazierritte und Gänge auf das Schlachtfeld und in die Umgegend unternahm oder bei Familien eingeladen war.

Daß es besonders im Hotel „de l'Europe" nicht ganz so ruhig zuging wie etwa beim alten Deuringer in Kempten, ist ja klar. Bier bekamen wir nur im Kasino und in den Kasernenkantinen. In den Hotels aber spielte der Champagner die Hauptrolle, und obgleich ich nie zu den besonders begnadigten Kneipern gehörte, habe ich doch auch manchem Fläschlein dort den Hals gebrochen.

An anderen Vergnügungen fehlte es ebenfalls nicht. Der Winter von 1871 auf 1872 war wieder streng und brachte uns auf den Kanälen hinter der Torcykaserne und bei la Casine eine ganz ausgezeichnete Schlittschuhbahn. Da liefen wir denn, Herren und Damen, munter herum und erregten durch unsere Leistungen bei den Franzosen kein geringes Aufsehen. Der Nachsicht meines Generals verdankte ich es, daß ich nachmittags viel freie Zeit hatte und mich daher fleißigst diesem gesunden Sport

widmen konnte. Die Eisbahnen um Sedan hatten große Vorzüge. Da sie sich zwischen den merkwürdig verzweigten Festungswerken hindurchwanden, so konnte der Blick der strengen Frau Mama nicht überallhin nachfolgen, und wenn man auch keinen Schritt zu weit ging, so hatte es doch einen anderen Reiz, so unbeachtet mit einem schönen deutschen Mädchen am Arme auf der blanken Fläche dahingleiten zu können und plaudern zu dürfen, wovon man wollte. Daß man hie und da sehr tief in blaue Augen sah, ließ sich nicht vermeiden. Es schadete aber auch nicht; in der Fremde mußten ja die Landsleute inniger zusammenhalten.

Alles dies hinderte mich jedoch nicht, auch mit meinen Hausleuten in bestem Einvernehmen zu stehen. Monsieur Borderel war ein sehr reicher Tuchfabrikant, der mit seiner ganzen Familie, nämlich einer gescheiten, liebenswürdigen Frau und zwei hübschen Töchtern von siebzehn und achtzehn Jahren, einen merkwürdig deutschen Eindruck machte. Sein und seiner Angehörigen ganzes Wesen war auffallend ernst und gemessen, so wie ich es in Frankreich noch nie erlebt. Sonderbarerweise befand sich seit Jahren im Hause eine deutsche Erzieherin, ein Fräulein Krems, deren Bruder im 12. Regiment Leutnant war und jetzt in Sedan in Garnison stand. Ich bin bei der Familie Borderel wiederholt zu Tisch und zu verschiedenen Abendgesellschaften eingeladen worden, allein es wurde hier nie getanzt, weil der Hausherr erklärte, dies passe sich nicht, solange der Feind im Lande stehe. Ich habe die ganze Denkweise dieser Familie sehr achten gelernt. Sie zeugte von vornehmer Gesinnung und echtem Patriotismus, der aber frei von allen verletzenden Ausartungen war. Solche Franzosen sind uns gefährlichere Gegner als die Phrasenhelden von Paris; denn jene handeln überlegt, während diese nur kindisch schwätzen.

Eine Hauptunterhaltung des Winters boten die Bälle, welche teils von den Kommandeuren gegeben, teils vom Kasino veranstaltet wurden. Sie fielen alle sehr schön und glänzend aus, da keine Kosten gescheut wurden, um sie anziehend und

genußreich zu machen. So ließen wir z. B. die Kotillonorden aus Paris oder Brüssel kommen, und noch jetzt sind die Exemplare, welche ich aus jener Zeit besitze, die schönsten meiner Sammlung.

An Weihnachten 1872 ließ uns eine im großen Stile angelegte Christbaumverlosung mit darauffolgendem Tanz die heimatlichen Räume vergessen. Den Silvesterabend brachten aber wir jungen Offiziere allein zu, und da kam man denn auf allen möglichen Ulk. Als die Mitternachtsstunde nahte, bewaffnete sich jeder von uns mit einem Gewehr, das mit einer Platzpatrone geladen wurde und versah sich mit Reservepatronen. Dann traten wir auf dem Platz vor der Zitadelle mitten in der Stadt in Linie an, und als es zwölf Uhr schlug, wurde mit drei brillant ausgeführten Salven aus etwa sechzig Gewehren das neue Jahr angeschossen. Hierauf fiel die Musik ein, und es ertönte ein vielstimmiges „Prost Neujahr!“ Erst nachdem wir fest überzeugt waren, daß sämtliche Umwohner des Platzes, vom ältesten Großpapa bis zum allerneuesten Weltbürger, gründlich wach geworden waren, zogen wir unter den Klängen des bayerischen Avanciermarsches wieder in die Zitadelle und in unser Kasino zurück. Dort folgten nun Champagnersalven, und erst am frühen Morgen hatte sich, mit Ausnahme einiger auf den Sofas schnarchender Leichen, die ganze lustige Gesellschaft zerstreut.

Unser Leben in der Stadt bot auch große Reize. Daß der Übermut des Offiziers der siegreichen Armee manchen tollen Streich zeitigte, lag in den Verhältnissen. Unsere derartigen Sünden waren aber alle so lustig und harmlos, daß selbst die Franzosen sie uns nicht verargten und uns überhaupt schriftlich und mündlich wiederholt das Zeugnis ausstellten, die bayerische Garnison betrage sich weit besser, als es früher die eigene französische Besatzung getan habe.

Ich erinnere mich, daß einmal ein fremder Franzose aus dem Süden in das Hotel „de l'Europe“ kam und mit Ostentation die vom Kellner angebotene Zigarrenkiste zurückwies, weil

kurz vorher sich deutsche Offiziere aus derselben bedient hatten. Nun setzten sich nach einer kurzen Verabredung etwa zehn Kameraden so dicht um den Monsieur herum, daß er nach keiner Seite durchgehen konnte, und fingen nun an, ihn vermittels der verschmähten Zigarren so einzuräuchern, daß bald von dem Franzosen fast nichts mehr zu sehen war. So oft er aufstehen und fortgehen wollte, fuhr ihn einer der Herren an: „Prenez donc garde, restez donc.“ Um keinen Preis hätte man ihm eher Platz gemacht, als bis alle Zigarren fertig geraucht waren und die Herren die Lust zur weiteren Fortsetzung des Spasses verloren hatten.

Wollten wir Billard spielen, während gerade Franzosen spielten, so genügte meist ein auf das Billard gelegtes Spielqueue, um letztere zum Aufhören und Fortgehen zu veranlassen. Verstanden sie diesen Wink noch nicht, so lehnte sich einer von uns an das Billard und wich natürlich keinen Finger breit, so daß die Spieler notgedrungen aufhören mußten.

Alles dies war ja gewalttätig. Aber die Franzosen mußten doch etwas fühlen, daß wir die Herren waren. Übrigens haben sie sich schwer gerächt, indem sie uns für alles unsinnige Preise abverlangten.

Andererseits unterstützten wir sie aber auch bei passender Gelegenheit, z. B. bei zwei Bränden, und hielten so strenge Mannszucht, daß man fast nie einen betrunkenen Soldaten sah, obwohl auch die Mannschaft Geld genug bekam, um sich bei dem ausgezeichneten Münchner und Augsburger Bier in den Kantinen schwere Köpfe zu holen.

Die Nüchternheit unserer Leute wurde von den Franzosen ganz besonders anerkannt.

Im Frühjahr und Sommer fanden zahlreiche Partien und alle möglichen Festlichkeiten statt.

Sehr beliebt waren die Hunderennen. Mein guter Mentor eignete sich hierzu jedoch sehr schlecht. Die verschiedenen Hindernisse, wie Wurst- und Fleischbarrieren, hielten ihn zwar nicht auf. Allein sein Kampfesmut verwickelte ihn jedesmal in so

schwierige Auseinandersetzungen, daß er sich meist immer noch lange, nachdem die anderen Herren Offiziershunde schon am Ziel angekommen, in ernstester Debatte mit einem Kollegen befand.

Das Chevaulegerregiment veranstaltete mit den im nahen Donchery liegenden Ulanen Pferderennen, deren gelungenstes das Königsrennen am 25. August 1872*) war.

Außer mit meinen Hausleuten und den Behörden von Sedan verkehrte ich noch mit einem steinalten Herrn, dem Besitzer des Schlosses Frenoy. Ich hatte sein Herz dadurch gewonnen, daß ich ihm, als ich von seiner großen Naturalien- und Altertumssammlung hörte, einen zufällig erworbenen Petrefakten schenkte. Das Ding hatte eigentlich keinen Wert. Allein den alten Herrn freute mein Interesse an solchen Versteinerungen, er lud mich öfter zu sich ein, und ich verdanke dem guten Monsieur Hénon manche Bereicherung meiner geologischen und archäologischen Kenntnisse, sowie viele Belehrungen in Beziehung auf die französische Sprache.

Im Juni und Juli begab sich mein General mit seiner Familie nach Deutschland in Urlaub. Die beiden Fräulein von Täuffenbach und ihre Mama vertrauten mir während dieser Zeit die Obhut über ihren Garten an, und dies führte zu einer interessanten Entdeckung. Der Garten lag nämlich auf einem der höchsten Teile der Zitadelle und war nur durch eine Holzbrücke mit dem eigentlichen Schlosse verbunden. Eines Tages regnete es sehr stark. Ich war gerade im Garten und hörte zu meinem Erstaunen in der Nähe der Gartenlaube, in der ich saß, ein wie aus großer Tiefe heraufdringendes Plätschern. Als ich den Busch zur Seite drückte, sah ich ein mit einem Gitter verdecktes Ablaufloch, in welches das Wasser hineinstürzte. Mit dem Auge bemerkte man nur undurchdringliche Dunkelheit. Das Aufpatschen des Wassers klang aber aus einer so beträchtlichen Tiefe herauf, daß ich sehr neugierig wurde, wo es eigentlich hinfalle. Als der Regen aufgehört hatte, warf ich brennendes Papier hinunter und bemerkte zu meinem größten Erstaunen,

*) Geburtstag König Ludwig II.

daß da unten sich ein weites Gewölbe befinden müsse. Ich schritt nun um diesen ganzen Teil der Zitadelle herum, fand aber nirgends ein Fenster oder sonst eine Luftöffnung. Nun holte ich mir eine Anzahl der in der Kommandantur vorhandenen alten Schlüssel, nahm zwei Mann mit und untersuchte die Keller, welche etwa bis unter den Garten des Generals reichen konnten. Oben an dem Gitterloch hatte ich auch einen Mann gelassen, der hie und da hinunterrufen sollte. Wir fanden aber das gesuchte Gewölbe nicht. Schließlich begab ich mich in die sogenannte Felsenbatterie, die auch in der Nähe des Gartens lag, und untersuchte diese. Da sah ich, daß eine der verschiedenen, gerade in der gesuchten Richtung sich befindenden Nischen noch ziemlich frisch vermauert war. Nach einigen Pickelhieben fiel ein Stein rückwärts durch die Mauer, und wir hörten deutlich, daß er erst in beträchtlicher Tiefe aufschlug. Der Eingang in das Gewölbe war gefunden. Rasch ließ ich das Loch verbreitern und entdeckte, daß ich vor einer großen, durch die Decke eines weiten Gewölbes gebrochenen Öffnung stand. Bei dem Scheine des brennenden Papiers konnte man zwar keine Wände des unterirdischen Raumes erkennen, aber man sah, daß der Boden eben und trocken war. Nun ließ ich einen Bund Stroh holen, zündete diesen an und warf ihn auch hinab. Er brannte flott, was auf gute Luft und ziemlichen Durchzug schließen ließ. Beim Schein der Flammen entdeckten wir außerdem verschiedene herumliegende Gewehre. Nun war die Neugierde völlig gereizt. Wie hinabkommen?

Ich war kurz entschlossen, ließ mir aus dem Schloß Seile und noch einige Mann holen, fand, daß die Tiefe etwa sechsunddreißig Fuß betrug, befahl drei stämmigen Soldaten, das Seil festzuhalten, und kletterte hinunter. Ein Mann folgte auf gleiche Art, und nun ließen wir uns Laternen an Stricken nachreichen. Als wir umherleuchteten, sahen wir zuerst nur, daß wir uns in einem ganz kolossalen Felsengewölbe befanden. Kaum hatten wir einige Schritte gemacht, so fanden wir eine große Menge von fast ganz verrosteten Chassepotsgewehren, und nach

weiterem Umhersuchen stießen wir auf zwei Skelette, die an den Resten der Uniform als französische Linieninfanteristen erkennbar waren. Bald entdeckten wir durch das noch immer herabtropfende Wasser die Stelle, wo oben der Soldat wartete und auf unser Anrufen auch alsbald Antwort gab. Die Luft war ziemlich frisch, und von einer Seite her wehte ein leichter Wind. Als wir uns dorthin wandten, kamen wir in einen Gang, der ziemlich lang war und allmählich aufwärts führte. In demselben lagen ebenfalls französische Gewehre, Säbel und alle möglichen Ausrüstungsstücke, teils verrostet, teils mit Schimmel bedeckt, umher. Plötzlich befanden wir uns vor einer großen Holztüre, die aber unseren vereinten Anstrengungen, sie zu erbrechen, widerstand. Wir mußten zurückkehren, uns eine Axt, ein Beil und eine Brechstange holen und herunterwerfen lassen, und außerdem veranlaßte ich noch zwei Soldaten (sie gehörten zum 12. Regiment), an dem Seil in die Tiefe zu klettern.

Den vereinten Anstrengungen der drei kräftigen Burschen mußte das Tor nachgeben, und nach kurzer Zeit standen wir in einem Nebengraben eines Hornwerkes im Freien. Jetzt konnte ich mir alles erklären. Während oder nach der Schlacht hatten in diesem mächtigen unterirdischen Raum eine Anzahl von französischen Soldaten Schutz gesucht und gefunden. Als sie von der Kapitulation hörten oder, durch den Hunger veranlaßt, ihr Versteck verließen, warfen sie ihre Gewehre einfach weg. Die Skelette rührten wahrscheinlich von Verwundeten her, die nicht mehr die Kraft hatten, zu entfliehen. Später hatte vielleicht einer der alten Wallmeister den steckenden Schlüssel des Tores herumgedreht, dadurch das Gewölbe verschlossen und den Schlüssel zu den vielen anderen gelegt, die sich im Schlosse befanden und von denen wir nicht wußten, wohin sie gehörten.

Auf Grund meiner Meldung wurden nun die Gewehre usw. aus dem Gewölbe geräumt und die Toten beerdigt.

Im Juni 1872 wäre ich beinahe durch einen Streich meines Pudels ums Leben gekommen. Ich ritt auf der Prairie spazieren; der Pudel trollte hintennach. Da führte mich der

Weg zwischen dem gemauerten Maasufer und einer großen Viehherde hindurch. Mentor bekam auf einmal die Idee, ein Kalb zu jagen, und trieb, laut kläffend, dasselbe durch die ganze Herde hindurch. Wahrscheinlich nahmen die Onkels und Tanten des Kalbes eine solche Behandlung ihres Lieblings übel und gingen nun im stattlichen Galopp auf meinen Pudel los. Diesem kam die Geschichte nicht recht geheuer vor; er rettete sich zu mir und wollte sich hinter dem Schimmel decken. Allmählich hatte sich aber die große Herde von etwa sechzig Stück Hornvieh vollzählig dem Angriffe der ersten Kühe angeschlossen, und nun jagte die ganze Bande auf mich los. Da ich einem solchen Anprall jedenfalls nicht widerstanden hätte, sondern flottweg den Quai hinab in die Maas geworfen worden wäre, so spielte ich den Klügeren und gab Fersengeld. Dies schien die Herde noch mehr anzueifern, und sie folgte mir in beschleunigtem Galopp nach. Der Umstand, daß sie in ziemlicher Breite von der Seite auf mich zukam, zwang mich so scharf als möglich zu reiten, was auf dem gemauerten Quai an und für sich kein Spaß war. Außerdem sah ich fast nur nach der Seite, ob ich auch an den letzten daherstürmenden Kühen noch gut vorbeikommen konnte, und gab auf den Boden vor mir nicht acht. Plötzlich, kaum acht Schritte vor mir, entdeckte ich einen etwa 1½ Meter breiten Abzugsgraben, dessen Ränder gerade hier mit starken Quadern eingefaßt waren. Ein Umkehren gab es nicht mehr, also „Schah hopp!"

Der Sprung gelang, und auch Mentor befand sich bald auf der anderen Seite in Sicherheit. Da mir kein gehörnter Feind mehr folgte, kehrte ich um und besah mir die Lage. Jetzt erkannte ich, daß der Sprung geradezu lebensgefährlich deshalb war, weil unter zehnmal sicher neunmal das abspringende Pferd auf dem glatten Stein rutschen und dann rettungslos in den etwa zwei Meter tiefen Graben mit seinen senkrecht abfallenden Steinwänden stürzen mußte. Wahrscheinlich wären dann die Schädel von Roß und Reiter an den jenseitigen Quadern in Brüche gegangen und die letzten Lebensfunken in dem morastigen Grunde des Grabens erstickt worden.

Nun, es war ja gut gegangen, denn Unkraut verdirbt nicht, und mein Schah war eben ein Prachtpferd. Er bekam das wohlverdiente Lob, Mentor seine Strafrede, die er mit eingezogenem Schweif demütig hinnahm, und dann sah ich mich nach den geehrten Gegnern um. Von diesen waren richtig drei Stück über den Quai hinuntergestoßen worden, und wälzten sich in der Maas. Bald aber schienen sie ihre Lage richtig zu erfassen und schwammen einer weiter unterhalb gelegenen seichten Stelle zu, wo sie schließlich stehen blieben. Wie oder wo die atemlos herbeieilenden Hirten ihre Kühe wieder auf das Ufer brachten, weiß ich nicht. Ich galoppierte nach Balan, da es mich gar nicht gelüstete, den Sprung auch zurückzumachen, und kümmerte mich nicht mehr um das Rindvieh und seine Hüter.

Ein Umstand machte das Leben in Sedan besonders für mich noch sehr interessant. Fortwährend kamen nämlich fremde Offiziere und Zivilisten, um das Schlachtfeld zu besichtigen oder nach Gräbern zu sehen. Da jedermann die Erlaubnis zum Besuche des ersteren und zum Betreten der Festungswerke von Sedan bei unserem Brigadestab erholen mußte, so lernte ich bei dieser Gelegenheit Offiziere und Herren aller möglichen deutschen und ausländischen Stämme kennen und fand Gelegenheit, mich wiederholt als Führer nützlich zu machen. Doch davon will ich in einem eigenen Kapitel erzählen.

Außerdem hatten wir auch die Oberaufsicht über die noch in den Lazaretten liegenden deutschen und französischen Verwundeten. Von letzteren lernte ich zwei sehr interessante Turkooffiziere kennen. Der eine hieß Abd-el-Kader, war Capitaine und, soviel ich mich aus seinen Erzählungen erinnere, ein Enkel des berühmten Araberhäuptlings. Der andere „Mahomed ben Hacen, Lieutenant au 1er Régiment des Tirailleurs Algériens“ war ein armer Mensch, dem man den rechten Fuß oben in der Kugel ausgelöst. Er hatte aber seinen guten Humor mit der allmählich kommenden Heilung wieder erlangt, und wir haben manche Stunde lustig zusammen verplaudert und verschiedene Partien Schach miteinander gespielt.

Ungemein freuten wir uns immer, wenn unser guter, alter General von der Tann zur Besichtigung nach Sedan kam. Hing ja doch jeder Bayer seines Armeekorps bis zur letzten Faser an diesem heldenhaften, ritterlichen Führer, und war es uns doch, als ob das Herz ganz anders schlage, wenn man seinen scharfen und doch so wohlwollenden Blick auf sich gerichtet sah.

Zwei Ereignisse schnitten noch tief in mein Leben in Sedan ein. Das erste war die Versetzung meines Generals von Täuffenbach nach Charleville. Bei ihm und in seiner Familie hatte ich mich so eingelebt, daß ich die Heimat nicht entbehrte. Der Umstand, daß ich als Ordonnanzoffizier der Brigade auch die Privatwünsche des Generals und seiner Angehörigen in Beziehung auf die Wohnung, den Garten usw. mit den französischen Behörden vermittelte, brachte mich mit den Damen in näheren Verkehr, und übrigens hatte ich als Arrangeur der vom Herrn General gegebenen Bälle und Gartenfeste usw. so viel kleine Geheimnisse mit den jungen Damen zu besprechen, daß ich fast täglich im Hause aus- und eingehen durfte.

Wäre es anders möglich, als daß ich bald in allen Tonarten von den beiden reizenden Töchtern meines Brigadiers schwärmte! Freilich war die Form, in welche sich meine Träume kleideten, in Beziehung auf die ältere mehr eine — nun wie soll ich denn sagen — vielleicht epische, während sich alles, was sich auf die jüngere bezog, in meinem Innern durchaus lyrisch gestaltete.

An die Außenwelt kam freilich nichts, denn erstens legte der Respekt vor den beiden Mädchen und ihren Eltern ein Schloß vor meinen Mund, und zweitens waren sie ja fast immer beisammen. Zu dreien spricht es sich aber lange nicht so „poetisch" als zu zweien.

Überhaupt hatte damals mein Herz einen schweren Stand.

Auch in der Torcyvorstadt war ein Haus, in das es mich sehr viel zog und nicht allein, um mit dem jovialen Chevaulegersmajor ein Glas seines guten Weines zu trinken.

Allem weiteren Zweifel machte aber ein ernsthafter Entschluß meinerseits ein Ende, und das ist das zweite Ereignis, welches ich in Sedan erlebte. Ich sagte mir selbst: „Du mußt heiraten."

Kaum war dieser Gedanke in mir gereift, so erschien in meinem Innern trotz Frankreich, trotz Sedan immer wieder eine blonde Münchnerin und ließ sich durch keinen Vergleich aus meinen Träumen vertreiben. Ich hatte sie seit dem Jahre 1869 nur einmal und da sehr flüchtig gesehen und nun wieder seit langer Zeit nichts mehr von ihr gehört. Als aber ihr Bild in meinem Geiste immer deutlicher erschien, bat ich einen gerade in München kommandierten Kameraden, etwas zu rekognoszieren. Seine Berichte lauteten gut. Nun schrieb ich zuerst an den Bruder, dann, als Antwort kam, an die Eltern, hierauf an sie selbst; schließlich reiste ich nach München und — halt, dies gehört nicht mehr nach Sedan zur Okkupation.

Geheiratet haben wir ja erst, nachdem ich wieder in Deutschland war, und jetzt will ich noch mehr von Frankreich erzählen.

XXXII.

Die Umgegend von Sedan und Ausflüge während der Okkupation.

Es wird kaum einen Fleck auf unserer Erde geben, der ein hervorragenderes Interesse in der neuesten Geschichte erregt als die Umgegend von Sedan. Dort, auf den Hügeln zu beiden Seiten der Maas, auf den Abhängen des Givonnetals und in der vom Floingbache durchflossenen Mulde wurde ja die heiße Schlacht gekämpft, welche den damals mächtigsten Thron der Welt stürzte und an

die deutschen Fahnen den größten Sieg knüpfte, den dieses Jahrhundert gesehen.

Daß es nach dem Einrücken in der als unsere Okkupationsgarnison bestimmten Stadt Sedan unsere nächste Aufgabe war, das Schlachtfeld gründlich zu studieren, ist selbstverständlich.

Wir verschafften uns alles, was bis dahin über den 1. September 1870 von Freund und Feind geschrieben worden war, durchblätterten die Akten unserer Truppenteile und besichtigten dann die Stätten, um welche wir und die anderen deutschen Armeekorps gestritten hatten, auf das eingehendste. Erst nachdem wir uns hier wieder vollständig orientiert hatten, fand auch die genauere Erforschung der anderen Teile der Umgegend statt, und nach wenigen Wochen war ich in dem ganzen Gelände, in welchem der Riesenkampf sich abgespielt, so vertraut, daß es kein Stück gab, über das ich nicht genau hätte Auskunft geben können.

Für uns Bayern des Korps von der Tann waren natürlich die Orte Bazeilles, la Moncelle und Daigny die interessantesten Punkte. Ich aber sehnte mich außerdem nach Haybes, wo ich mir gleich anfangs, in den ersten Tagen des Novembers 1871, die Höhen, welche ich damals an der Spitze meines Zuges in Verbindung mit Garden und Sachsen erstiegen, und den Steinbruch, aus dem ich so viele Gefangene hervorgeholt hatte, besah und im Geiste aufs neue jenen stolzen, ruhmreichen Tag durchlebte.

Dann ritt ich durch Bazeilles. Die Ruinen rauchten nicht mehr, die verwesenden, halbverbrannten Kadaver waren weggeschafft worden, und von den Straßen hatte man die den Verkehr hemmenden Trümmer, Waffen, Ausrüstungsstücke und zerbrochenen Wagen fortgeräumt. Sonst aber sah das Städtchen fast noch ganz so aus wie damals nach der Schlacht, — es war immer noch ein wirrer Trümmerhaufen. Nur in einzelnen notdürftig hergestellten Zimmern und Kellern hausten einige der ärmsten Einwohner. Die begüterten waren einstweilen weg-

gezogen und warteten mit dem Wiederaufbau ihrer Häuser, bis wir den Boden ihrer Heimat verlassen hätten.

Oft wenn man durch den unglücklichen Ort kam, eilten barfüßige Kinder herbei und boten uns zum Hohn „bayerische Zündhölzer“ an. Wir ließen solche kleinliche Reibereien der armen, vom Schicksal so schwer betroffenen Einwohner von Bazeilles ungerächt, und damit verlor die Sache auch für diese bald ihren Reiz.

Am 1. September wurde das auf dem Massengrab hinter dem Park von Monvillers errichtete Denkmal enthüllt. Es war dies eine erhebende Feier, für mich von besonderem Wert deshalb, weil der General mich mit der Ausarbeitung des Entwurfes zu dem Grabmale beauftragt hatte. Es war eine auf einem schweren Sockel stehende Pyramide von schwarzem belgischem Marmor, welche auf der Vorderseite ein Eisernes Kreuz von Bronze und die Inschrift: „Hier ruhen 500 tapfere Bayern“ und auf der Rückseite einen Lorbeerkranz, ebenfalls von Bronze, und die Worte: „Den in der Schlacht am 1. September 1870 gefallenen Söhnen Bayerns“ trug. Die ganze Garnison war zu der Einweihung ausgerückt, und von den Höhen herab donnerte das Echo der Salven, welche, diesesmal ohne scharfe Geschosse, zu Ehren der gefallenen Kameraden abgefeuert worden waren.

Der Zahn der Zeit hat auch an diesem Denkmal genagt. Fünfundzwanzig Jahre nach der Schlacht, im September 1895, besuchte ich Bazeilles abermals. Ich fand unsere Pyramide auf dem Friedhof des Dorfes an einem sehr würdigen Platz vor dem großen Franzosendenkmal. Sorgsam hat man dort alle Gebeine der Gefallenen in Gewölben gesammelt und pietätvoll wacht man über die Überreste der Gefallenen von Bazeilles, gleichgültig ob Freund oder Feind. Das ist ehrenwert von den Franzosen gehandelt.

Verschiedene andere Denkmäler haben wir während unseres Aufenthaltes in Sedan teils aus eigenem Antriebe, teils in fremdem Auftrage für Gefallene der verschiedenen am 1. Sep-

tember 1870 hier kämpfenden Armeekorps errichtet. Auch benützten viele Angehörige der auf dem Schlachtfelde von Sedan Gebliebenen den Schutz, den unsere Anwesenheit bot, um die Körper ihrer Lieben aufsuchen und ausgraben zu lassen und sie nach Deutschland zu verbringen.

Zweimal habe ich selbst im Friedhof von Remilly, wo ja auch mein Vetter Baron Donnersberg beerdigt ist, solche Ausgrabungen geleitet, und zwar ohne Mühe, weil die Gräber genau bezeichnet waren. Ein anderes Mal war unsere Mühe vergebens. Die Witwe eines in der Gegend von Illy gefallenen preußischen Hauptmanns hatte erst jetzt ein größeres Vermögen geerbt und damit die Möglichkeit erlangt, die Überbringung der Leiche ihres Gatten nach Deutschland zu erschwingen. Sie kam mit dem ehemaligen Diener des Hauptmanns an. Derselbe bezeichnete die Stelle, wo der Offizier vor zwei Jahren gefallen war und begraben sein sollte. Ich ließ alle Einzel- und Massengräber der Umgegend öffnen. Obwohl der Bursche und ich die arme Frau inständig baten, sich von den grauenhaften Bildern, welche die Arbeiter aufdeckten, abzuwenden, ließ sie sich nicht zurückhalten und besichtigte selbst die schauerlichsten Skelette, welche wir enthüllten. Alles Suchen war umsonst. Der Diener behauptete fest, in dem zuerst geöffneten Grabe habe der Herr Hauptmann gelegen. Er — der Bursche — habe selbst ein Kreuz darauf gesteckt und den Namen des Offiziers auf dasselbe geschrieben. Das Kreuz war aber verschwunden, und im Grabe lagen fünf absolut unkenntliche Kadaver. Auch die Uniformreste waren nicht mehr zu unterscheiden. Vergeblich suchten wir nach Hauptmannsachselstücken. Die angewendeten scharfen Desinfektionsmittel hatten alles zerstört. Nach etwa acht Stunden mühevoller Arbeit gaben wir die nutzlosen Anstrengungen auf. Ich hatte große Mühe, die herzzerreißend weinende, beinahe ohnmächtige Frau in die Stadt zurückzubringen.

Fast ebenso ergreifend war für mich am 22. Juni die Führung einer Frau von W. und eines Fräuleins von Sch., welche das Grab ihres Gatten und Schwagers besuchten. Sie

besaßen nicht die Mittel, die Leiche des Teueren in die Heimat verbringen zu lassen, und hatten sich gelobt, jedes Jahr einmal an seinem Grabe zu beten.

Als ich die immer noch schöne Frau in namenlosem Schmerze auf das Grab gesunken und das schöne Mädchen neben ihr leise schluchzend knieen sah, kam mir zum ersten Male der Gedanke, daß es der Frau eines Offiziers doch stets wie ein furchtbares Gespenst vor Augen stehen müsse, wie leicht ein hartes Geschick ihr den geliebten Gatten entreißen könne.

Meine Führerrolle brachte aber auch heitere, ja komische Szenen.

So kam einmal der Vorstand eines der vornehmsten englischen Knabeninstitute mit sechs jungen Lords zur Besichtigung des Schlachtfeldes von Sedan. Die Reisenden waren durch die deutsche Gesandtschaft in London an uns empfohlen.

„Tanera, die müssen Sie wieder führen", meinte mein General.

„Aber, Herr General, ich verstehe ja fast kein Wort englisch."

„Tut nichts. Die jungen Leute werden schon französisch sprechen."

Ich zog also mit Alt- und Jung-England aus und ritt in der Stadt etwas voraus, weil ich mich nicht von begegnenden Kameraden necken lassen wollte. Auf der Landstraße nach Bazeilles legte ich den mit Chevaulegerspferden beritten gemachten jungen Lords und ihrem Lehrer einen flotten Trab vor, und nun ergab sich ein köstliches Bild.

Die Zöglinge, alle etwa sechzehn bis achtzehn Jahre alt, ritten ausnahmslos recht gut und schneidig. Aber ihr Lehrer! Eine solche Jammergestalt zu Pferde, noch dazu mit einem grauen Zylinder auf dem Kopf, kann man nicht leicht wieder sehen. Natürlich machte sein Anblick der übermütigen Jugend, zu der ich auch gehörte, einen kolossalen Spaß, und wir verschärften das Tempo immer mehr. Vergeblich hing sich der vielleicht vierzig Jahre alte Mann in die Zügel, denn der wohlgedrillte

Chevaulegersgaul wollte immer den gleichen Abstand halten und nicht zurückbleiben. Endlich in Bazeilles parierten wir in Schritt, und der Herr Institutsvorstand kam wieder zu Atem. Als wir aber später auf der Höhe von Daigny nach dem Calvaire d'Illy ritten, ging es ihm erheblich schlechter. Der Boden war weich. Dies verführte uns zu einem Galopp, der allmählich in sehr scharfen Jagdgalopp ausartete. Da kam ein Wiesengraben. Wir jungen Leute sausten hinüber, der Lehrer auch, aber allein, denn sein Pferd blieb vor dem Graben plötzlich stehen, betrachtete sich ruhig das Hindernis, setzte dann sorgsam ohne Reiter herüber und ließ sich gutwillig von einem der jungen Herren fangen. Da sich der Gestürzte unterdessen wieder erhoben, sorgsam betastet und möglichst abgeputzt hatte und nun wie fragend umhersah, so ging grausamerweise auf seine Kosten ein homerisches Gelächter los. Er machte sich aber wenig daraus, lachte mit und bestieg mit stoischem Gleichmut von neuem sein Reittier. Bei St. Menges mußte er noch einmal absteigen, weil ihm sein schöner grauer Zylinder vom Kopfe fiel und den Abhang hinabrollte. Am Abend nach diesem Ritte kneipte die ganze Gesellschaft lustig im Hotel de l'Europe, wobei die heiteren Erlebnisse des Tages rekapituliert wurden. Für mich hatte der Tag den Vorteil, daß ich eine Reihe von Empfehlungsbriefen erhielt, die mir bei einer Reise nach England sehr zustatten kamen.

Natürlicherweise benützten wir alle, und ich in besonderem Maße, die uns zu Gebote stehenden reichen Geldmittel zu allen möglichen näheren und weiteren Touren und Reisen. Eine der gewöhnlichsten und schönsten Partien, welche wir häufig mit unseren Damen unternahmen, war die nach dem alten, nur sechzehn Kilometer entfernten, an der Semoy gelegenen Schlosse Bouillon. Die fast ganz in die Felsen gehauene Burg der Grafen von Bouillon war hoch interessant und belohnte in jeder Art den Besuch.

Eine sehr lustige Fahrt machte ich mit zwei Kameraden nach Holland. Die Art und Weise, wie wir in Frankreich

selbst mit den Einwohnern und ebenso mit den Bahnhofbeamten verkehrten, hatte uns recht verwöhnt, und dies war Ursache, daß man den einen meiner Begleiter und mich in Rotterdam regelrecht verhaftete. Wir fuhren mit dem Kurierzug nach Antwerpen über Rosendaal nach Dordrecht, wo der Zug fünf Minuten Aufenthalt hatte. Graf Spreti und ich ließen uns in der Restauration Bier geben und tranken dasselbe noch ganz gemütlich aus, als es läutete und der Zug langsam anfuhr. Wir stürzten nun auf den Perron und sprangen auf das Trittbrett eines der letzten Wagen, von wo wir langsam nach unserem Coupé vorzuturnen suchten.

Da liefen von allen Seiten Beamte, unter diesen auch der Bahnhofvorstand herbei und riefen uns auf holländisch etwas zu, was wir nicht verstanden. Der Zug fuhr wieder langsamer und schien halten zu wollen. Als in diesem Augenblick der Vorstand Miene machte, meinen ihm zunächst stehenden Kameraden Spreti zu berühren, hob dieser nur mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit den rechten Fuß in die Höhe und brachte den Stiefelabsatz in verfängliche Nähe mit dem Gesichte des Beamten. Dieser fuhr zurück, sah nach der Uhr, machte dann ein Zeichen, der Zug eilte vorwärts, und wir kletterten in unser Coupé und lachten herzlich über die komische Geschichte. In Rotterdam wurde die Sache aber noch lustiger. Damals waren die dortigen Brücken noch im Bau, und man mußte vermittelst Dampfschiffes nach der Stadt übersetzen. Zufälligerweise trug Graf Spreti fast den gleichen Bart wie ich, weshalb wir leicht zu verwechseln waren. Als das Schiff nun in Rotterdam landete, kamen, ehe ein Passagier ans Land gehen konnte, zwei Polizeibeamte auf den Dampfer, sahen sich um, traten dann auf Spreti und mich zu, legten jeder eine Hand auf unsere Achsel und hielten uns eine holländische Anrede, die wir natürlich nicht verstanden. Aus meiner Kindheit erinnerte ich mich noch an die Erzählung von dem „Kannitverstan“, und lachend rief ich nun auch „kan nit verstan“. Daraufhin erklärte einer der Beamten in französischer Sprache, wir seien verhaftet. Die

Sache war so komisch, daß wir hellauf lachen mußten, was die Polizeidiener sehr ergrimmte. Wir wurden nun aufgefordert, ihnen zu folgen, was wir auch taten, während die übrigen Passagiere uns neugierig beguckten und jedenfalls nach ihren Taschen griffen, weil sie meinten, man habe in uns ein Paar gefährliche Diebe oder Hochstapler erwischt und wir könnten vielleicht ihnen noch schnell etwas wegstibitzt haben. Unser dritter Kamerad, Ruttmann, mußte unsere Koffer besorgen, während wir in heiterster Stimmung dem einen Beamten durch einige Straßen nach dem Polizeibureau folgten. Der andere und eine tüchtige Menge laut schreiender Jugend folgten als unsere Ehrengarde nach.

Auf der Polizeiwache wurden wir vor einen älteren Herrn geführt, der eine lange Depesche in der Hand hielt, uns dieselbe vorlas und dann einige Bemerkungen beifügte. Da wir aber keine Silbe von dem Kauderwelsch verstanden und uns die ganze Geschichte höchst komisch vorkam, lachten wir zuerst leise, dann lauter, zuletzt ohne jede Scheu nach voller Herzenslust. Darüber wurde der würdige Beamte begreiflicherweise wütend und hielt uns eine endlose, freilich, weil holländisch, wieder unverständliche Strafrede. Wir hatten beinahe einen Lachkrampf bekommen, der Polizeibeamte fuhr an seinem Tische wie ein losgelassener Tiger herum und die beiden Polizeidiener wußten gar nicht, was sie eigentlich tun sollten. Endlich rief ich französisch, daß wir ja kein Wort verstanden hätten. Dies beruhigte den alten Herrn etwas. Er hieß uns nun in französischer Sprache mit dem Lachen aufzuhören und übersetzte dann den Inhalt der Depesche, die unsere Missetat aus Dordrecht verkündete. Schließlich eröffnete uns der komische Holländer, daß wir wegen Bedrohens und Verhöhnens des Bahnhofbeamten fünf Tage Arrest bekämen. Jetzt sah die Sache freilich gar nicht mehr so lächerlich aus. Dennoch ließen wir die Köpfe nicht hängen, sondern setzten uns sozusagen aufs hohe Roß und erklärten dem Polizeibeamten, daß er gar kein Recht habe, deutsche Offiziere zu verhaften. Nun dämmerte es bei dem guten

Manne doch auch etwas, und er sah ein, daß er uns eigentlich fragen müsse, wer wir seien und ob wir uns ausweisen könnten. Graf Spreti hatte für eventuelle Fälle sein Offiziers- und ich zu gleichem Zwecke mein Ordenspatent mitgenommen. Als ich dem Biedermanne die beiden Dokumente übersetzte, imponierten ihm einerseits der „comte de Spreti-Weilbach" und der „chevalier de la croix pour le mérite", andererseits die Titel „Offiziere der deutschen Okkupationsarmee in Frankreich" so gewaltig, daß er die Höflichkeit selbst wurde und sich wegen seines schroffen Auftretens vielmals entschuldigte. Von einem Einsperren war jetzt keine Rede mehr. Dagegen behauptete der Beamte, er müsse die ganze Sache an seine vorgesetzte Behörde melden, damit diese es unserer Gesandtschaft mitteile. Nachdem er nun unsere Namen, die Bezeichnung des Bataillons usw. genau aufgenommen, wurden wir mit Händeschütteln und höflichen Redensarten entlassen.

Man ersieht aus dieser Szene, in welchem Ansehen sogar in Holland die deutsche Okkupationsarmee stand.

Freund Ruttmann war bei seiner Kofferwache beinahe ungeduldig geworden. Wir unterhielten uns auf dieser Reise noch recht gut, kehrten vergnügt nach Frankreich zurück und hatten die ganze Geschichte fast vergessen, als eines Tages vom Oberkommando der Okkupationsarmee aus Nancy ein Erlaß bekannt gemacht wurde, dessen Inhalt etwa lautete wie folgt: „Auf Grund von Vorkommnissen werden die Divisionen ersucht, Offiziere, welche nach Holland reisen, darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich streng an die dortigen Eisenbahnvorschriften zu halten haben."

Dies war alles. Wir wußten ja recht gut, welche Vorkommnisse gemeint waren, freuten uns herzlich, daß wir so günstig durchgekommen, und brachen abends im Hotel de l'Europe auf das Wohl von Exzellenz von Manteuffel einer Flasche „Röderer carte blanche" den Hals. Dies war eines unserer Abenteuer in Holland. Wir erlebten dort noch verschiedene, die ich aber verschweigen will.

Ein andermal kam ich mit der französischen Regierung selbst in Schwierigkeiten, und diese Geschichte ist lustig genug, um sie ebenfalls zu erzählen. Alle vierzehn Tage fuhr ein sogenannter Sammelzug von Sedan nach Augsburg. Derselbe bestand darin, daß alle Abgelösten, Zurückversetzten usw. der ganzen Division sich in Sedan sammelten und unter Führung eines Offiziers vermittelst der fahrplanmäßigen Züge nach Augsburg verbracht wurden, von wo sie sich in ihre verschiedenen Garnisonen begaben. Nach drei Tagen führte der gleiche Offizier die nun in Augsburg gesammelten Leute, Pferde usw., welche für die Okkupationsdivision bestimmt waren, ebenso nach Sedan zurück. Diese Aufgabe fiel mir im Februar 1872 zu. Beim Rückwege hatte ich etwa fünfzig Mann der verschiedenen Abteilungen unserer Division zu führen und bekam außerdem drei Wagen voll Werdergewehre, mit denen die 2. Division damals ausgerüstet wurde. Die Etappenstraße ging über Straßburg, Nancy, Diedenhofen nach Sedan. In Nancy mußte ich mich beim Chef des Stabes der Okkupationsarmee melden, und dieser erteilte mir noch den Schlußbefehl, die Wagen mit den Gewehren unter persönlicher Aufsicht nach Sedan zu bringen.

Ich fuhr ab und kam nach Diedenhofen, woselbst ein Doppelbahnhof ist, da hier auch französische Bahnbeamte stationiert sind und die Züge der französischen Westbahn beginnen. Ich ließ meine Leute in den schon bereitstehenden französischen Zug steigen und meine drei Wagen mit den Waffen von meinen Soldaten hinten an diesen Zug anschieben. Als ich dem chef de gare meinen Vorweis zum Stempeln übergab, fing er an: „Die drei Waggons mit Gewehren folgen erst mit dem nächsten Zug nach, da bei französischen Personenzügen keine Güterwagen mitbefördert werden dürfen."

„Pardon Monsieur. Die drei Waggons mit Gewehren fahren jetzt mit, da deutsche Sammelkommandos nicht zerrissen werden dürfen."

„Das ist meine Sache zu befehlen. Bitte, Herr Leutnant,

steigen Sie ein, sonst muß ich den Zug ohne Sie abfahren lassen."

„Entschuldigen Sie noch einen Moment." — Ich winkte schnell zwei noch außer den Coupés stehende Unteroffiziere herbei.

„Schmidt, springen Sie schleunigst zur Lokomotive, werfen Sie den Führer herunter und lassen Sie keinen Menschen die Lokomotive besteigen, ehe ich es befehle. Sie, Mayer, holen sofort zwei Mann mit Gewehren aus dem nächsten Wagen und stellen sie als Posten zu beiden Seiten der Lokomotive auf. Keine Seele ersteigt dieselbe ohne meine Erlaubnis. Verstanden."

„Jawohl, Herr Leutnant."

Natürlich hatte ich diese Befehle so in altbayerischem Dialekt erteilt, daß der chef de gare nicht verstand, was ich sagte.

Mit wenigen Sätzen stand der Unteroffizier Schmidt an der Maschine, dann sah man zur „Rechten wie zur Linken je einen Lokomotivführer heruntersinken", und in der Mitte oben stand, ruhig lächelnd, der brave Ingolstädter mit gezogenem Seitengewehr und sah nach mir. Ich nickte ihm beistimmend zu, und als ich bemerkte, daß jetzt durch die beiden Posten jede Überrumpelung seitens des Bahnpersonals ausgeschlossen war, fragte ich höflichst den geradezu wie eine Salzsäule dastehenden chef de gare, ob er jetzt erlaube, daß meine Waffenwagen an den Zug angehängt würden. Nun wollte der gute Mann den Wütenden spielen und drohte mir mit allem möglichen.

„Von einem Mitnehmen der Güterwagen ist gar keine Rede. Das geht gegen die Vorschrift."

„Sehr gut, mon très bon monsieur, allein von einem Dableiben derselben ist noch weniger die Rede, denn das geht auch gegen die Vorschrift."

„Dann bleiben Sie mit all ihren Leuten da und fahren mit dem Güterzug."

„Bedaure. Das könnte für Franzosen gut genug sein, aber deutsche Soldaten sind keine Güter und fahren daher mit dem Personenzug."

„Ich werde den deutschen Bahnhofvorstand bitten, daß er Ihnen befiehlt nachzugeben.“

„Tun Sie dies. Unterdessen lasse ich mir noch etwas geben. Garçon, une tasse de café noir.“

Der chef de gare sauste wie ein Truthahn ab, und ich setzte mich ruhig an einen Tisch und trank meinen Kaffee.

Allmählich wurden nun immer mehr Stimmen aus dem Zuge selbst laut, welche sich über die Verzögerung beklagten, weil die Leute befürchteten, den Anschluß in Charleville an den Zug nach Paris zu versäumen.

Meine Soldaten dagegen lachten vergnügt, und die Schaffner des Zuges standen unschlüssig umher und wußten nicht, was sie tun sollten.

Ich hatte zur Vorsicht noch einige weitere Leute mit Gewehren aus den Wagen heraussteigen lassen.

Nach einiger Zeit kam der französische Bahnhofvorstand in Begleitung des deutschen zurück. Letzterer grüßte mich sehr freundlich und begann: „Herr Leutnant, ich habe meinem französischen Kollegen auf sein Ansuchen sofort erklärt, daß ich mich nicht in seine Angelegenheiten mit Ihnen zu mischen hätte und wollte Ihnen dies nur selbst sagen.“

„Danke sehr. Ich wußte ja auch, daß die ganze Sache nur die französische Bahnverwaltung angehe.“ Dann wandte ich mich fragend zu dem Franzosen: „Eh bien, monsieur?“

Der wurde immer wütender und schrie: „Ich werde Sie bei der Regierung in Paris verklagen.“

„Bravo, monsieur; das wird mir eine große Ehre sein.“

„Der Zug versäumt Ihretwegen in Charleville den Anschluß nach Paris.“

„Tut nichts, wir wollen ja bloß bis Sedan.“

„Ihr Kommando wird eine hohe Strafe für Sie zahlen müssen.“

„Glaube nicht, und wenn auch, so schadet es nicht, denn es zahlen für die Okkupation doch alles die Franzosen.“

Die Passagiere wurden immer ungeduldiger. Alles schrie

durcheinander, und als nun noch dazu der chef de gare an den Zug selbst lief und den Reisenden den Grund des Aufenthaltes erklärte, wurde der Lärm immer toller. Der ganze Bahnhof war in Aufregung, nur meine Posten standen stumm an der Lokomotive, Unteroffizier Schmidt lehnte recht breit und behaglich auf dem Platz des Führers, und meine Männleins lachten alle lustig los. Ich selbst saß ruhig an meinem Tisch auf dem Perron und rief von neuem: „Garçon, un Cognac.“

Meine Gleichgültigkeit brachte den französischen Bahnhofvorstand fast aus dem Häuschen.

„Sie lassen den Zug also nicht abfahren?“

„O gewiß, sehr gern. Aber es fehlen noch die drei Wagen dort hinten.“

„Nun gut. Ich will nachgeben. Aber Sie sollen noch an mich denken!“

„Das tue ich auch, denn die heitere Szene, welche ich Ihnen verdanke, werde ich nicht vergessen.“

Da sah er mich mit wütenden Blicken an und murmelte ein: „Oh vous êtes un —“. Da ich aber in diesem Moment aufstand, mit dem Säbel etwas deutlich auf den Boden stieß und ihn auch „so etwas“ ansah, so verschluckte er den Schluß seiner Rede und verschwand in seinem Bureau. Von dort aus erteilte er den Befehl, daß die Wagen angehängt würden. Ich überzeugte mich selbst, daß dies richtig geschehen, brachte zur Vorsicht auf jedem Wagen an den Plätzen der Bremser einen Soldaten unter, und endlich fuhren wir mit etwa einer halben Stunde Verspätung ab.

Der Mann hat mich später richtig verklagt. Der Erfolg davon war aber, daß ich von seiten der Division eine Anerkennung wegen meines energischen Auftretens gegen den französischen Bahnhofvorstand von Diedenhofen erhielt.

Ich kam noch öfter durch diese Stadt; allein ich sah trotz alles Schauens meinen Freund nicht mehr. Vielleicht wurde er nach dem Innern des Landes versetzt. Seine Prophezeiung

hat sich aber dennoch erfüllt, denn ich habe später noch oft, wie ja auch heute, an ihn gedacht.

Mit zu den interessantesten Ausflügen gehörten unsere Partien nach Nancy. Dort lagen das Hauptquartier der Okkupationsarmee und eine sehr starke Garnison. Wenn sich da unsereiner in seiner hellblauen Uniform sehen ließ, so war er sofort versorgt und aufgehoben. Man betrat z. B. das nächste beste Restaurant, wie ich es in der vom Bahnhof nach dem Stanislausplatz führenden Straße tat. Dort entdeckte mich ein preußischer Kamerad, und ohne weiteres ging die Sache los.

„Mein Name ist X."*) — „Mein Name ist Tanera." — „Sind Sie zum Besuche hier, Herr Kamerad?"

„Ja. Ich will hier über Nacht bleiben und Nancy ansehen."

„Ah, das ist scharmant. Da müssen Sie sogleich mit in unser Kasino kommen. Sie gestatten doch, daß ich Sie als meinen lieben Gast betrachte."

Anfangs geriet ich, aufrichtig gesagt, etwas in Verlegenheit. Der preußische Kamerad entwickelte aber eine so hinreißende Liebenswürdigkeit, daß bald all meine Zweifel besiegt waren und ich mit ihm ins Offizierskasino zog. Wir kamen gerade zur Zeit des Frühschoppens.

Kaum hatten wir den Saal, in welchem vielleicht an fünfzig Offiziere aller Grade und Waffen versammelt waren, betreten, so führte mich mein Begleiter in die Mitte des Gemaches und schrie mit durchdringender Stimme: „Meine Herren, ein Kamerad von den bayerischen Jägern aus Sedan, Leutnant Tanera."

Nun begann ein Zurufen und Zutrinken, daß ich kaum meinen Augen und Ohren traute. Ehe ich mich recht besann, hatte man mir ein volles Champagnerglas in die Hand gegeben, und von allen Seiten erklang es: „Profit, Herr Kamerad, profit!" — Ich gab Bescheid, trank aus, bekam neu eingeschenkt,

*) Leider habe ich den Namen vergessen.

gab wieder Bescheid, und so hatte ich, ehe ich nur einen Platz fand, drei Gläser vorzüglichen Champagners getrunken. Dann wurde ich auf einen Ehrenplatz gesetzt, umringt, nach der Dauer meines Urlaubes gefragt, und sofort entspann sich eine Beratung, was man in den beiden Tagen meiner Anwesenheit alles tun könne, um mir Nancy gründlich zu zeigen und mir möglichst viel Vergnügen zu bereiten.

Was preußische Herren gegen befreundete Offiziere leisten können, um diesen gefällig zu sein, habe ich in jenen Tagen nicht nur gesehen und erfahren, sondern geradezu bewundert. Bei einem Kameraden habe ich gewohnt, andere führten mich in der Stadt herum, zum Bade, in Cafés, zum Konzert, ins Kasino usw. usw.; nirgends konnte ich nur einen Centime bezahlen, und als ich endlich mich verabschieden mußte, begleiteten mich noch etwa zwölf junge Kameraden an die Bahn und riefen mir Grüße nach, solange ich sie sehen konnte. Eine solche Gastfreundschaft und eine so herzgewinnende Liebenswürdigkeit hatte ich früher nicht einmal geahnt. Alle Kameraden meiner Division, die mit preußischen Herren in Berührung kamen, erzählten fast die gleichen Erlebnisse. Nun, wir haben in Sedan versucht, uns zu revanchieren; hoffentlich nicht ganz ohne Erfolg.

Ein andermal fuhr ich von London über Brigthon nach Newhaven, kam mit dem englischen Steamer früh 10 Uhr in Dieppe an und wollte über Rouen und Paris nach Sedan zurückkehren, da mein Urlaub am nächsten Abend zu Ende ging. Damals mußte man einen Paß vorzeigen, und da ich keinen hatte, gab ich meine Offizierskarte ab, die ich, wie alle Kameraden stets bei mir führte, um wegen des Viertelbilletts mich an den Bahnen ausweisen zu können. Kaum ersah der französische Beamte daraus, daß ich deutscher Offizier sei, so wollte er mich nicht durchlassen, sondern meinte, ich müsse mit dem nächsten Schiff nach England zurückkehren, da ich keinen regelrechten Paß habe. Ich lachte und sagte ihm, dies sei mir ganz recht, weil ich gern noch einige Tage Urlaub genießen würde, aber ich müsse nachstehendes verlangen:

1. Eine Erklärung, daß ich ihm genau gesagt hätte, ich gehöre zu einem der in Frankreich bei der Okkupationsarmee stehenden Bataillone, müsse am 10. Juni abends in Sedan eintreffen und sei nur auf Befehl der französischen Behörden wieder über England und Belgien zurückgereist.

2. Einen Vorschuß von 1000 Franks gegen meine Unterschrift, da mein Geld nur noch zur direkten Fahrt nach Sedan, aber nicht zu einem Umweg über England reiche.

„Übrigens", machte ich die Schlußbemerkung, „kann diese Summe dann ja von der Bezahlung der Reiseliquidation abgezogen werden, die ich nach meiner Rückkehr einreichen werde und welche, wie alle Kosten der Okkupation, ja von der französischen Regierung bezahlt werden muß."

Diese Worte machten die Herren Grenzbeamten sehr nachdenklich. Sie berieten sich einige Zeit miteinander; dann wurde mir mit zeremonieller Artigkeit meine Offizierskarte zurückgegeben und bedeutet, ich könne ohne Anstand über Paris nach Sedan reisen. Ich brummte etwas, daß der ganze Aufenthalt doch, wie es scheine, recht unnötig gewesen sei und verließ das Lokal. Es hätte mir großen Spaß gemacht, auf französische Kosten noch einmal nach England zu reisen, allein die Leute waren doch zu schlau für ein solches Experiment, denn sie meinten vielleicht, ich könnte ihnen teuer zu stehen kommen.

Im Juli, August, September und Oktober wurde ich zu Rekognoszierungen und Kartenkorrekturen in unserem Gebiete verwendet. Während dieser Zeit habe ich auch die damals nur trassierte Bahn von Sedan über Dun nach Verdun aufgenommen und alle die Schlachtfelder des August von 1870 wiedergesehen. Es war eine herrliche Zeit, in der ich mit vier oder sechs Chevaulegers im Lande umherritt, mich bald da, bald dort, je nachdem es mir gerade praktisch und angenehm erschien, einquartierte, natürlich alle möglichen Abenteuer erlebte und außerdem ganz gewaltige Extrazulagen bekam. Die damaligen

Erlebnisse auszuplaudern, würde aber doch zu weit führen, und ich möchte es nicht darauf ankommen lassen, den Leser vielleicht noch zu ermüden.

XXXIII.

In Rocroi.

Für die letzten neun Monate der Okkupation hatte uns das Schicksal nach Rocroi verschlagen. Dieses edle Nest verdient wirklich etwas näher beleuchtet zu werden. Der westlich der Maas liegende Teil des Hochplateaus der Ardennen bildet eine ziemlich ausgedehnte, mit Sümpfen bedeckte Ebene, von der nur wenige Wege in die schroff eingeschnittenen Flußtäler der Maas und ihrer Nebenflüsse hinabführen. Die Hauptstraßen aus der Picardie und Champagne nach Belgien, und zwar in die Gegend von Dinant und Namur, führen über dieses Plateau. Um sie zu sperren, wurde zur Zeit Vaubans eine kleine Festung auf dem höchsten Punkte angelegt. Sie bildete ein regelmäßiges Fünfeck, dessen Diagonalen etwa 250 Meter lang waren. An jeder Seite erbaute man innen eine kleine Kaserne, so daß es fünf solche gab. Von jeder Spitze des Fünfeckes führte ein Weg nach der Mitte, woraus allmählich fünf Straßen und ein Hauptplatz entstanden. Den Soldaten folgten Marketender, dann Zollwächter mit ihren Familien, hierauf einige Bauern, Wirte, und schließlich entstand auf diese Art die Stadt Rocroi mit ihren 850 Einwohnern in diesem Fort. Es wurde eine Mairie gebaut, hierauf folgte eine Souspräfektur, und damit war Rocroi in die Reihe der wichtigeren Ardennenstädte eingetreten, trotz seiner geringen Zahl von Bewohnern. Als wir, „les maudits diables bleux“, dort hausten, nämlich vom November 1872 bis Juli 1873, bestand der kleinere Teil der Rocroesen aus französischen Beamten und

Zollwächtern und der größere aus Schmugglern. Dort wurde alles geschmuggelt. Während der Zollwächter mit seinem Wolfshund nachts in dem einen Wald oder in den Schluchten der Ardennen herumspähte, schmuggelte vielleicht sein freundlicher Hausgenosse zur gleichen Zeit Kaffee, Tabak usw. durch einen anderen Wald. Als bei unserer ersten Nachtfelddienstübung eine Patrouille einige Schüsse abgab, waren in kaum einer halben Stunde vielleicht dreißig Douaniers mit ihren Hunden zur Stelle und ärgerten sich sehr, daß sie statt auf eine Schmugglerbande auf unsere Jäger stießen. Einmal mußte Hauptmann Gries mit seiner Kompanie am hellen, lichten Tage auf dem Schießplatz das Feuern einstellen, weil eine Bande von zehn berittenen Schmugglern mit geschwärzten Gesichtern durch die Schußlinie jagte, eine Anzahl von berittenen Douaniers mit ihren Wolfshunden ihnen nachstürzte, und niemand hierbei auf unsere Kugeln achtete. Uns bot die Anlage der Stadt große Vorteile. Wenn unser Adjutant sich in die Mitte des einzigen Platzes gestellt und dort „Feldwebels“ geschrieen hätte, so wären sie sicher von allen Ecken und Enden der Stadt, also von fünf Seiten herbeigeeilt, weil man seine Stimme in jeder Kaserne hätte vernehmen können. Die Leute waren gut untergebracht, denn jede Kompanie und die uns zugeteilte Batterie hatten eine Kaserne für sich. In dem früheren Kommandanturgebäude war unser Kasino eingerichtet, so daß auch wir Offiziere nicht klagen konnten. Als sehr anerkennenswerte Eigenschaft der Bewohner Rocrois muß ihr großer Respekt vor fremdem Eigentum bezeichnet werden. Obwohl das Schmuggeln als eine Art von Sport betrieben ward, kamen Diebstähle doch nicht vor. Die Schmuggler sind trotz ihrer kleinen Leidenschaft sonst durchaus redliche, ruhige Leute, und kaum wird es ein Land geben, wo so wenig Verfehlungen gegen das Strafgesetz stattfinden als in und um Rocroi — außer der Schmuggelei. Daher kommt es auch, daß es in Rocroi keine Hausschlüssel gibt. Als ich am ersten Tage meines dortigen Aufenthaltes einen solchen verlangte, bemerkte meine Hausfrau spitzig, ich sei nicht in Preußen, wo es so viele

Diebe gäbe, sondern in dem schönen Frankreich, wo man noch Treue, Glauben und Redlichkeit kenne und keine Gauner finde. Trotz ihrer scharfen Zunge vertrugen wir uns bald recht gut und höchstens mein Pudel erregte hie und da ihren Unwillen, besonders wenn er bei dem in Rocroi mindestens die Hälfte des Monats herrschenden Regen tropfend durch ihr Zimmer lief und seine Pfoten auf ihren rein gescheuerten Boden photographierte.

Gegen Fremde, die fast nie sich zu uns verliefen, weil die nächste Bahnstation zwölf Kilometer entfernt war, lobten wir Rocroi sehr. Wir sprachen mit Vorliebe von der „Place du Commerce", der Südseite unseres einzigen Platzes, wo das Hôtel du Commerce stand, der „Place de la Mairie", dies war die Westseite, der „Place verte", der Nordseite, wo einige Bäume standen, und der „Place du Casino", der Ostseite. Ebenso hatten wir jede Seite der Straßen anders benannt und dadurch statt fünf nun zehn Haupt- und eine Reihe kleiner Verbindungsstraßen erhalten.

Gern erwähnten wir das Cafe Hayot und Café du Palais, obgleich beide unbesuchbare Spelunken waren; kurz, wer nicht in Rocroi sich selbst umsah, konnte unseren Schilderungen nach dasselbe für ein recht niedliches Städtchen halten, obgleich es in Wirklichkeit ein ganz infames Nest war. Wir wollten uns nur nicht von den glücklicheren Kameraden auslachen lassen, daher unsere schöngefärbten Darstellungen. — Daß sämtliche Offiziere nach wenigen Wochen von jedem Kinde in Rocroi gekannt waren, ist natürlich. Schon mehr setzte uns die französische Beobachtungsgabe in Erstaunen, als wir entdeckten, daß man im Städtchen bald die kleinen Eigenheiten unserer Herren in Erfahrung gebracht hatte und in unsere intimsten Gewohnheiten eingeweiht war. Oft lachten wir herzlich darüber, wie eifrig eine Hausfrau eines Offiziersquartieres der anderen über das Tun und Lassen ihres Leutnants berichtete. Nichts blieb verborgen. Die Fensterpromenaden des Leutnants Kramer vor dem Hause, in welchem die hübsche Tochter des Maires wohnte,

waren schon am dritten Tage Stadtgespräch, und die belle Blanche, dies war, glaube ich, ihr Name, verschwand auf nicht mehr Wiedersehen nach dem Süden Frankreichs, um Verwandte zu besuchen. Daß mein Pudel einmal eine Gans totgebissen hatte, erzählten sich eine Stunde später alle Nachbarinnen der Rue de Tremblois, der Place du Commerce, Place verte usw., und daß Leutnant Müller eines Abends nach der Heimkehr aus dem Kasino dreimal vergeblich versuchte, die Hühnertreppe in seine Salons zu ersteigen, bildete acht Tage Unterhaltungsstoff für alt und jung. So Rocroi 1873.

Einen Hauptspaß machte uns an Sonntagen das „Souswerfen". Man fing zu diesem Zweck den nächsten Bengel und bedeutete ihm, in fünf Minuten müsse er zwanzig Kollegen zum Souswerfen zur Stelle haben. Der galoppierte nun schreiend in drei Minuten durch die ganze Stadt (im Notfall hätten $2^1/_2$ genügt, denn sie war nur 500 Meter lang) und rief so laut als möglich: „Venez, venez donc, il-y-a des sous." Nun stürzte die edle Jugend, natürlich mit obligatem Geschrei herbei, und bald waren zwanzig bis dreißig Burschen von sechs bis fünfzehn Jahren versammelt. Wir warfen hierauf, meist vom Hotel du Commerce aus, Fünfcentimesstücke nach verschiedenen Seiten herum, und diesen galt die wilde Jagd. Daß es dabei toll zuging, kann man sich denken.

Nachher kam das Wettstiefelanziehen an die Reihe. Alle Bengels mußten ihre Fußbekleidung ausziehen, unsere Burschen mengten einen ordentlichen Salat davon an, die Schlingel wurden im Kreise herumgestellt, auf ein Zeichen durften sie losstürzen und wer am schnellsten seine Stiefel anhatte, erhielt den ersten Preis usw. Dabei fuhren die großen Kerls am schlechtesten, weil sie nicht beschummeln und die nächst besten Schuhe anziehen konnten, wie es mancher kleine Schlaumeier machte. Das glich den Vorteil aus, den die großen beim Souswerfen hatten.

Eine kostbare Szene führte im Winter unser lieber Kamerad Oberleutnant Bischoff von der Artillerie auf. Er ging

gerade in seine Wohnung zurück, als die Schule zu Ende war. Den Boden bedeckte frischgefallener Schnee. Der Offizier nahm nun einen Schneeball und warf ihn einem der kleinen Kerls tüchtig auf seine rückwärtige Scheibe, dann einem nächsten usw. Natürlich waren die Burschen nicht faul und warfen wieder. Das wollte Bischoff, und es begann daher eine regelrechte Schneeballenschlacht zwischen dem langen Oberleutnant, der mit seinem großen blonden Vollbart wie ein wahrer Hüne mitten auf dem Platz stand, und etwa fünfzig hoffnungsvollen Sprößlingen Rocrois. Wir, die wir dazukamen, halfen ihm natürlich nicht, lachten aber, daß uns der Leib weh tat. Bald war Bischoff trotz seiner tapferen Gegenwehr mit Schnee fast zugedeckt, und als ihm noch dazu ein Geschoß den Zwicker von der Nase riß, mußte er den Kampf aufgeben und die Flucht ergreifen. Dabei stolperte er noch über einige kleine Gegner, fiel hin, wurde von den Triumph schreienden Gnomen wieder schleunigst mit Schnee überschüttet und konnte erst nach mehreren vergeblichen Versuchen, das Weite, d. h. sein Haus, erreichen.

Diese Geschichte bot ein wirklich urkomisches Bild dar. Der gute Bischoff war übrigens nicht nur im Kameradenkreis, sondern auch bei den Einwohnern einer der beliebtesten Offiziere, da er bei jeder Gelegenheit mit wirklich seltener Herzensgüte zu helfen bereit war.

Mir ist mit meinem Mentor eine schöne Geschichte passiert. Mein Pudel hatte nämlich in dem schwarzen Bullenbeißer des Batterieschmiedes einen wahren Todfeind. Wenn sich die beiden begegneten, und es gelang nicht dem Schmied und mir, sofort den Hund zu fangen, so verbissen sie sich so, daß sie erst auseinanderfielen, wenn keiner aus Ermattung mehr stehen konnte. Wochenlang liefen die Bulldogge mit zerrissenen Ohren und aufgebissenem Hals und mein Mentor mit lahmem Bein herum, weil ihm wegen seiner dicken Wolle nichts am Körper geschehen konnte. Eines Tages spielte ich mit Graf Spreti im Hotel du Commerce Billard, als plötzlich im äußeren Zimmer, in welchem sich des Sonntags wegen gerade sehr viele Bauern aus der Umgegend

befanden, ein lautes Rufen und Schreien, Herumrücken der Stühle und Davonlaufen der Gäste entstand, welch letzteres in eine wahre Flucht ausartete. Zugleich machte sich ein bestialischer Geruch bemerkbar.

Da ging die nur angelegte Tür auf, und mein sonst schneeweißer Pudel kam von Kopf bis zu Fuß kaffeebraun herein und legte sich, wie er es gewohnt war, unter das Billard. Seinen Weg bezeichnete eine vollständige Gosse, und unter dem Billard selbst entstand sofort ein See von einer braunen Flüssigkeit. Zugleich aber roch — nein in diesem Falle muß man sogar schreiben — stank es so impertinent, daß wir schleunigst an die Fenster stürzten und trotz der Winterkälte alle Flügel aufrissen. Was war aber geschehen? Nun, mein guter Mentor hatte wieder mit der Bulldogge des Schmiedes gerauft, beide waren in der Hitze des Kampfes in die große, gerade volle Sottegrube vor dem Batteriestall gefallen, in derselben untergegangen, hatten sich schwimmend wieder gerettet und waren dann tief beschämt auseinandergezogen. Mentor, in dessen dicker Wolle sich der liebliche Saft wie in einem Schwamme ansaugte, eilte direkt zu mir in das Hotel, gelangte, da er gewöhnt war, jede Tür mit seinen Pfoten zu öffnen, ohne Anstand in das Gastzimmer, schüttelte sich dort, weil er wahrscheinlich die warme Luft des Saales angenehm empfand, ganz gründlich, wodurch die anwesenden Gäste mit einem Sotteregen übergossen wurden, kam dann zu uns und legte sich seiner Pflicht gemäß unter das Billard. Nun hatte er aber jedenfalls ein sehr schlechtes Gewissen, denn er war durch keinen Befehl von seinem Versteck hervorzubringen. Schließlich mußte ich den Ärmel der Uniform hinaufstülpen, unter das Billard kriechen, den braunen Missetäter am Schopf fassen, herausziehen und hinaustragen. Dann wurde er trotz der Kälte in den Brunnentrog gesteckt und darin gelassen, bis ich aus der Batterieküche warmes Wasser erhielt und ihn nun in einen großen Kübel voll lauwarmen Wassers verbringen und der weiteren Behandlung meines Burschen überlassen konnte. Als ich in das Hotel zurückkam, befand sich dort

noch alles in größter Aufregung. Da an ein Schließen der Fenster des Geruches wegen noch nicht zu denken war, so herrschte eine grimmige Kälte. Trotzdem duftete es noch keineswegs nach Veilchen. Die Bauern aber zeigten recht mißvergnügte Gesichter, da keiner mehr seinen Wein austrinken und seine Frühstücks-würstchen usw. essen wollte, weil der von Mentors Schütteln entstandene Sotteregen überallhin gedrungen war und alles verdorben hatte. Ferner betrachtete jeder seine befleckten Sonntagskleider gewiß nicht in freudigster Stimmung. Ich ließ nun durch den Wirt erklären, daß ich Schadenersatz leisten wolle, und kam mit einigen vierzig Franks ziemlich gnädig durch. Als ich gezahlt hatte, waren die Leute aber schnell wieder guten Humors und grüßten mich mit ganz vergnügten Gesichtern. Mentor wurde eine Woche lang täglich zweimal gewaschen, und dennoch behielt er eine ins Grünliche schillernde Färbung. Erst als er geschoren wurde und einen neuen Pelz bekam, erglänzte er wieder in seiner früheren schneeweißen Pracht.

Am 27. April hatte ich in Gemeinschaft mit einem Kameraden eine Wette eingegangen und am 28. gewonnen, die uns gewiß nicht viel Herren nachmachen. Ich will die Notiz wörtlich anführen, welche darüber in der „Augsburger Abendzeitung" erschien. Sie lautet: „Rocroi, 28. April 1873. Angeregt durch die in Nr. 109 dieses Blattes erwähnte starke Tour zweier Kavallerieoffiziere, welche 114 Kilometer in $20\frac{1}{2}$ Stunden ohne Wechsel der Pferde machten, haben zwei Offiziere des 1. königlich bayerischen Jägerbataillons — Premierleutnant*) Schmeckenbecher und Sekondleutnant Tanera — die Wette eingegangen, daß sie von Rocroi nach Sedan und zurück, eine Wegstrecke, welche genau 100 Kilometer = $26\frac{1}{2}$ Poststunden (ich muß hier einfügen, daß es bis zum Bad in Sedan 102 Kilometer waren) beträgt, in 24 Zeitstunden zurücklegen werden. Genannte Herren gewannen ihre Wette nicht nur glänzend, indem sie schon nach

*) In Bayern sagte man früher Unter- und Oberleutnant. Nach dem Kriege wurde Premier- und Sekond- (nicht wie in Preußen Sekonde-) Leutnant eingeführt.

22 Stunden und sieben Minuten wieder in Rocroi eintrafen, sondern waren auch von dieser Riesenleistung so wenig angegriffen, daß sie nach nur wenigen Stunden der Ruhe ihrem gewöhnlichen, nicht leichten Dienst nachkommen konnten! — Gewiß ein jener kavalleristischen Leistung würdiges Seitenstück!"

Gewettet wurde überhaupt viel in Rocroi. Sehr lustig war z. B. die Wette zwischen den Premierleutnants Biechy vom 3. Infanterieregiment und Bischoff von der Artillerie. Letzterer besaß in seiner braunen Stute ein Pferd mit abnorm großem und schnellem Schritt. Er behauptete nun, daß kein Infanterist einen Marsch von dreißig Kilometern in der gleichen Zeit wie sein Pferd zurücklegen könne, selbst wenn dieses nur Schritt gehen, der Infanterist aber, soviel er wolle, laufen dürfe. Dennoch gewann letzterer, freilich mit großer Anstrengung, die Wette. Urkomisch war nun gegen Ende des Marsches das Bild des Reiters, der mit riesiger Selbstbeherrschung, aber schimpfend wie ein Rohrspatz, sich vor dem Antreiben seines Tieres in Trab hüten und doch dabei sehen mußte, wie sein Partner immer noch mit ihm Schritt hielt und bei den letzten 200 Metern einfach im Laufschritt vorlief und dadurch die Wette gewann.

Ich selbst habe außer verschiedenen zwei andere hübsche Wetten gewonnen. Die eine bestand darin, daß ich auf meinem Hengst den 45 Grad steilen Festungswall von Rocroi vom Graben aus hinauf und schräg wieder herunterritt, und die zweite, daß ich, mich frei vorwärts beugend, im Winter meinen Kopf eine halbe Minute bis zu den Schultern in einen Kübel hielt, der mit Eiswasser gefüllt war. Letztere Leistung führte ich nach einem opulenten Mahl im Kasino aus, und trotzdem hat es mir gar nicht geschadet. Daß bei jeder Wette die Champagnerflasche eine Hauptrolle spielte, ist ja klar, und so lebten wir eben in der Okkupation gar nicht schlecht.

Einen sehr interessanten Ritt will ich auch erzählen, nämlich nach dem Trappistenkloster bei Regniowez. Dasselbe liegt schon in Belgien und wurde seinerzeit in einer wahren Moorwüste errichtet. Im Laufe der Jahrhunderte haben aber die

Mönche aus der Umgebung ihres Klosters einen der fruchtbarsten Landstriche gemacht, den man sich denken kann. Auf allen landwirtschaftlichen Ausstellungen sind ihre Erzeugnisse die besten und ist ihr Vieh das schönste. Ebenso leisten sie in allen nur denkbaren Handwerken Vorzügliches. Sie arbeiten eben Tag und Nacht, und zwar mit einer Hingebung, die nie ein weltlicher Arbeiter erreichen kann. Daß sie aber dafür in ihrer Gegend beliebt wären, wird niemand behaupten. Im Gegenteil: man sieht in ihnen die erfolgreichsten und darum gefährlichsten Konkurrenten.

Ich kam an das Kloster und wurde vom Pater Guardian sehr freundlich empfangen. Mein Pferd versorgte sofort einer der Fratres, ohne ein Wort zu sprechen. Es spricht überhaupt niemand als der führende Pater Guardian. Nur den stets wiederholten Gruß „memento mori“ hört man. Die Patres, d. h. geweihten Priester, sind weiß, die Fratres, d. h. arbeitenden, nicht als Priester geweihten Mönche sind braun gekleidet. Als ich erklärte, daß ich Katholik sei, wurde ich überall herumgeführt. Wir betraten einige Zellen. In denselben ist nichts als ein Tisch, ein Stuhl und eine sargähnliche Bettlade, in der ein Strohsack liegt. Darin schlafen die Mönche und werden in derselben begraben. Essen tun sie gemeinschaftlich, allein die Kost ist sehr mager. Sie leben streng vegetarisch. Schlafen dürfen sie wenig, da auch während der Nacht mehrmals geistliche Übungen in ihrer düsteren Kirche stattfinden. Ihr Grab müssen sie selbst graben und in Stand erhalten. Die Werkstätten zeugen, wie das ganze Kloster, von einer musterhaften Ordnung und Reinlichkeit. Außer den Mönchen, mit denen ich ja nicht reden durfte, lernte ich auch einen Novizen, und zwar einen früheren französischen Zuavenkapitän kennen, der den ganzen Feldzug gegen uns mitgemacht hatte. Als ich ihn fragte, was ihn denn veranlaßt habe, ins Kloster zu gehen, antwortete er mir: „Ich habe schön gelebt; nun will ich lernen, schön zu sterben.“

Der ganze Eindruck dieses Trappistenklosters auf mich war der einer vollendeten Musteranstalt für Leute, die allem

entsagt haben und wie in einem Grabe den Schluß ihres Lebens hinfristen wollen. Ich wurde durch diesen Ritt sehr ernst gestimmt.

Ganz anders kamen wir von Charleville zurück, wenn wir dorthin geritten waren, um mit den Kameraden zu kneipen oder bei einem der Generale, im Kasino oder sonstwo zu tanzen und uns ausgezeichnet zu unterhalten. Obwohl die Strecke hin und zurück 32 Kilometer betrug und man vom Gebirge in die Maasebene herab nicht gerade die besten Wege hatte, bin ich doch mindestens zwanzigmal nach Charleville geritten und spät in der Nacht oder sehr früh am Morgen nach durchtanzter Nacht wieder nach Rocroi zurückgekehrt.

Aber auch in unserem kleinen Neste bereiteten uns die Damen recht vergnügte Stunden. Besonders Frau von Lupin, die Gattin des dort ebenfalls garnisonierenden Batteriechefs, wußte reizende Feste zu arrangieren. Bei solchen Gelegenheiten vergaß man vollständig, daß man sich in Frankreich befand, und entbehrte in nichts die deutsche Heimat.

Auch das Klima und die Härte des Winters erinnerte uns lebhaft an Kempten. Schnee wenigstens gab es auf jenem Ardennenplateau beinahe gerade so viel wie bei uns zu Hause in den Alpen, und der Wind pfiff so scharf von Osten her, als ob es ein Gruß von den Schneefernern der Zugspitze sei. Schlittschuhlaufen hörte in Rocroi auf, weil es dort keine entsprechende Eisfläche gab. Dagegen haben wir das Eisschießen eingeführt und lustig unsere Eisstöcke hin- und hergejagt, genau, wie man es in ganz Südbayern, besonders im Hochgebirge, überall sieht.

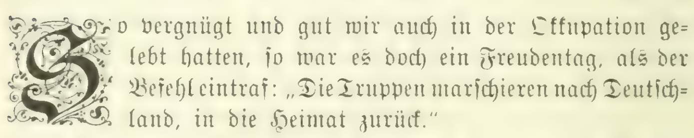
Während des Karnevals fanden Maskenaufführungen und Liebhabertheater statt, und eine Kneipzeitung brachte jeden Samstag die Erlebnisse der Garnison vor das Forum der im Kasino versammelten Herren.

Bei einer Felddienstübung hatten Jäger von uns einen jungen Wolf gefangen. Er bildete einen schönen Zuwachs zu den drei Füchsen, die im Wall sich herumtrieben und so zahm waren, daß sie jeden von uns kannten. Der Wolf wurde später

so bissig, daß wir ihn verschenken mußten. Von den Füchsen konnten wir zwei noch bis Kempten zurückbringen. Der eine starb dort an Altersschwäche. Der andere aber machte einmal einen Spaziergang in einen der Kaserne benachbarten Garten, und dort wurde er trotz seines breiten Messinghalsbandes, auf dem „Kgl. bayer. 1. Jägerbataillon" stand, von einem großen Nimrod als wilde Bestie angesehen und gemordet. So Rocroi 1873.

XXXIV.

Ein Stein aus der Festungsmauer von Rocroi und der Heimmarsch.



So vergnügt und gut wir auch in der Okkupation gelebt hatten, so war es doch ein Freudentag, als der Befehl eintraf: „Die Truppen marschieren nach Deutschland, in die Heimat zurück."

Ein junger Mensch, wie fast jeder Leutnant es ist, hat ja meist in seiner Garnison nicht zugleich seine engere Heimat. Uns ging es überdies auch in Frankreich ausgezeichnet. Trotzdem zog es uns mächtig nach dem Vaterlande zurück, von dem wir nunmehr fast drei Jahre abwesend waren, und gewiß hätte keine Stimme mit „ja" geantwortet, wenn man uns gefragt hätte: „Wollt ihr noch ein Jahr in Frankreich bleiben?" Freilich war das Aufhören der fetten Gagen ein ernstes Wort. Allein man hatte auch das Wohlleben fern von dem heimischen Herd satt und verzichtete für die Rückkehr nach Deutschland gern auf den Luxus.

Bei dieser Gelegenheit bewährte sich wieder einmal unser Oberbefehlshaber, Exzellenz von Manteuffel, als der unermüdlich fürsorgliche General, der er ja immer war.

Kurz vor dem Abmarsch der Truppen erließ er einen Befehl ungefähr folgenden Inhaltes: „Nachdem es den durch

den langen Aufenthalt in Frankreich an große Ausgaben gewöhnten Offizieren der Okkupationsarmee sehr schwer werden dürfte, sich sofort in die einfacheren Friedensverhältnisse zu fügen, so habe ich zur Erleichterung des Übergangs bestimmt, daß aus den Ersparnissen der Okkupation jeder Offizier ein Abschiedsgeschenk erhält, und zwar — es folgten nun die verschiedenen Chargen und ihre Summen — und schließlich ein „Leutnant von 1000 Franks".

Diese Gelder wurden noch vor dem Abmarsch in Gold ausbezahlt. „Hurra Exzellenz Manteuffel!"

Am 15. Juli 1873 vormittags acht Uhr schlug die Abschiedsstunde aus Rocroi. Wir konnten nicht in einer früheren Morgenstunde abmarschieren, weil die Kasernen mit ihrem Mobiliar zuerst vorschriftsmäßig an die französischen Behörden zurück übergeben und die Übernahme bestätigt werden mußte. Als der sogenannte Garnisonsrepräsentant, d. h. eigentlich als der den Verkehr zwischen uns und der Mairie und Souspräfektur vermittelnde Platzmajor hatte ich sehr viel hierbei zu tun und konnte als der letzte Offizier, der Rocroi verließ, recht gut beobachten, wie sich jetzt die Gesinnungen der Bewohner äußerten. Wir hatten bis wenige Tage vor dem Abmarsch in bestem Einvernehmen gelebt. Nun aber, wo von uns doch nichts mehr zu profitieren war, bestrebte sich jedermann, den guten Franzosen herauszuhängen und zu zeigen, wie überglücklich er war, uns deutsche Barbaren los zu werden. Besonders diejenigen Bürger, welche durch Lieferungen an uns reiche Leute geworden waren und uns ihre behagliche Existenz verdankten, schimpften am meisten, um nicht den Schein von Illoyalität auf sich zu laden und ihren ärmeren Mitbürgern dadurch Vorwand zu Racheakten nach unserem Wegzug zu geben.

Als ich noch zur Ordnung einiger Rechnungen etwas zurückblieb, hörte ich manch spitzes Wort. Meine scherzhaften Antworten und mein guter Humor ließen aber keine peinliche Situation aufkommen, und unbelästigt ritt ich gegen 10½ Uhr vormittags zur Porte de Mézières hinaus und folgte meinem

vorausmarschierten Bataillon. Nur Jean, der zwölfjährige Schlingel meines Nachbars, warf meinem Pudel, mit dem er monatelang in besonderer Freundschaft gelebt hatte, einen Stein nach. Mein guter Hund verstand die schlimme Absicht nicht, sondern apportierte den Stein und wollte ihn dem Burschen überbringen. Ich rief Mentor aber zu mir und drohte Jean mit dem Revolver, so daß er heulend verschwand, und damit hatte ich mich feierlich von Rocroi verabschiedet.

Wir kantonierten in Tournes, ungefähr 25 Kilometer von Rocroi entfernt. Abends sechs Uhr wurde ich plötzlich zum Kommandeur berufen. „Sie müssen nach Rocroi zurück," lautete seine Anrede. „Soeben haben wir Ordre erhalten, einen Stein aus der Festungsmauer mit nach Deutschland zu nehmen, da aus jeder eroberten Festung ein Stein in Berlin aufbewahrt werden soll. (Dieselben befinden sich jetzt im Hohenzollern-museum in Berlin.) Die Ordre kam erst jetzt in meine Hände. Wie Sie es nun anfangen, überlasse ich ganz Ihnen, aber bringen Sie nur den Stein."

Ich besann mich einige Zeit. Dann entgegnete ich: „Heute nacht noch werde ich mit dem Gewünschten zurückkommen. Darf ich einen Kameraden mitnehmen, um mit mir die Echtheit dieses Steines zu bestätigen?" — „Jawohl, nehmen Sie mit, wen Sie wollen."

Einige Momente später saß ich mit Leutnant Brünn, einem lustigen, zu jedem tollen Streich aufgelegten Kameraden, in einem zweiräderigen französischen Karren, an den unser bestes Trainpferd gespannt war, das ein braver, schneidiger Jäger lenkte. Unsere geladenen Revolver an der Seite fuhren wir munter auf dem am Vormittag marschierten Weg zurück. Mein Plan war gemacht. Von den von der Mairie ausgestellten Rechnungen für das Bataillon hatte ich heute morgen eine zurück-behalten, weil ihre Berechtigung zweifelhaft erschien und ich sie der Präfektur in Charleville vorlegen wollte. Nun beschloß ich dem Maire in Rocroi zu erzählen, ich hätte dieselbe ver-gessen und sei, eigens um sie zu zahlen, zurückgekehrt, damit wir

keinen Centime Schulden hinterließen. Während der nötigen Unterhandlungen sollte mein Kamerad einen Stein aus der ganz zerschossenen Escarpemauer auf den Wagen legen, mir dann den Platz zeigen, damit ich auch die Echtheit bestätigen konnte, und hierauf wollten wir rasch zurückkehren. Sollten wir ungesehen die Mauer erreichen und den Stein herausnehmen können, dann um so besser.

Schon vor Rimogne, einem Ardennendorfe mit sehr unruhiger Arbeiterbevölkerung, mußten wir halten, weil eine Schar von etwa zwanzig Burschen sich um unseren Wagen sammelte und schreiend und drohend behauptete, wir hätten hier nichts mehr zu suchen. Zum Glück erkannte ich den Maire des Dorfes, rief ihn zu mir und erklärte ihm, daß ich im Auftrage meiner Truppe nach Rocroi zurück müsse, um der Stadt eine ihr noch gebührende große Summe — es handelte sich um fünfzehn Franks — persönlich zu übergeben. Wenn er nicht sorge, daß der Weg sofort freigegeben werde, so würde ich umkehren, das Geld nicht zahlen und ihn bei Monsieur R., dem sehr gefürchteten Souspräfekten von Rocroi schriftlich verklagen. Dies half. Er beruhigte seine Bauern und teilte mir mit, ich könne passieren. Nun gab ich mich aber nicht zufrieden, sondern behauptete, es könnte mir in einem der zu seinem Dorfe gehörigen Weiler, die auf unserem Wege lagen, der gleiche Fall wie hier vorkommen. Deshalb müsse er mir den Gendarmen des Ortes als Begleiter mitgeben. Nach einigem Hin- und Herreden fügte er sich, und der Gendarm stieg zu uns auf den Karren. Nun trabten wir wieder los und kamen unbehelligt durch die Dörfer Rimogne, Le Tremblois und die zahlreichen Höfe und Einöden der dortigen Gegend. Überall waren die Häuser zur Feier der endlichen Befreiung von den deutschen Barbaren mit Blumen und Fahnen geschmückt und die Bewohner trieben sich singend, lachend und tanzend auf den Straßen umher.

Als sie uns in Begleitung eines französischen Gendarmen gegen Rocroi zurückfahren sahen, staunten sie uns meist höchlichst überrascht an, oft wurden uns auch höhnische Worte nach-

gerufen, weil die Bauern meinten, wir seien verhaftet worden und müßten nun in das Bezirksgefängnis in Rocroi wandern. Unterdessen wurde es dunkel. Als wir auf dem wohlbekannten Glacis von Rocroi ankamen, schlug es zehn Uhr. Vor dem Tore, in der Nähe der zerschossenen Stelle, ließ ich den Wagen halten, erklärte dem Gendarm, jetzt in seiner Begleitung zu Fuß in die Stadt gehen und meinen Kameraden mit dem Jäger hier warten lassen zu wollen. Er war einverstanden. Während nun Leutnant Brünn und der Jäger einen gehörigen Stein aus der Mauer rissen und aufluden, begaben wir, der Gendarm und ich, uns in die Stadt. Die Rue de Mézières war vollständig leer. Auf dem Platz aber hatte sich die ganze Bevölkerung zu einem stattlichen Befreiungsball versammelt. In der Mitte waren einige Bretter gelegt, auf denen gerade flott gewalzt wurde, wozu die Musik der Pompiers von Rocroi mehr energisch als schön aufspielte. Als der Tanz zu Ende war, hatten wir uns dem um die lustige junge Welt herumstehenden Kreise der alten Herren und Damen, von denen heute nur wenige den sonst so beliebten Sabot (Holzschuh) trugen, auf etwa dreißig Schritte genähert. Ich wartete die verschiedenen Freudenschreie und Zurufe der Burschen und Mädchen ab und benützte eine momentane Pause, um plötzlich meinen Säbel tüchtig auf das edle Pflaster des Städtchens niederfallen zu lassen und sporen-klirrend und rasselnd auf die Menge zuzugehen. Alles drehte die Köpfe nach dem überraschenden Geräusch. Als ich im Lichte der Festbeleuchtung erschien, wurde ich natürlich sofort erkannt, und nun ging von allen Seiten ein mich ungemein amüsierendes Gezeter los.

„Aber seht doch," schrie es, „dies ist ja der Leutnant Tanera. Was will denn der noch hier?" — Einige sonst ganz friedsame Burschen gingen mit martialischen Mienen auf mich los, und einer suchte den anderen aufzuhetzen.

„Unser Fest ist entwürdigt; wir wollen ihn hinauswerfen; nein, laßt uns ihn gefangen nehmen," rief es durcheinander, und der lange Charles aus der Rue de Givet, dessen niedliches

Schätzchen Marie ich früher einmal geküßt hatte, behauptete fest, man müsse mich unbedingt totschlagen.

Da ich aber ruhig stehen blieb, lachend umhersah und wie zufällig mit meinem Revolver spielte, trat mir niemand zu nah. Auf meine Aufforderung erklärte der Gendarm den guten Leuten den Zweck meines Wiederkommens und befahl einem Knaben, den Herrn Maire zu holen. Es dauerte etwa fünf Minuten, bis er erschien, da die Honoratioren der Stadt zu einem Befreiungsessen in der Mairie versammelt waren. Während der Gendarm sich redlich bemühte, die aufgeregten Geister zu beruhigen, amüsierte ich mich damit, meine Umgebung zu mustern. Alle meine guten Bekannten von früher machten heute recht bitterböse Gesichter gegen mich, und jedes schien mich am liebsten vergiften zu wollen. Nur die kleine, reizende A. machte eine Ausnahme. Ihre hübschen Augen sahen mit der gewohnten, höchstens jetzt mit einem melancholischen Zug vermischten Freundlichkeit wie vorher zu mir, und als sich unsere Blicke begegneten, wurde sie purpurrot. Sie mußte schon wissen warum. Nun kam der Herr Maire. Ich präsentierte meine Rechnung und gab ihm das Geld. Er meinte, wegen fünfzehn Franks sei es doch nicht nötig gewesen, mich zurückzusenden und das Fest hier zu stören. Darauf erklärte ich ihm, daß der deutsche Rechtlichkeitssinn uns vor keinem Opfer zurückscheuen lasse, wenn es gelte, einer übernommenen Verpflichtung nachzukommen. Er brummte nun etwas in den Bart, was ich nicht verstand, aber kaum ein Kompliment sein durfte. Auf dem ganzen Platz war während unserer Verhandlungen vollständige Ruhe eingetreten. Nachdem der Maire meine Rechnung quittiert hatte, grüßte ich ihn freundlich, er dankte zeremoniell, dann rief ich laut: „Bon soir, mes dames et messieurs! Beaucoup de plaisir!“ machte kehrt und begab mich wieder langsam, säbelrasselnd und sporenklirrend nach der Porte de Mézières. Niemand antwortete. Niemand begleitete mich außer mein Gendarm. Mein Schielen nach der kleinen, niedlichen A. war umsonst; ich sah sie nicht mehr. Vor dem Tore hatten Leutnant Brünn und der Jäger

ein wahres Monstrum von einem Stein aufgeladen. Ich betrachtete denselben und besah mir das Loch, in dem er gelegen war. Dem Gendarmen erzählte ich lachend, daß mein Kamerad uns einen bequemen Sitz im Wagen vermittels des Steines bereitet habe. Hierauf riß ich noch selbst einen tüchtigen Brocken aus der Mauer, als meinen Fußschemel bedeutete ich dem Franzosen, und gleich darauf fuhren wir beim Mondenschein wieder auf der Straße über Le Tremblois und Rimogne zurück. In beiden Orten war der Bal champêtre im vollsten Gang. Die armen Leute hatten ja seit drei Jahren keinen Schritt getanzt und genossen nun mit vollen Zügen das langentbehrte Vergnügen.

Sobald man unseren Karren erblickte, hörten Musik und Tanz sofort auf. In Tremblois ließ man uns still passieren. In Rimogne aber ließ ich halten, um unseren Gendarmen abzuladen, und kaum hatten wir uns ohne denselben wieder in Bewegung gesetzt, so ertönten alle möglichen nicht gerade schmeichelhaften Bezeichnungen hinter uns her, und auch ein Stein begleitete uns in der Höhe unserer Köpfe, um dann unschädlich in die Büsche seitwärts der Straße zu fliegen. Brünn wollte den Attentäter durch einen über ihn hinweggefeuerten Revolverschuß erschrecken. Ich hielt ihn aber davon ab, um nicht eine unangenehme Szene heraufzubeschwören, bei der wir sicher den kürzeren gezogen hätten. Die guten Leutchen wollten doch auch einmal ihren Spaß haben, den wir ihnen drei Jahre gründlich verdorben hatten, und da es uns nicht schadete, dachte ich mir: „Warum denn nicht?“

Nachts 1½ Uhr kamen wir wieder in Tournes an. Am anderen Morgen vor dem Abmarsch des Bataillons lieferte ich unseren Stein ab. Er wurde aber nicht in seiner urwüchsigen Größe mitgenommen, sondern zerschlagen und betrat daher nur stückweise den deutschen Boden. Der größte Teil desselben ruht jetzt im Hohenzollernmuseum in Berlin und verkündet, daß auch jene Ardennenfestung im großen Kriege den siegreichen deutschen Waffen erlag. Ein kleines Stück liegt vor mir auf meinem Schreibpult, und so oft ich den darauf geschriebenen Namen

erblicke, denke ich doch mit Vergnügen an unsere Okkupationszeit in Rocroi und an den Befreiungsball seiner Bewohner.

Jedenfalls war ich der letzte Deutsche, der diese kleine, düstere Festung, in der wir doch recht vergnügt gewesen, verließ.

Der Heimmarsch bot noch manchen Reiz.

Die Frauen und Kind und Kegel waren schon vorausgeschickt worden, alle „impedimenta" führten seit Wochen die Sammelzüge in die Heimat, und so marschierten wir wieder kriegsmäßig, d. h. nur mit dem ausgerüstet, was für den Krieg vorgeschrieben ist, durch Frankreich zurück. Unsere beiden Bataillonsfüchse, die an einen Trainwagen angehängt waren, bildeten die einzige unvorschriftsmäßige Zutat.

Am zweiten Tag passierten wir das Schlachtfeld von Bazeilles.

„Seht, ihr Jungen (es galt diese Anrede den zwei letzten Jahrgängen von Jägern, die den Krieg nicht mitgemacht), seht ihr diese Parkumfassung. Die haben wir mit Hurra genommen. Da wurde der Hauptmann Zimmer verwundet; dort fiel der Leutnant Ulmer; hier sind wir vorgestürmt, daß den Franzosen Hören und Sehen verging; auf jener Höhe stand die französische Mitrailleusenbatterie, die wir erobert, und jetzt seht, da kommt es, das schwarze Marmordenkmal mit der einfachen Inschrift: ‚Hier ruhen 500 brave Bayern'."

„Halt! Gewehr ab! — Jäger, ein Vaterunser für die gefallenen Kameraden! — Helm ab! Zum Gebet!" — Lautlose Stille.

„Helm auf! Das Gewehr über! Musik, den Parademarsch! Bataillon marsch!"

Stramm haben wir vor dem Erinnerungsdenkmal für unsere braven Toten defiliert. Es muß die Kameraden droben im Himmel gefreut haben, wenn sie herunterschauten und bemerkten, wie gut auch der Nachwuchs einschlug.

Sollen sich auch nicht irren in uns. Viele leben noch, die der neuen Generation aus Erfahrung erzählen können, wie jene sich 1870/71 geschlagen. Dadurch erhält sich der alte Geist. Die Jungen aber bringen neue Kraft mit und neues Verlangen,

fürs Vaterland zu siegen, wenn uns ein Feind, komme er, woher er wolle, zum Kampfe herausfordert.

Darum ist es noch immer wahr, was wir damals, als wir das Schlachtfeld von Sedan nun für immer verließen, laut schallend durch das Tal der Maas erklingen ließen: „Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein."

Das eine hat sich nur geändert, die Wacht ist vorgeschoben an die Mosel, denn der Vater Rhein ist ganz deutsch und wird es hoffentlich auf immer bleiben.

Unser Marsch führte uns im Chierstal entlang, und wir lernten dadurch wieder einen uns fremden, sehr schönen Landstrich Frankreichs genauer kennen.

Teils weil ich in den Orten einquartiert war, teils durch Ausflüge an den Rasttagen konnte ich noch Carignan, Montmédy, Longyion und Longwy besichtigen, und besonders letzteres gefiel mir recht gut. Freilich merkte man hier und in Montmédy noch ganz bedeutend die Wirkung der deutschen Granaten.

Von Longyion aus verließen wir die Chiers und wandten uns südöstlich direkt gegen Metz.

Am 24. Juli 1873 kamen wir nach Briey, einem netten, freundlichen Städtchen. Es war unser letztes französisches Quartier. Am 25. früh 6 Uhr marschierten wir weiter über Auboué auf der Landstraße nach Metz.

Jetzt erstiegen wir den Ostrand des tief eingeschnittenen Tales der Orne.

Dort liegt Ste. Marie-aux-Chênes, dahinter St. Privat auf der Höhe! Und hier — schaut nur hin — schwarz-weiß-rot! Das ist ja der deutsche Grenzpfahl! Wir sind wieder in Deutschland, in der Heimat. Hurra! Hurra! Hurra!

Mit diesem Kampf- und Siegesruf hatten wir vor drei Jahren die deutsche Grenze verlassen, um blutigen Tagen, ernsten und mühevollen, aber auch unendlich großartigen, erhebenden und beglückenden Tagen entgegenzugehen — mit ihm kehrten wir wieder zurück, reich an Erfahrungen, stolz auf das, was wir geleistet, zufrieden mit uns selbst.

Ein trauriger Gedanke mischte sich bei uns „Alten" freilich bei, wenn wir das Bataillon betrachteten, wie es jetzt aussah. Stolz, tüchtig, brav — ja. Aber es war ein anderes Bataillon geworden. Von den 23 Offizieren, mit denen das 1. bayerische Jägerbataillon am 5. August 1870 bei Altenstadt den französischen Boden betrat, kehrten fünf mit demselben am 25. Juli 1873 in die deutsche Heimat zurück, und selbst von diesen trugen drei den Keim der Folgen der erlittenen Strapazen so stark in sich, daß sie nach kurzer Zeit um ihre Pensionierung bitten mußten. Nur mein Freund, der Premierleutnant Schmeckenbecher — er ist im Jahre 1893 einem schweren Leiden erlegen — und ich blieben von den „Alten" übrig. Wir hatten alles überdauert.

Gleich nach dem deutschen Grenzpfahl stießen wir auf die Spuren des mörderischen Kampfes, der hier gewütet. Zahlreiche Gräber sprachen von der heldenmütigen Tapferkeit der preußischen Garden und des sächsischen Armeekorps, und die Formation des Geländes zeigte uns, daß, um hier vorzugehen, wirklich todesmutige, unerschütterlich tapfere Truppen nötig waren.

„Das sieht ja gerade aus wie bei den Höhen von Loigny," meinte der Feldwebel Albrecht.

„Ist auch ganz ähnlich. St. Privat liegt fast gerade so wie das Dorf Loigny. Beide beherrschen die Umgegend vollständig, und um sie zu nehmen, muß man fast zwei Kilometer über das freie Feld vorstürmen."

„Und dies haben die preußischen Garden und die Sachsen im ersten Anlauf genommen?"

„Nein. Auch hier verteidigten die Franzosen auf das zäheste den Dorfrand, und erst nach langem, hartem Kampfe, nach furchtbaren Verlusten errangen die Angreifer durch unermüdliches Drauflosstürmen, durch ganz außerordentliche Tapferkeit und durch rücksichtslose Todesverachtung den Sieg."

„Aber wir können uns doch neben ihnen zeigen, Herr Leutnant?"

„Gewiß könnt ihr das, und wenn euch einst Preußen

und Sachsen von St. Privat erzählen, dann, Erlenbauer und Albrecht, dann zeigt auf euere goldenen Militärverdienstmedaillen und das eiserne Kreuz und sagt: ‚Das haben wir in den Schlachten um Orleans erkämpft‘, und ihr werdet sehen, die Sieger von Metz reichen euch die Hände mit den Worten: ‚Kameraden, wir haben Gleiches geleistet‘."

Wir zeigten nun unseren Jägern soweit als möglich das ganze Schlachtfeld und besuchten viele der Gräber, von denen uns damals das des Kaiserin-Augusta-Gardegrenadierregiments am meisten auffiel. Die jetzt in der Gegend von Metz errichteten großen Denkmäler waren teils noch im Bau, teils nicht begonnen oder wir kamen nicht in ihre Nähe.

Unser Quartier war Woippy, wo wir jedoch nur bis abends 10 Uhr verweilen durften. Dann marschierten wir weiter durch Metz hindurch nach dem Bahnhof von le Sablon. Dort wurden wir am 26. Juli früh 2 Uhr einparkiert, und um $2^1/_4$ Uhr fuhr der Zug unter den durch die Nacht schallenden Klängen unserer Musik und den Jubelrufen der Jäger ab, um uns über Kaiserslautern, Stuttgart, Eßlingen und Memmingen nach Kempten zu bringen. Die genannten Städte sind jene, in welchen man uns feierlich begrüßte und mit allen möglichen Erfrischungen beschenkte.

Am 27. Juli früh 10 Uhr kamen wir in Kempten an. Die ganze Stadt prangte in schönstem Festschmuck; fast alle Bewohner begrüßten uns an der Bahn; reizende Festjungfrauen überreichten uns Buketts und Kränze, und sämtliche staatlichen und städtischen Behörden hießen uns feierlich willkommen.

Ich aber hatte für all dieses kein rechtes Auge, denn mich erwartete meine liebe Braut, die mit den Ihrigen zu meinem Empfange von München herbeigeeilt war.

Nach dem Einmarsch folgten alle möglichen Festlichkeiten; die Demobilmachung des Bataillons erforderte viel Zeit und Mühe, und erst allmählich kam man in die alten, ruhigen Friedensverhältnisse zurück.

Dann begann wieder der Dienst, und der geht seinen ruhigen Weg mit dem gleichen Ernst fort, wie vor dem großen Krieg, damit, wenn Fürst und Vaterland von neuem rufen, die braven Jäger des 1. bayerischen Bataillons die scharfe Prüfung wieder ebenso glänzend, ebenso siegreich bestehen wie 1870/71.

Schlußwort.

Immer weiter könnte ich erzählen, denn die Erinnerungen aus jener großen Zeit sind zahllos. Es würde den Leser ermüden.

Ist es mir gelungen, den Kameraden von damals die gemeinsamen Erlebnisse wieder frisch ins Gedächtnis zu rufen und alle Freunde soldatischen Wesens für unser Tun und Treiben in Frankreich zu interessieren, so bin ich zufrieden.

Möge aber auch der äußere und der innere Feind, dem der Zufall diese Blätter in die Hand spielt, aus denselben erkennen, welcher Geist in unseren Truppen waltete und waltet, nämlich der:

„Gut und Blut, alles
für Kaiser und Reich!"

Nach 25 Jahren, am 28. Juli 1895, standen wir, der Rest der alten ersten Jäger von 1870, wieder in Kempten. Von allen Seiten waren die Veteranen herbeigeeilt, den Tag des Ausmarsches, die Erinnerung an jene große Zeit zu feiern. Acht Offiziere und wohl an vierhundert Unteroffiziere und Jäger, die gemeinsam gegen den Feind gekämpft, begrüßten, umarmten und küßten sich. Oft erkannte man sich lange nicht. Man mußte fragen.

„Sie sind — du bist der Aubele?" „Und du der Oberjäger Erlenbauer?"

„Ja, ich bin's!"

„Herr Leutnant! — Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, Sie sind's doch, Herr Tanera?"

„Gewiß. Und Sie sind mein alter Bur, Sie das Bötterle, der Fichtel, der Mögele, der Würstle, der Schlatter, der Bader, der Schwaninger usw."

Die rührenden Erkennungsszenen nahmen kein Ende.

Das Schönste, Herrlichste, Erhabenste am ganzen Fest war aber der Parademarsch vor unserem alten Schmidt.

Ja, lieber Leser, der alte Schmidt lebte auch noch und war ebenfalls nach Kempten gekommen. Wir alle, wir haben ihn fast vergöttert. Da stand er, eine schöne Greisengestalt, umgeben von unseren Nachfolgern, den jetzigen Offizieren des 1. Jägerbataillons, und wir marschierten vorbei:

1. Kompanie Eder und Müller.
2. „ **Gries und Baumgärtner.**
3. „ Zu-Rhein und Tanera.
4. „ Prestele.

Hinter uns die alten Veteranen, jeder die Kriegsdenkmünze, die Ehrenzeichen auf der Brust, wetterharte Männer, viele Väter von Söhnen, die schon wieder im Bataillon dienen.

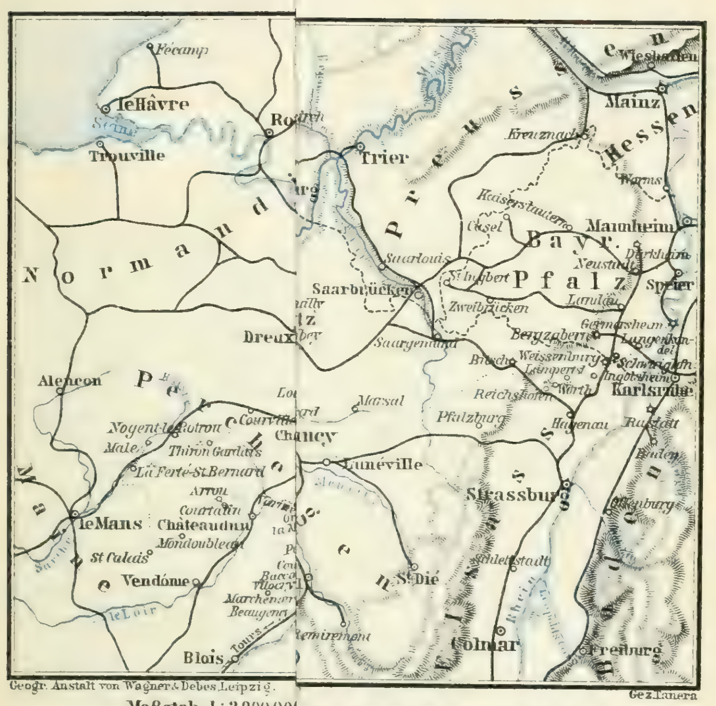
Wie haben wir stolz diesen Parademarsch ausgeführt! Wie leuchtete das Auge des alten Schmidt, nunmehr General der Infanterie, vor Freude und Rührung!

In diesem Augenblick haben wir uns wieder gefühlt wie vor 25 Jahren; wir waren noch einmal die alten Jäger von 1870 geworden. Aber nicht nur schöne Erinnerungen weckte das prächtige Fest, auch düstere. Mir kamen alte, liebe Namen in den Sinn, wie Ulmer, Gravenreuth und andere, besonders aber der meines unvergeßlichen Freundes Schmeckenbecher.

Erinnerung bringt Stolz und Freude, aber auch Leid.

Wer weiß, wie lange es dauert, so gehöre ich selbst auch nur **noch zu den „Erinnerungen"**.

Jetzt lege ich die Feder aus der Hand.

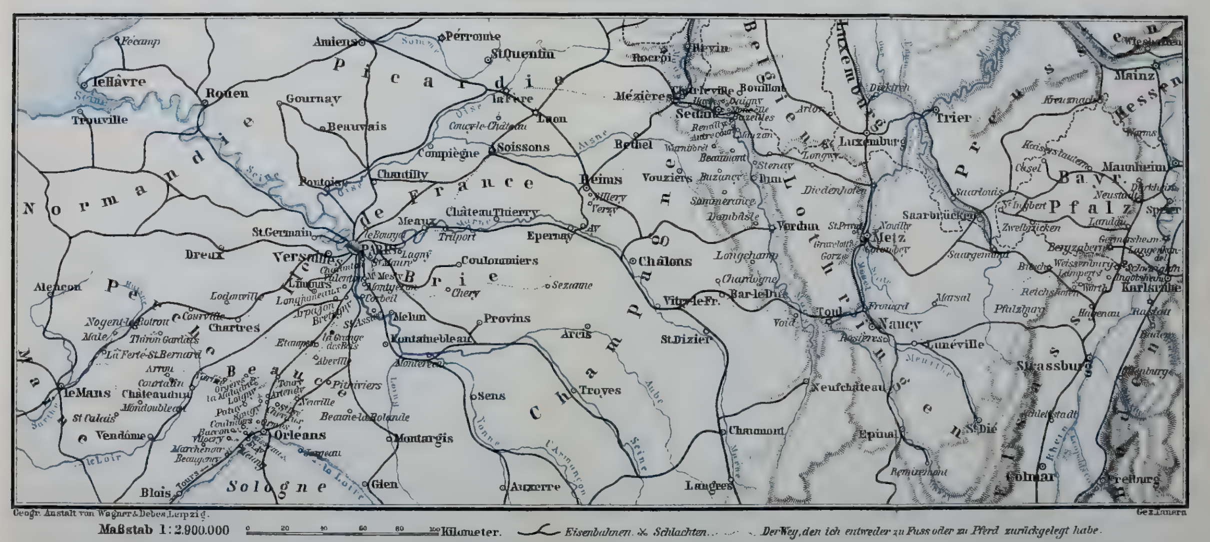


Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Gez. Lanera

Maßstab 1 : 2.900.000 | zu Fuss oder zu Pferd zurückgelegt habe

ÜBERSICHTSKARTE VON
NORDOST-FRANKREICH
aus den Jahren 1870-71.



Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Maßstab 1:2.900.000 — 0 20 40 60 80 100 Kilometer. Eisenbahnen. ✕ Schlachten. Der Weg, den ich entweder zu Fuss oder zu Pferd zurückgelegt habe.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Oskar Jäger
Deutsche Geschichte

Zwei Bände (Band I: Von den Anfängen bis zum westfälischen Frieden, Band II: Bis zur Gegenwart) mit 220 Abbildungen und 15 historischen Karten. Jeder Band kostet in Leinwand gebunden M 7.50, in Liebhaberhalbfranzband M 10.—

„Das Buch verbindet wissenschaftliche Zuverlässigkeit mit volkstümlicher und doch gewählter Schreibweise und trifft in der Ausführlichkeit mit wirklich großem Geschick die rechte Mitte." Liter. Zentralblatt. — „Mit vollkommener Beherrschung und geschickter Verteilung des fast unübersehbar großen Stoffes ist hier in klarer, prägnanter und doch den Ton der Erzählung aufs glücklichste festhaltender Darstellung die Entwicklung des deutschen Staats-, Kultur- und Geisteslebens in engem Rahmen vortrefflich geschildert. Die reiche pädagogische Lebenserfahrung des Verfassers, die milde Weisheit des Alters spiegelt sich in der abgeklärten Ruhe der Darstellung und in der bei aller patriotischen Wärme doch nie verleugneten Besonnenheit und Objektivität des Urteils." Vossische Ztg. — „Ich wünsche, daß dieses mit so warmer Liebe und doch mit aller Objektivität des Forschers geschriebene, klar durchdachte, im anschaulichen Stil der Erzählung gehaltene Werk ein rechtes Volksbuch werde. Alt und Jung, der Hochgebildete und der Mann aus dem Volke, werden an diesem schlichten und doch eindringlichen, von keiner politischen oder religiösen Engherzigkeit oder Parteilichkeit eingeschnürten und eingepackten Werke Freude haben." Hans Benzmann (Eckart). — „Was man hier vor sich hat, ist die völlig ausgereifte Frucht einer in jeder Hinsicht abgeklärten, von edlem Feuer für die Sache des Deutschtums beseelten, von souveräner Beherrschung des Stoffes zeugenden Denkarbeit, frei von allem, was auf blendende Wirkung zielt." Gymnasialdirektor Dr. W. Martens (Frankfurter Zeitung). „Ein solches Buch darf wohl im besten Sinn ein deutsches Hausbuch genannt werden und verdient, daß es diesen ihm gebührenden Platz überall einnehme." Geheimrat Dr. M. Dreßler (Karlsruher Zeitung). — „Seine Aufgabe erfüllt das Werk in ernster und edler Weise: kräftiges Nationalgefühl paart sich darin mit durchgebildetem politischem Verständnis und Augenmaß; ein schlichter, durchsichtiger Sprachstil, der überall die Sache, das Tatsächliche festzuhalten weiß, stellt sich in den Dienst eines Erzählertalentes, dem zumal auf den Höhepunkten vaterländischer Ereignisse etwas von einem volkstümlich epischen Zug eigen ist." Westermanns Monatshefte. — „Das Buch erschließt weit mehr als nur die politische deutsche Geschichte: es führt uns den gesamten Werdegang der Nation vor und flicht im gegebenen Moment auch Exkurse auf die Gebiete von Kunst und Wissenschaft, Religion und Dichtung und das kulturelle und soziale Leben überhaupt ein." Baseler Nachrichten.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München



